Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Schriften

von

Friedrich von Gentz.

Ein Denkmal.

Von

Guſtav Schleſier.

Zweiter Theil.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1838.

Digitized by Google

Kleinere Schriften

von

Friedrich von Gentz.

Herausgegeben

von

Guſtav Schleſier.

Erſter Theil.

Mannheim.

Verlag von Heinrich Hoff.

1838.

Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
27 NOV 1973
LIBRARY

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Theiles.

Kleinere Schriften.

Seite.

Sendſchreiben an Friedrich Wilhelm III. 3
Ueber die Preßfreiheit in England und die Briefe von Junius 33
Die Preßfreiheit in England 39
Ueber die Briefe von Junius 116
Beitrag zur geheimen Geſchichte des Anfangs des Krieges von 1806 185
Oeſterreichiſches Manifeſt von 1809 334
Oeſterreichiſches Manifeſt von 1813 367
Ueber die Deklaration der 8 Mächte gegen Napoleon (1815) . 394
Ueber den zweiten Pariſer Frieden und gegen Görres 399

Digitized by Google

Kleinere Schriften.

Erſte Abtheilung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sendſchreiben an Friedrich Wilhelm III.

Vorbemerkungen.

Für Preußen, für Deutſchland, für Europa ſelbſt war die Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms des Dritten ein großer, gewichtvoller Moment. Die franzöſiſche Revolution hatte ſchon Jahre lang Staaten und Völker in Schrecken und Verwirrung gebracht. Das deutſche Reich, in unbegrenzter Zerſplitterung und tiefem Verfall nationaler Geſinnungen, ſtand ohnmächtig dem energiſchen Coloß neufränkiſcher Republikaner entgegen. Preußen fühlte, daß jetzt dem Sturm kein Einhalt gethan werden könne, und daß es nutzlos ſeine ſchon ſtark angegriffenen und vom übrigen Deutſchland ſchlecht unterſtützten Kräfte verſchleudere. In dieſer Lage ſchloß es ſeinen verhängnißvollen Basler Frieden mit dem franzöſiſchen Convent. Der größte Theil des nördlichen und mittlern Deutſchlands ward durch die Demarcationslinie unter den Schutz dieſes Friedens geſtellt, während Oeſterreich mit dem übrigen Reſt deutſcher Lande den Streit mit Frankreich allein ausfocht. Da waren nun Aller Augen auf den neuen Regenten, der wenige Jahre nach jenem Frieden den preußiſchen Thron beſtieg, gewendet. Welche Richtung, fragte ſich Deutſchland, fragten ſeine eigenen Unterthanen, wird die Politik des nördlichen Hauptſtaates unter einem Führer nehmen, zu deſſen edeln Eigenſchaften ſchon vorher das gerechteſte Vertrauen obwaltete?

Digitized by Google

Wenn überhaupt das äußere Auftreten eines Staats mit dem Leben und Walten in ſeinem Innern auf's innigſte zuſammenhängt, ſo war für die jugendliche Macht Preußens, und die Natur dieſes Staates die Lage und der Umſchwung ſeiner innern Zuſtände, und gar ein Thronwechſel in jener bewegten Zeit von noch größerem Gewicht. Die Monarchie Friedrichs des Zweiten hatte nur durch größtmöglichſte geiſtige Regſamkeit, nur durch eine Concentration ihrer Kräfte, die das Genie des Königs hervorgerufen hatte, ſeine Stellung in Europa errungen. Durch dieſelben Mittel allein, durch die ſie entſtanden war, konnte ſie erhalten oder erhoben werden, und in ſtürmiſchen Zeiten, wie ſie das Ende des vorigen Jahrhunderts und der Anfang des jetzigen brachten, hing von dieſer innern Kräftigkeit einzig die Rettung des Staats, und zum großen Theil das Schickſal Deutſchlands ab. Es war eine ſchwere Aufgabe, Friedrichs des Großen Nachfolger zu ſein. Wer Friedrich Wilhelm II. Geiſt, wohlmeinende Geſinnung, und ſchöne ritterliche Gaben abſprechen will, der hat über die Verderbniß, die, ſobald die Spannkraft jenes kraftvolleren Armes nachließ, unaufhaltſam über dieſen Staat hereinbrach, und den Fürſten mit einem unheilvollen Netze umſtrickte, nicht hinausgeblickt auf das Beſſere, das trotz dem von ihm bezweckt, und zum Theil auch, wenn ſchon unzureichend, verwirklicht wurde. Von vorn herein in eine, bei Nachfolgern großer Männer oft wiederkehrende Schiefe und Luſt des Widerſpruchs gegen die rauhe, aber großartige Geſinnung des Vorgängers geſtellt, verweichlicht, wie ſo mancher Erbe großen Vermögens, eigenwillig, und den Einflüſſen kleiner, im Düſtern ſchleichender, dienſtbarer Geiſter, zu leicht hingegeben, vermochte Friedrich Wilhelm Schlaffheit und bald Verfall nicht von einem Staate abzuhalten, dem Energie und Wachsthum unumgänglich geboten war. — Die Aufklärung und der Kriegsgeiſt waren die Säulen, auf denen die Monarchie Friedrichs begründet war. Mochte auch im Geiſte des Zeitalters ſeichte Aufklärerei und frivole Denkart etwas zu weit um ſich gegriffen haben, ſo war dies doch immer beſſer, als die Frömmelei und der Geiſtesdruck, der Gewiſſenszwang und die Feſſeln, die dagegen unter

der nachfolgenden Regierung zum Heil erwählt wurden. Die Geſinnung der Preußen und der deutſchen Völker war unter Friedrichs freigeiſtiger Herrſchaft erſtarkt, unter ſeines Nachfolgers Gegendruck ermattete ſie wieder, und wirklich frivole, kleinherzige Geſinnung niſtete ſich erſt ein, als man um der Heiligkeit willen den Geiſt in ungebührliche Feſſeln legte. — Der preußiſche Staat war in jener Zeit noch gar kein lebensvoller Organismus, er glich eher einer auf nächſte Zwecke wohlberechneten Maſchine, deren bewegendes Prinzip das Herz, das Auge, der Geiſt und vor Allem der Wille ſeines Königs ſein mußten. Mit Friedrich II. erloſch dieſe erforderliche Energie, nnd der Staat ſank ſchon, der kaum emporgeſtiegen war. Die Verwaltung verſchlechterte ſich in unzähligen Mißbräuchen, die Finanzen zerrütteten bei ohnedies karg zugemeſſenen Kräften, das Staatsgut, das zur Rettung in der Noth dienen ſollte, ward im Frieden verſchleudert, die äußerlichen Angelegenheiten wurden auf eine prinziploſe und das Anſehen der Monarchie kompromittirende Weiſe geleitet; der Geiſt des Militärs verlor an Halt und Würde, die öffentlichen Anſtalten verknöcherten unter dem Druck vorgeſchriebener Denkweiſen, die Juſtiz war willkürlichen Eingriffen preisgegeben, die Herrſchaft der Günſtlinge und eines lahmen Miniſterialismus an der Tagesordnung; die Verderbniß von Oben wirkte anſteckend auf die ſtets empfängliche und kaum erſtandene Geſinnung des Volkes zurück. So war es mit Preußen beſchaffen, als ein Sturm über Europa kam, dem kaum ein wohl erhaltener, friſcher Staat hinreichenden Widerſtand zu leiſten vermocht hätte. Im übrigen Deutſchland, in den kleinen Staaten zumal, war noch weniger Tröſtendes zu finden. Faſt mußte man fürchten, daß das harte Wort Mirabeau's über die anfängliche Macht Preußens in Erfüllung gehen werde: **pourriture avant maturité.**

Es iſt hier nicht der Ort, der Religions- und Cenſuredikte, der Intoleranz, der myſtiſch-pietiſtiſchen und krypto-katholiſchen Umtriebe jener Zeit zu gedenken, die jetzt „im Reiche des großen Königs an der Oſtſee", wie erfolglos immer, doch ihren Sitz aufzuſchlagen wagten. Nur der Fall ſoll als Zeugniß für die damalige Lage in

Erinnerung gebracht werden, daß ſelbſt ein Mann von ſo wiſſenſchaftlicher Gemeſſenheit und Tiefe, als Kant, der Königsberger Weiſe, war, unter der Herrſchaft dieſes irregeleiteten Fürſten, um einer ſeiner Schriften willen miniſteriellen Rügen ausgeſetzt war, und an ſeiner Ehre angegriffen, ſich faſt genöthigt ſah, bis zum Tode Friedrich Wilhelms II. jede Berührung gewiſſer Gegenſtände der praktiſchen Philoſophie von ſich zu weiſen; daß alſo ſelbſt die aufklärende Stimme eines Geiſtes verſtummen ſollte, deſſen warnendes, abwehrendes, verdammendes Urtheil inmitten des revolutionären Taumels für Deutſchland wenigſtens eine unberechenbare Wohlthat war. Aus Furcht vor dem Geiſte, der die Revolution anfachen half, lähmte man ſelbſt den edlern Geiſt, der ſie allein kräftig und nachhaltig zu bezwingen vermochte.

Auch auf das Innere der Monarchie alſo und ganz vorzüglich dahin ſah bei der Thronbeſteigung des jetzigen Königs jeder Preuße, jeder Deutſche mit erwartungsvollen Blicken. Es war eine Zeit voll ſchwerer Bedrängniß. Staaten ſanken, die man kurz zuvor noch blühend erachtet hatte. In dem Reiche des großen Königs nagte ſchon der Wurm. Ein junger Prinz, auf den ſchon Friedrich einſt ſeine Hoffnungen geſetzt hatte, beſteigt den Thron, ein rein erhaltenerer Zögling in einer verderbten Zeit, in gefährlichen Umgebungen. Wie feſt und ſchön der Wille ſein mochte, es warf ſich doch eine ſchwere Verantwortung auf das Fürſtenhaupt, am Tage, als es dieſen vielbedrohten und umwitterten Thron einnahm. Wie viele Stimmen mußten in ſeiner Bruſt erwachen, wie viele Wünſche ſeiner Unterthanen riefen ſchweigend zu ihm empor! Wird er das Erbe großer Vorgänger und großer Beſtimmung unverſehrt und blühend an ſeine Nachkommen übertragen?

Da ward auch eine Stimme laut, eine wohlbekannte, mannhafte, kecke und was damals das Auffallendſte war, eine Stimme aus Preußen ſelbſt. Friedrich Gentz, der als Kriegsrath in Berlin angeſtellt war, und ſich als einer der muthvollſten Wortführer gegen die franzöſiſche Revolution und ihre Grundſätze, namentlich durch ſeine Ueberſetzung von Burke's bekanntem Werke, einen

bedeutenden Namen gemacht hatte, richtete an Friedrich Wilhelm III., bei deſſen Thronbeſteigung am 16. Nov. 1797 ein gedrucktes Sendſchreiben, worin er ſich zum Sprecher für Millionen aufwarf, die Wünſche preußiſcher Vaterlandsfreunde in großen Zügen zuſammenſtellte, das, was noth war, beleuchtete, und ſelbſt gewagte Forderungen mit einer bis zur Verwegenheit kecken Freimüthigkeit ausſprach. Dieſe ungewohnte, und durch den einzigen Vorgang eines Ausländers, und noch dazu eines Mirabeau, noch nicht gangbar gewordene Anſprache des Unterthans, gegenüber einem ſo mächtigen Fürſten, dazu gerade von einem ſo antirevolutionären Autor, der Geiſt, das Feuer, die Beredſamkeit, der Freimuth, die darin walteten, machten in ganz Deutſchland ungemeines Aufſehen. In mehreren Zeitungen wurde ſie abgedruckt, und von allen Gentziſchen Schriften hat ſich vielleicht keine eines ſo lebendigen, populairen, und doch dabei faſt zweideutigen Andenkens zu erfreuen gehabt, als — dieſe Jugendarbeit. Denn als eine ſolche muß man ſie ohne Zweifel betrachten. Zwei Jahre ſpäter ſchrieb Gentz ein hiſtoriſch politiſches Journal, deſſen Aufſätze an Tiefe, Eigenthümlichkeit, Umſicht und Reife die meiſten früheren Schriften, und beſonders die vorliegende, weit überragten. In dieſer Pauſe hatte er ſichtbarlich eine höhere Stufe ſeiner Entwicklung erſtiegen.

Dieſes Sendſchreiben iſt aber dennoch, die ganze Abſicht und Haltung einmal zugegeben, ein kleines Meiſterſtück politiſcher Rede, und als ſolches, wie als denkwürdiges Dokument aus der neueren Geſchichte Preußens der Bewahrung im höchſten Grade würdig, und hat deßhalb ſeine Stelle in dieſer Sammlung gefunden. Was die Form anbelangt, ſo dürfte einzig und allein an der mit auffallender Ausführlichkeit und Vorliebe aufgenommenen Domänenfrage einiger Anſtoß genommen werden, ſonſt iſt das Ganze die gerundetſte, gedrungenſte, alle inneren und äußeren Staatsfragen in großen Hauptzügen umfaſſendſte Darſtellung, die man wünſchen kann. Was den Inhalt anbelangt, ſo beſcheide ich mich, die bemerkenswertheſten Züge hervorzuheben, und an den Punkt, der der Schrift

den Stempel aufdrückt, ein Urtheil über das ganze Unternehmen zu knüpfen.

Allerdings ſind in dieſem Schreiben Hauptmomente der geſammten Staatskunſt und politiſchen Weisheit niedergelegt. Wahrheiten, für welche dieſe ſein geſchliffene Form, die ihnen Gentz leihen konnte, die allein würdige Faſſung iſt. Auch die Feinheit, mit welcher der Verfaſſer über die vorige Regierung und ihre Gebrechen hinwegſchlüpft, geziemte ſich bei dieſer Gelegenheit, und zeigte ſchon von einem Geſchick, das Gentz nachmals als größter Virtuos zu üben verſtand. Merkwürdig iſt es, daß das Sendſchreiben in Rückſicht auf äußere Verhältniſſe des Staates nicht etwa blos die Aufrechthaltung des Friedens überhaupt feſtſetzt, ſondern auch in der damaligen Lage Europas zwar ein Gerüſtetſein gegen ungerechte Angriffe, zugleich aber die Aufrechthaltung des bisherigen preußiſchen Friedenszuſtandes fordert. Alſo findet ſich hier noch gar kein Bezug auf die allgemeinen Angelegenheiten Deutſchlands, in welchem Gentz nachher ſein höchſtes Verdienſt ſuchte und fand. Freilich war bei der Thronbeſteigung des Königs die Friedensgeſinnung ſo übermächtig, und die Nachwirkung der letzten Feldzüge noch ſo neu, daß die Kriegspartei in Berlin erſt ein Paar Jahre nachher anwuchs und ihre Forderungen lauter zu äußern wagte, wo dann auch Gentz eine andere Sprache redete. Es bleibt jedoch dieſe Lücke der empfindlichſte und auffallendſte Mangel dieſes Schreibens. — Dagegen ſoll es Niemand verwundern, wenn in jener Zeit auch unſer Autor in die Vollkommenheit des preußiſchen Militärs ein unbedingtes Vertrauen ſetzt. An die Inſtitutionen des großen Königs glaubte man damals noch ſeinen ſiegreichen Genius gekettet, und die Feldzüge am Rhein, die, wenn ſchon unglücklich, doch keine Schmach der preußiſchen Waffen geweſen waren, hatten die öffentliche Meinung noch in dieſer Täuſchung gelaſſen. — Doch die Spitze des ganzen Sendſchreibens iſt die Forderung unbedingter Preßfreiheit, mit welcher es ſchließt. Ganz abgeſehen von der Zuläſſigkeit der Forderung ſelbſt, muß man dies ganze, ohnehin gewagte Unternehmen unſeres Sprechers, wenn wir es auch an ſich in aufgeklärten

Staaten als erlaubt anſehen, gerade wegen dieſes Schluſſes für überboten, und deshalb beinahe unerlaubt erklären.

Wenn bei dem Wunſche und Streben nach größtmöglicher Freiheit geiſtiger Mittheilung und öffentlicher Debatte die Gewähr einer von jeder Präventiv-Maßregel freien Preſſe doch ein Problem bleibt und vielleicht immer bleiben wird, welches nur von der umſichtigſten Staatskunſt und der geſammten Verfaſſung eines Staats entſchieden werden kann, wenn man bei der aufrichtigſten Liebe zur freien Gedanken-Mittheilung doch das Recht und das Wohl der Geſammtheit höher ſtellen muß, als jene Freiheit des Einzelnen, und auf keinen Fall für einen beſtimmten Staat oder beſtimmte Zeitverhältniſſe gerechte und vernünftige Schranken dieſer Freiheit von vorn herein verdammen darf, ſo war in den damaligen Zuſtänden der preußiſchen Monarchie und des deutſchen Reiches, und in einer Zeit, wo die Hälfte Deutſchlands im Kampfe begriffen, die andere jeden Augenblick bedroht war, wo endlich die fürchterlichſte Zerrüttung im Weſten alle Grundlagen europäiſcher Ordnung und Civiliſation zu vernichten geſonnen ſchien, das unbedingte Verlangen eines deutſchen Staatsbürgers nach Preßfreiheit, und noch dazu bei dieſem Anlaß, zwar mannichfach zu entſchuldigen und zu erklären, trotz dem aber nicht blos unpolitiſch, ſondern geradezu verwegen, und man dürfte behaupten, daß der Verfaſſer des Sendſchreibens, indem er die ſchuldige Rückſicht aus den Augen verlor, und das Ziel, das er ſich ſetzen mußte, überſprang, Haltung und Zweck auf faſt verletzende Weiſe verfehlt habe. Daher iſt es ſehr treffend und ergötzlich, wenn Göthe ſich um dieſe Zeit in einem Briefe an ſeinen Freund Schiller über die Verlegenheiten und Fehlgriffe mehrerer ſonſt achtungswerther Zeitgenoſſen alſo äußert: „Der arme Verfaſſer — des goldenen Spiegels (Wieland), der ſo gern den großen Herren Wahrheiten geſagt, der ſich auf die Verfaſſungen ſo gut verſtand, als es noch keine gab, der edle Vorläufer des neuen Reichs muß nun, in den Zeiten der Freiheit, da Hr. P. (Poſſelt) täglich den bloßen Hintern zum Fenſter hinausreckt, da Hr. G. (Gentz) mit der liberalſten Zudringlichkeit ſeinem neuen Könige eine unbe-

Digitized by Google

dingte Preßfreiheit abtrutzt, die Schoßkinder ſeines Alters, die Producte einer Silberhochzeit, gleich namenloſen Liebeskindern verheimlichen.“

Fragt man, wie billig, bei einem ſolchen Mißgriffe eines, in Freiheitsforderungen ſonſt nichts weniger als ausſchweifenden Mannes, wie Gentz war, nach Entſchuldigungsgründen, ſo müſſen wir zugeſtehen, daß der Druck und Mißbrauch unter der vorhergehenden Regierung auch dem ruhig denkenden Geiſt und Bürger alle Beſchränkungen der Preßfreiheit zu entleiden im Stande war, und, wie es unter den Menſchen zu geſchehen pflegt, ein unerträglicher Druck ſelbſt ungebührliches Verlangen nach Befreiung hervorruft. Hatte ſich doch Gentz vielleicht ſelbſt von den Feſſeln, welche die vorhergehende Regierung angelegt hatte, gehemmt gefühlt! —

Ueberdies kommen noch perſönliche Erklärungsgründe dieſes Schrittes hinzu. Ein Autor, der Jahre lang den Principien und Erſcheinungen der franzöſiſchen Revolution, mitten im Taumel der Zeitgenoſſen den muthigſten Widerſpruch entgegen ſetzte, und mit einem großen Theil der Mitlebenden im Kampfe liegt, wird die Heiligthümer, die er trotz dem als unveräußerliches Recht oder dringende Forderung der Geſellſchaft anerkennt, gleichſam als Entgelt oder als Rechtfertigung ſeines ſonſtigen Widerſtandes mit deſto entſchiedenerer Schärfe, ja er wird ſie wohl eher im Uebermaß verfechten. So hatte ſich auch Gentz frühzeitig dem neuen Freiheitsrauſche als unerbittlicher Kämpfer entgegen geſtellt, er lag vielleicht von ſeinem erſten Auftreten an ſogar mit ſo Manchem im Zwiſte, was eine ruhigere Zeit gewähren ſollte und mußte. Doch von gewiſſen Grundgedanken menſchlichen Rechts und geſellſchaftlicher Freiheit hat er trotz ſichtbarſten Modificationen — einzelne Momente ausgenommen, wo er ſich in ſpäterer Zeit zur Vertheidigung zeitweiliger politiſcher Maßregeln, oder zur Rechtfertigung des einmal von ihm halb angenommenen, halb von den nächſten Verhältniſſen ihm aufgedrungenen Syſtems anſchickte, niemals abgelaſſen. Seine glänzendſten und unbefangenſten Schriften, auch aus ſpäterer Zeit, zeigen Anſichten und Wendungen genug, die mit der anfäng-

Digitized by Google

lichſten Keckheit und Ueberzeugung der Jahre, in denen er den Burke verdeutſchte, unverkennbar zuſammenhängen. Was Wunder, wenn er dergleichen Ideen in früherer Zeit mit urſprünglichſter Keckheit ausſprach, wenn er, der nachdrückliche Eiferer gegen den Revolutionsgeiſt, an eine gewiſſe Heftigkeit, an einen Trotz der Aeußerung gewöhnt, wie gegen ſein eigenes Fleiſch wüthend, die gewagteſte Forderung mit derſelben Unbedingtheit, ja faſt Frechheit, an einen Fürſten, der ſo Vertrauen erweckend den Thron beſteigt, richtet.

So ſehr in jener aufgeregten Zeit und bei Genoſſen, die Gentz gewiß nicht wünſchte, die Sendſchrift gerade um ihrer Keckheit willen Anklang gefunden hat, und ſo ſehr ſie mit ihrer wohlgeſtellten, ſententieuſen Manier den Eindruck bei der großen Menge verſtärkte, ſo wenig kann man doch einen bedeutenderen Erfolg von ihr ſpüren. Daß unter der neuen Regierung der größte Theil der darin niedergelegten Wünſche in Erfüllung gebracht werden würde, war bei des Königs edelm Willen, auch ohne ſolche Mahnung, vorauszuſetzen. Zwar ſoll der im Kabinet vortragende Rath Menken zum König, noch ehe dieſer die Schrift von Gentz geleſen hatte, geſagt haben: „Ew. Majeſtät, die Schrift verdient Ihre Aufmerkſamkeit.“ Zwar wurde die größte Zahl der drückenden Maßregeln aus der vorigen Regierung unter der nunmehrigen alsbald weggenommen, ein friſcherer Geiſt athmete in der neuen Verwaltung, und namentlich in den erſten Jahren genoß auch die Preſſe außerordentliche Gunſt und Freiheit. Dieſe Veränderung iſt jedoch lediglich in der Perſönlichkeit des Fürſten ſelbſt zu ſuchen, der über die früheren Mißbräuche die Entrüſtung des Gedrückteſten ſeiner Unterthanen getheilt, und als Kronprinz mit der erlauchten nachmaligen Königin Louiſe weit ab vom Hofe und allen Geſchäften gelebt hatte. — Für Gentz ſelbſt war der Erfolg der Schrift keineswegs günſtig. Denn wenn ſie ſeinen Ruf ausbreitete, und ſeinen nicht gänzlich befangenen Gegnern als Zeugniß dienen konnte, daß er kein blinder Gegner des Zeitgeiſtes, kein unbedingter Vertheidiger der Fürſten- und Regierungsrechte ſei, ſo wäre dieſer Erfolg auf andere Art gewiß gleichfalls zu erreichen geweſen. Durch den anmaßlichen Ton, den er ſich bei dieſer Gele-

Digitized by Google

genheit erlaubt hatte, ſo wie durch ſeine nicht weniger kühnen Angriffe der gewiſſenloſen Verwaltung des in Schleſien dirigirenden Miniſters von Hoym, hatte er ſich die Ungunſt einer mächtigen Partei in Berlin zugezogen, ſo daß ihm jetzt zu glänzenderer Wirkſamkeit in dieſem Staate noch weniger Ausſicht verblieb, was ihn denn mit dazu antrieb, einige Jahre ſpäter den preußiſchen Staatsdienſt gegen eine höhere Berufung und Ausſicht in Oeſterreich zu vertauſchen. Eine weit ſchlimmere Wirkung aber hatte dieſes Sendſchreiben dadurch für Gentz, daß dasjenige, was vordem Vielen als ungemeſſene Kühnheit darin erſchien, zwanzig Jahre ſpäter als größter Vorwurf gegen ihn benutzt wurde, indem zur Zeit der Carlsbader Beſchlüſſe die ächte und falſche Liberalität, ihrerſeits auch nicht ohne Uebertreibung, den Verfaſſer jenes Sendſchreibens, gleichſam zur Strafe für früheren Uebermuth, noch als einen Abtrünnigen behandelte. —

Die Schrift erſchien im Jahre 1797 bei Vieweg dem ältern in Berlin, und ein neuer wörtlicher Abdruck davon nebſt einem Vorwort über das Damals und Jetzt trat 1820 in Brüſſel (Leipzig bei Brockhaus), wie eben erwähnt worden, in polemiſcher Abſicht ans Licht.

D. H.

Seiner Königlichen Majeſtät Friedrich Wilhelm III. bei der Thronbeſteigung allerunterthänigſt überreicht. Am 16. November 1797.

Allerdurchlauchtigſter Großmächtigſter König! Allergnädigſter König und Herr!

Der Augenblick, in welchem ich meine Stimme erhebe, iſt der feierlichſte im Lebenslaufe eines monarchiſchen Staates. Der neuen Sonne, die vom Throne herab leuchtet,

Digitized by Google

ſchließen ſich alle Herzen auf. Eine neue Lebenskraft dringt vom Mittelpunkte aus, und neue Lebensluſt rinnt durch die entfernteſten Zweige. Das Volk wünſcht, hofft, vertraut. Ew. Majeſtät werden dem ein huldreiches Gehör nicht verſagen, der es wagt, einen Theil dieſer Wünſche, dieſer Hoffnungen auszuſprechen.

Es iſt kühn, ſich zum Organ von Millionen aufzuwerfen, und im Namen aller ſeiner Mitbürger zu ihrem gemeinſchaftlichen Vater zu reden. Es iſt weniger kühn an einem Tage, wie der heutige. In dieſem großen Moment ſchmelzen die Bedürfniſſe, die Ausſichten und die Erwartungen aller Individuen einer Nation gleichſam in Eins zuſammen. Es iſt das Wohl des Ganzen, wovon jedes patriotiſche, wovon ſelbſt jedes eigennützige Gemüth das ſeinige hofft. Es iſt die allgemeine Sehnſucht nach Sicherheit, Gerechtigkeit und Friede, in der ſich heute noch jeder einzelne Wunſch verliert. Wer heute für das Vaterland ſpricht, iſt ein wohlbefugter Ausleger der Gedanken eines jeden ſeiner Bürger.

Ew. Majeſtät beſteigen den Thron Ihrer Glorreichen Vorfahren in einem Zeitpunkte, den Schwächlinge bedenklich, den große Seelen beneidenswerth finden müſſen. Gut regieren war immer ein ſchweres Amt. Aber ehemals bedurfte es faſt nur glücklicher Naturgaben, um dieſem hohen Beruf gewachſen zu ſein. Jetzt iſt es die erhabenſte, die geiſtigſte von allen Künſten geworden. Einförmige und gehorſame Maſſen mit wohlwollender Willkühr zu lenken, war immer ein belohnendes, und oft ein ſehr verdienſtvolles Geſchäft. Aber in einen unendlich

mannigfaltigen, ſelbſtſtändigen, und widerſtrebenden Stoff Ordnung und Einheit zu bringen, und Ordnung und Einheit darin zu erhalten — dieſer Genuß, dieſer Triumph war den Regenten unſrer Tage aufbewahrt.

Der Geiſt dieſer Zeit reißt die Menſchen über das Ziel ihrer eignen Beſtrebungen hinaus. Sie vor ihren Ausſchweifungen zu beſchützen, ohne ihre Kräfte zu lähmen, das iſt das ſchöne Problem, was jetzt auf einem Throne gelöſet werden ſoll. Das wahre Wachsthum der Menſchheit gedeiht nicht in Stürmen und Ungewittern. Die Wolken, woraus dieſe ſich zuſammenziehen, mit fernſtehender Weisheit zu zerſtreuen, dem Bürger in der Anordnung und Verwaltung ſeines Staates ein ſichres und untrügliches Werkzeug zur Erreichung aller ſeiner gerechten Zwecke zu zeigen, mit Wohlwollen ſtark, mit Stärke wohlwollend zu ſein, das Ganze mit gewaltiger Hand zu umfaſſen, und doch jedes einzelne Glied nur ſanft und leiſe zu berühren: — das ſind die Thaten, wodurch jetzt wahre Unſterblichkeit zu erringen iſt: das ſind die Thaten, die wir mit beſcheidener Sehnſucht, die wir mit liebevoller Zuverſicht von Ewr. Majeſtät erwarten dürfen.

Das Vertrauen der Unterthanen iſt das wahre Lebens-Princip einer Regierung. Sie kann ohne Zweifel durch bloße Macht dauern, und Jahrhunderte dauern; aber ſie kann ohne Vertrauen nicht leben, das heißt, ſich ihrer ſelbſt als einer Kraft bewußt ſein, die eine große Organiſation geſetzmäßig und wohlthätig bewegt. Ueberdies iſt die Frage: Ob bloße Gewalt Regierungen gründet?

für uns glücklicher Weiſe eine müßige: denn in Ewr. Majeſtät Herzen war ſie längſt entſchieden.

Das erſte Unterpfand jenes Vertrauens iſt das Gefühl, an einem Tage, wie der gegenwärtige, mit ehrfurchtsvoller Freimüthigheit zum Monarchen reden zu dürfen. Fern ſei die thörichte Anmaßung, Ewr. Majeſtät eignen Entſchlüſſen vorzugreifen, Rathſchläge zu anticipiren, die eine erleuchtete Wahl ſchon an ihrer ächten Quelle zu ſuchen wiſſen wird, oder mit einigen allgemeinen Grundſätzen die unermeßliche Reihe von Aufgaben, durch welche ſich das große und mühvolle Leben eines Königes winden muß, umfaſſen zu wollen. Aber ein beſcheidner Blick auf die vornehmſten Zweige der Verwaltung des preußiſchen Staates; ein frommer, ein patriotiſcher Wunſch, der einen ſolchen Blick natürlich begleitet; ein treuer Ausdruck deſſen, was der Geringſte im Volke dunkel, der Gebildete deutlicher und entwickelter denkt — dies, Allergnädigſter König, ſind die erſten Lebenszeichen, welche die Morgenröthe einer neuen Regierung beleuchten, dies ſind die erſten Freudengeſänge, womit eine Nation ihren neuen Herrſcher begrüßen muß. Ew. Majeſtät gehen einer ſo großen Beſtimmung entgegen, ein ſo großer Schauplatz liegt vor Ihren Augen ausgebreitet, ſo große Gefühle erheben in dieſem Augenblicke Ihre Bruſt, daß Nichts als was groß, alſo Nichts als was wahr iſt, ſich Ihnen nähern darf. Es gibt in dem Zeitalter, worin wir leben, nur eine einzige ächt-ſchmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen; nur eine

Digitized by Google

einzige wahrhaft verdienſtliche Art Ihm zu dienen — daß man ſie Ihm keinen Augenblick verhülle.

Was der Preußiſche Staat in dieſem Augenblicke iſt, vermögen Ew. Majeſtät aus dem erhabnen Standpunkte, in welchen das Schickſal Sie geſtellt hat, beſſer als irgend einer Ihrer Unterthanen zu beurtheilen. Die Vorzüge und die Mängel, die Kräfte und die Schwächen, die Krankheiten und die Heilmittel der großen Maſchine entfalten ſich am beſten vor dem, welcher das Ganze überſchaut. Es wäre eben ſo unnütz, mit Lobpreiſungen des Guten, welches wir genießen, als mit Klagen über die Uebel, welche uns drücken, oder drückten, vor Ew. Majeſtät Thron zu treten. Noch viel unnützer wäre es, in der Vergangenheit zu wühlen. Die Vergangenheit gehört der Geſchichte; unſer Ziel, das eigenthümliche Erbtheil aller menſchlichen Weisheit — iſt die Zukunft. Wir gehen ihr mit jugendlichem Muthe und jugendlichen Hoffnungen entgegen. Das Gedächtniß deſſen, was wir als Uebel fühlten, ſoll uns bloß zur Erhöhung des gegenwärtigen Genuſſes, deſſen, was wir für Fehler hielten, bloß zum Leitſtern auf der künftigen Laufbahn dienen.

* * *

Das erſte Verhältniß des Staates, welches ſich unſerm Auge darbietet, iſt das, worin er als ganzer Staat auftritt: ſein Verhältniß gegen andre Staaten. Nach der Natur der Dinge ſollte es nur den zweiten Rang behaupten: aber bei der Lage, in welcher Europa ſich befindet, bei der wechſelſeitigen engen Verbindung, die das Völker-

Digitized by Google

ſyſtem dieſes Welttheils ſeit einigen Jahrhunderten geſtiftet, bei der unvermeidlichen Einwirkung eines Staates auf die andern, die dies wohlthätige und gefahrvolle Syſtem geſchaffen hat, ſind die auswärtigen Verhältniſſe eines Reiches die weſentliche Bedingung ſeiner innern Wohlfahrt, und faſt ohne Ausnahme die erſte Quelle, woraus ſein Glück oder ſein Verderben herfließt, geworden. Die Leitung dieſer Verhältniſſe behauptet daher, wenn nicht uneingeſchränkt den erſten, doch gewiß einen ſehr hohen Rang unter den Staatsgeſchäften.

Nach allem, was die Vernunft über die Kriege gelehrt, nach allem, was die ſchrecklichſten Erfahrungen, was die noch friſch blutende der ſechs entſetzlichen Jahre, die Europa durchlebte, zur Beſtätigung ihrer Lehren geſagt hat, wäre jede Schilderung der Schrecklichkeit dieſes Uebels eitle Declamation. Es gab eine Zeit, wo man von Vortheilen ſprach, die durch Kriege erkauft werden könnten. Eine aufgeklärtere Staatskunſt hat dieſe Idee in das Reich der Träume, der verführeriſchen Träume verwieſen. Es giebt keinen poſitiven Vortheil, der nicht durch einen Krieg viel zu theuer erkauft würde. Nur negativer Gewinn, nur Abwendung größerer Uebel, der wenigen noch größern, welche die Vernunft anerkennt, nur wahre, eiſerne Nothwendigkeit, können und müſſen den Entſchluß zum Kriege begründen und rechtfertigen. Jede andere Lehre iſt nicht blos verderblich, ſondern frevelhaft.

Den Krieg abzuwenden — das muß alſo der Richtpunkt aller politiſchen Maßregeln, das Ziel aller militäriſchen Anſtrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatiſchen

Weisheit ſein. Auf dieſen erhabenſten aller Zwecke müſſen Macht und Klugheit in unabläſſiger Vereinigung hinarbeiten.

Die erſte Bedingung aber für einen großen Staat, der bei der jetzigen politiſchen Lage von Europa den Krieg vermeiden will, iſt die — daß er beſtändig dazu gerüſtet ſei. Denn wenn gleich ſeine Gerechtigkeit hinreicht, ihn gegen gerechte Angriffe ſicher zu ſtellen, ſo kann nur ſeine Furchtbarkeit allein ihn vor den ungerechten ſchützen. Ein ſtarkes und geübtes Kriegsheer iſt alſo noch immer Präliminarbedingung des Ruheſtandes.

Ew. Majeſtät beſitzen ein ſolches Heer, das trefflichſte, das geehrteſte, deſſen ſich irgend ein europäiſcher Staat zu rühmen hat. Dieſes Heer iſt ein halbes Jahrhundert lang das Muſter für Europa geweſen. Der ſchöpferiſche Geiſt des größten Generals, den die Kriegsgeſchichte der neuern Zeit, und eines der größten Männer, den die Weltgeſchichte aller Zeiten aufzuweiſen hat, weht und athmet in dieſem Heere. Unſere Fürſten ſtanden, und ſtehen noch, an der Spitze deſſelben. Von dieſer Seite bleibt uns nichts mehr zu wünſchen übrig. Die Lage des Staates erlaubt, und die innere Vollkommenheit der Armee erheiſcht keine Hauptveränderung in der Mannszahl, in der Disciplin, in der Organiſation derſelben. Die militäriſche Weisheit kann dieſes koſtbare und ehrwürdige Werkzeug unſrer politiſchen Sicherheit nach Umſtänden und Bedürfniſſen modificiren, wird es aber nicht leicht umgeſtalten.

Digitized by Google

Bei den muſterhaften Anordnungen, welche dieſe Armee in faſt ununterbrochener Uebung erhalten, bei der raſtloſen Thätigkeit, die dieſe Anordnungen unaufhörlich belebt, bei der Höhe der taktiſchen Kunſt, die ſie einmal und für immer erreicht hat, bei dem ſtolzen Bewußtſein, bei dem feurigen Ehrgefühl, welches allen Mitgliedern derſelben, den höhern wie den niedrigern beiwohnt — kann auch der anhaltendſte Friede ihr nicht gefährlich werden. Ein Feldzug iſt nur die Fortſetzung ihrer täglichen Operationen, nur die unmittelbare Anwendung deſſen, was längſt bei ihr zur andern Natur geworden war. Sie wird nach zwanzig-, nach fünfzigjähriger Ruhe, ſobald die ernſte Stunde der wahren Kriegesnothwendigkeit — Vertheidigung des Vaterlandes gegen ungerechten Angriff — ſchlägt, nichts weiter zum Siege nöthig haben, als gute Feldherrn: und dieſe ſind in dem Hauſe Friedrichs II. ſo einheimiſch, in dem Wirkungskreiſe, den ſein Andenken beſeelt, ſo unvergänglich, als ſein Ruhm.

Die militäriſche Macht muß auswärtigen Staaten die Neigung, aber die diplomatiſche Klugheit muß ihnen, mit der Neigung, auch ſelbſt die Veranlaſſung zu Feindſeligkeiten benehmen.

Ganz iſolirt von dem großen Staatenbunde kann der mächtigſte Staat nicht leben und ſicher ſein. Denn ſelbſt die Maxime einer unerſchütterlichen Gerechtigkeit gegen unabhängige Mächte — an und für ſich die oberſte Bedingung eines dauerhaften Friedens — kann nur dann abſolute Sicherheit bewirken, wenn alle andre von einem ähnlichen Geiſt geleitet werden. Verbindungen ſind alſo

Digitized by Google

der Geſchäfte beſtimmten Sorgfalt. Die Rechtspflege, die einer unwandelbaren Neutralität; die Finanzadminiſtration, die einer ununterbrochenen Wirkſamkeit. Dieſe gedeiht nur, wenn ſie mit feſter und geſchickter Hand geleitet, jene nur, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen wird.

Die Verwaltung des Rechts iſt ſeit einem halben Jahrhundert eine der glänzendſten Seiten, der wahre Stolz der preußiſchen Civiladminiſtration geweſen. Ein Geſetzbuch, welches der Vollkommenheit näher gerückt iſt, als irgend ein anderes der ältern und neuern Zeit; einfache, regelmäßige, verſtändliche, von der Vernunft gebilligte Formen; Gerichtshöfe, deren Ausſpruch ein langes unbeflecktes Vertrauen faſt zum Range eines Ausſpruchs der Gerechtigkeit ſelbſt erhob: — Das ſind die Grundpfeiler dieſes wohlerworbenen Ruhmes. Um der Zeit zu trotzen, um ſich immer tiefer in ihr Fundament zu ſenken, bedürfen ſie nichts weiter, als Schutz und Ruhe. Ew. Majeſtät gerechte und erleuchtete Regierung wird ihnen beides ſichern. Es iſt ein glorreiches Attribut des Monarchen, das Geſetz ſelbſt in ſeiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräſentiren. Alles, was das Anſehen des Geſetzes untergräbt, Willkühr in den Rechtsgang bringt, und in der furchtbaren Geſtalt eines Machtſpruches den erſchrockenen Bürger aus der letzten Verſchanzung ſeiner Sicherheit zu vertreiben droht: alles das iſt für den Monarchen Selbſtentheiligung, Selbſtverletzung ſeiner eigenen höchſten Würde, und als ſolche nicht blos aus den

Digitized by Google

Maximen, ſchon aus den Neigungen eines groſſen und guten Königs verbannt.

Die Verwaltung des Staats-Vermögens — die zweite Hauptſorge der innern Adminiſtration — iſt in unſern Tagen, wo die Bedürfniſſe groſſer Staaten ſo unendlich geſtiegen ſind, wo ein ſehr anſehnlicher Theil des Privatreichthums zur Befriedigung dieſer Bedürfniſſe verwendet werden muß, wo jede allgemeine Maßregel in die innerſten Falten des Familienwohls greift, ein Gegenſtand von erſter, faſt mit Nichts zu vergleichender Wichtigkeit geworden. Die Finanzadminiſtration iſt nicht nur der Lebensgeiſt jeder Staatsoperation, ſondern auch das oberſte Richtmaß aller Privatgeſchäfte, aller Induſtrie, folglich aller öffentlichen und individuellen Wohlfahrt. Nirgends iſt der Einfluß der Regierung auf die Geſammtheit der Unterthanen und zugleich auf jeden Einzelnen, ſo unmittelbar wohlthätig, oder ſo unmittelbar drückend als hier.

Zweckmäßige Vertheilung der Geſchäfte, regelmäßige Aufſicht und wechſelſeitige Controlle, Ordnung und ernſte Genauigkeit im Caſſenweſen, befriedigende Klarheit und wachſame Strenge im Rechnungsſyſtem: — kurz alles, was die Grundlage und das Gerüſt einer guten Finanzadminiſtration ausmacht, befindet ſich in der preußiſchen Monarchie in einer muſterhaften Verfaſſung. Nur davon allein hängt unſer Glück ab, daß die Hand der Weisheit bei der Beſtimmung der Ausgaben, daß die Hand der

Weisheit bei der Wahl der Mittel zur Einnahme ſichtbar, unabläſſig ſichtbar ſei.

Wir ſagen es uns mit Entzücken: — denn wir fühlen, was dies in der gegenwärtigen Lage von Europa bedeutet — daß alles, was zu einem weiſen Haushalter auf dem Throne gehört, in Ewr. Majeſtät aufs glücklichſte vereinigt iſt. Nur zum Wohl Aller, nur zum Flor und zum weſentlichen Glanze des Staates, wird die anſehnliche Maſſe von Kräften verwendet werden, worüber Ew. Majeſtät von nun an uneingeſchränkt gebieten. Sparſamkeit und Freigebigkeit werden im wohlthätigſten Verhältniſſe gemiſcht erſcheinen. Nie werden für große und erhabne Zwecke, für die Vertheidigung des Staates, für die Unterſtützung der Nothleidenden, für Plane zur Bildung der Bürger, zur Verbeſſerung oder Verſchönerung des Landes, zur Erleichterung der geſellſchaftlichen Exiſtenz — nie werden für wahre Bedürfniſſe die Mittel der Ausführung fehlen, nie werden ſie für eingebildete zu erwarten ſein.

Eben ſo wichtig aber, als Ordnung in der Ausgabe, iſt Sorgfalt bei der Wahl der Quellen, woraus die Einnahme fließt.

Die ausgebreiteten Domänen, welche Ew. Majeſtät in den meiſten Ihrer Provinzen beſitzen, ſind ein ſchätzbares Capital, von deſſen Einkünften ein beträchtlicher Theil der Staatsausgaben beſtritten wird. Ein menſchenfreundliches Syſtem hat ſich neuerlich gegen die großen Bezirke, in welche dieſe Domänen bisher vertheilt waren, erklärt, und die Zerſpaltung derſelben in kleinere Beſitzun-

Digitized by Google

gen angerathen. Es ſind ſogar Proben mit dieſer Theorie in Ewr. Majeſtät Staaten angeſtellt worden. Wie glücklich ſie auch im einzelnen ausfallen mochten, die Beibehaltung der großen Arrondiſſements hat im Ganzen mächtige Gründe für ſich. Die größere, und aus einem Mittelpunkte geleitete Bewirthſchaftung derſelben iſt gerade dazu geſchickt, große und einleuchtende Beiſpiele zur Nachahmung aufzuſtellen, und durch einſichtsvolle Thätigkeit, durch glückliche Combinationen der verſchiednen Zweige der Oekonomie, durch Einführung neuer Methoden zur Verbeſſerung des Bodens und Veredlung der Produkte, durch geſchickte Behandlung des wichtigen Verhältniſſes zwiſchen Gutsherrſchaft und Unterthänen, vielleicht gar durch eine gelungene Auflöſung des in unſern Tagen ſo kritiſchen Problems der Dienſtpflichtigkeit, jedem andern Gutsbeſitzer zum belehrenden Muſter zu dienen. Dieſer Vortheil möchte den günſtigen Wirkungen jenes, immer etwas gewagten, in Rückſicht auf die Zeitumſtände ſogar etwas unpolitiſchen Syſtems, wohl das Gleichgewicht halten.

Die Domäneneinkünfte ſind nicht groß genug, um die geſammten Staatsausgaben zu decken: es iſt alſo eine unvermeidliche Nothwendigkeit, Abgaben von den Bürgern zu fordern. Dieſe Nothwendigkeit fühlt der Gemeinſte wie der Unterrichtete; und — ohne zu entſcheiden, ob die Thatſache der Regierung oder den Unterthanen zu größerer Ehre gereicht — ſo viel iſt gewiß, daß kein Land in Europa die Laſt der Abgaben mit einer ſo vernünftigen Ergebung, mit einer ſo aufgeklärten Bereitwilligkeit trägt,

Digitized by Google

als das unſrige. Der Umfang dieſer Abgaben hängt natürlich von dem jedesmaligen Umfange der Bedürfniſſe des Staats, die Geſtalt, in welcher ſie erhoben werden, von den Anordnungen der Adminiſtration ab. Mit unbegränzter Zuverſicht können wir darauf rechnen, daß Ew. Majeſtät dieſe wichtige Parthie nur den einſichtsvollſten und geprüfteſten Männern übertragen werden. Eine einzige Bemerkung, weil ſie die allgemeine Zufriedenheit ſo weſentlich intereſſirt, ein einziger Wunſch, weil er dunkler oder entwickelter in allen Gemüthern liegt, begleite hier den Ausdruck unſerer wohlgegründeten Hoffnungen.

Jede Abgabe hat ihre eigenthümliche Wirkung, und beſchränkt auf eine ihr eigenthümliche Art das Eigenthum, die Induſtrie und die Freiheit der Bürger; denn jede Abgabe iſt an und für ſich ein Uebel, obgleich ein nothwendiges Uebel und die Bedingung alles Guten, welches die bürgerliche Geſellſchaft uns zuführt. Haben ſich die Einwohner eines Landes an eine gewiſſe Form der Beſchränkung gewöhnt, ſo hört dieſe beinahe auf, eine Laſt zu ſein; ſie wird ein für allemal bei allen bürgerlichen Unternehmungen und Verhandlungen in Abrechnung gebracht. Legt man ihnen aber die Beſchränkung in einer veränderten Form auf, ſo werden alle bisherigen Verhältniſſe verrückt, und ein zehnmal geringerer neuer Druck wird zehnmal ſtärker als der gewohnte gefühlt. Nichts iſt daher für das glückliche Einverſtändniß zwiſchen der Regierung und den Unterthanen bedenklicher, als die Einführung neuer Claſſen von Abgaben, oder gar die Wiedererweckung ſolcher, von denen man ſich auf immer erlöſet glaubte.

Digitized by Google

Mehren ſich die Bedürfniſſe des Staates, treten neue unvorhergeſehene Ausgaben hervor, ſo iſt es unendlich vortheilhafter, die ſchon vorhandnen Auflagen zu erhöhen, als neue zu errichten. Aus eben dem Grunde iſt die Vervielfältigung der Abgaben überhaupt nachtheilig. Das, was der Staat nöthig hat, unter wenigen einfachen Rubriken zu erheben — das iſt wahre Staats-Oekonomie, und wahre politiſche Weisheit.

Sobald der Bürger ſeine Schuld an den Staat abgetragen hat, kann der freie Gebrauch ſeines Eigenthums in keinem Falle mehr beſchränkt werden, als wenn er — nicht etwa der Convenienz, ſondern — den Rechten eines andern zu nahe tritt. Jede Beſchränkung über dieſe Gränze hinaus iſt Gewerbszwang; und nichts, auch nicht die wohlthätigſte Abſicht des Urhebers, kann ſie rechtfertigen. Unter Ewr. Majeſtät erhabnem Schutze müſſe Alles, was nicht die ſtrengſte Nothwendigkeit bindet, ungebunden ſich regen und bewegen! Jeder ſuche ſeinen Vortheil auf dem erlaubten Wege, der ihm der nächſte zum Ziele dünkt; jeder benutze ſeine Kräfte in dem Kreiſe, den ihm ſeine freie Wahl vorzeichnete. Kein abſchreckendes Monopol, kein niederſchlagendes Verbot, kein kleinlicher Nothbehelf eingebildeter Beſorgniſſe, keine Einmiſchung in die Privat-Induſtrie durch unnütze Reglements, hindre den Landwirth, den Kaufmann, aus ſeinem mit Freiheit hervorgebrachten Produkt den größten möglichen Gewinn zu ziehen. Was reichlich gedeihen, was Fruchtbarkeit aller Art um ſich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staates und eben dadurch zur Verherrlichung

Digitized by Google

Thaten anziehen, müſſe Jeder verantwortlich, ſtrenge verantwortlich ſein: aber die bloße Meinung finde keinen andern Widerſacher, als die entgegengeſetzte, und, wenn ſie irrig iſt, die Wahrheit. Nie kann dies Syſtem einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem ſolchen geſchadet. Wo es verderblich wurde, da war die Zerſtörung ſchon vorangegangen, und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verweſung hervor!

Wenn dem Bürger eines Staates alles, was zum erlaubten Genuß des Lebens und zur Entwickelung ſeiner Kräfte gehört, offen ſteht; wenn er, gegen die Angriffe auswärtiger Feinde geſchützt, ſein frei gewähltes Gewerbe in ungeſtörter Ruhe betreiben kann; wenn ihm eine ſtrenge, unparteiiſche, durch keinen Eingriff der Willkühr gehemmte Rechtsverwaltung die Garantie ſeines Eigenthums und die beruhigende Ausſicht gewährt, daß nie einer ſeiner Mitbürger mächtiger ſein wird, als die Geſetze; wenn billige, gleichförmige, nach einfachen Grundſätzen geordnete, ohne Druck und Schikane erhobne Abgaben ihm nur ſo viel von ſeinen Einkünften entziehen, als zur Erhaltung des Staates erforderlich iſt, und eine weiſe und gewiſſenhafte Adminiſtration die zweckmäßige Verwendung ſeiner Beiträge verbürgt; wenn keine ungerechte oder übelverſtandene Einſchränkungen ihn hindern, ſeine Fähigkeiten, ſeine Kenntniſſe, ſein Vermögen, nach eigner Neigung und Einſicht, nach der Idee, die er ſelbſt von ſeinem Vortheile hat, zu benutzen; wenn er überdies ſeine Gedanken über alles, was ihn umgibt, vortragen, und ſeinen Zeit-

Digitized by Google

genoſſen ſogar ſeine Irrthümer und ſeine Grillen mittheilen darf; wenn endlich die Regierung die edle Bereitwilligkeit, das, was noch in der Organiſation des Staates fehlerhaft ſein möchte, zu verbeſſern, durch Thaten darlegt: — dann iſt alles erſchöpft, was der Menſch in der bürgerlichen Geſellſchaft ſuchte. Die Vereinigung dieſer Güter, aber auch nur die Vereinigung derſelben, füllt die ganze Sphäre der Wünſche und Erwartungen eines vernünftigen Weſens aus. Die, welche lehren möchten, daß es mit „etwas weniger" gethan ſei, ſind geheime Bundesgenoſſen, oder unbewußte Mitarbeiter derer, welche mehr verlangen. Wer aber mehr verlangt, iſt ein Feind der Ordnung, des Friedens, der mühſam erworbnen Schätze einer langen Cultur, ein Feind der fortſchreitenden Vervollkommnung des Menſchen, — ein Feind Ewr. Majeſtät und des Vaterlandes!

Der Inbegriff dieſer Güter iſt die bürgerliche Freiheit, die unter einer monarchiſchen Verfaſſung bis zu ihrer höchſten Reife gedeihen kann. Was jenſeits derſelben liegt — davon trennen uns fürchterliche Abgründe, undurchdringliche Nächte, das grauenvolle Chaos allgemeiner Zerrüttung, das Interregnum aller ſittlichen Grundſätze, ein wüſter Schauplatz von Trümmern, Thränen, und Blut! — Mehr als ein unglückliches Volk iſt vor unſern Augen in dieſen bodenloſen Schlund geſtürzt, und hat mit einer Maſſe von Elend, worunter die Einbildungskraft erliegt, die Fehler ſeiner Regierung, oder die Schuld ſeiner eignen Thorheiten gebüßt. Vor dieſem letzten und größten aller Uebel wird uns auf immer Preu=

Digitized by Google

ßens guter Genius bewahren; ſo lange Ew. Majeſtät uns beherrſchen, iſt jede Beſorgniß fern; ein unumwölkter Himmel verkündigt den ſeligſten Tag. Von einer weitverbreiteten Gährung unberührt, in einem rings umher tobenden Sturme aufrecht zu bleiben, iſt wahrlich kein kleiner Gewinn: dies ſtille Glück bewirkt, dies ſtille Glück bewahrt zu haben, wird von nun an der höchſte Genuß, der höchſte Triumph im Leben eines guten Königes ſein.

Möge das ſchönſte Loos, das je einem Monarchen zu Theil ward, Ew. Majeſtät beſchieden ſein! Mögen günſtige Sterne jedes Uebel abwenden, welches die Weisheit nicht vorherſehen, oder beſiegen konnte! Möge, wie Ew. Majeſtät Privatleben aller ſtillen und häuslichen Tugenden reinſtes Vorbild, der Sammelplatz aller häuslichen Glückſeligkeiten war, ſo der balſamiſche Friede, der um große Gemüther ſchwebt, ſich auf den glücklichen Fürſten eines glücklichen Volkes herabſenken! Möge die Erhabne Prinzeſſin, der alle Herzen entgegen wallten, als der erſte Glanz Ihrer entzückenden Herrlichkeit über dem Horizonte dieſes Reiches aufging, die volle Erndte goldner Früchte theilen, die Ewr. Majeſtät an dem edeln Stamme der allgemeinen Wohlfahrt entgegen reift! Möge eine ſo reizende Laufbahn ein fernes Ziel — für unſre Wünſche nie fern genug, — beſchließen! Möge, wenn einſt dieſes Ziel erreicht werden muß, Ewr. Majeſtät angebeteter Name, mit Friedrich's Namen vermählt, zur glorreichſten Unſterblichkeit wandeln!

Digitized by Google

Ueber die Preßfreiheit in England und die Briefe von Junius.

Das Sendſchreiben an den König von Preußen iſt die einzige Schrift, in der Gentz, während der erſten Periode ſeiner Wirkſamkeit, die Rolle eines Privatmannes aufgab, und ſich zum Sprecher eines Volkes aufwarf. An dieſe mögen ſich hier zwei zuſammenhängende Aufſätze über die Preßfreiheit in England und über die Junius-Briefe anreihen, die, unſers Wiſſens, die einzigen ſind, wo Gentz in ſeiner letzten Lebensperiode den Standpunkt eines officiellen, oder halbofficiellen Publiciſten faſt gänzlich verließ, und ſich noch einmal auf das Gebiet rein literäriſcher Forſchung und allgemein politiſcher Erörterung, ohne Rückſicht auf beſondere Thatſachen oder Gegenſtände der laufenden Geſchichte begab. So bietet neben dem Ergebniß auch die Haltung dieſer ſpäteren Artikel gerade den Gegenſatz des Sendſchreibens.

Die Macht der Revolution war gebrochen, Napoleons Herrſchaft geſtürzt, und Frankreichs Uebergewicht zurückgewieſen. Doch die große Gährung, die über Europa gekommen war, brauſte noch immer im Innern der Gemüther und Staaten. Frankreich war keineswegs beruhigt, und in Deutſchland, das aus ſeinem Befreiungskampfe die hochfliegendſten Hoffnungen mitgebracht hatte, brach jetzt

Digitized by Google

ein früher ungekannter Kampf zwiſchen Volksbefreiern und Regierungen aus, jene Gährung, mit der die ſogenannte Reſtaurationsperiode anhebt. Forderungen, die man mit der Revolution beſiegt meinte, traten jetzt von Neuem, und auch in Deutſchland, ſtürmiſch, wenn ſchon minder gewaltthätig, hervor. Vor allem forderte man unbedingte Befreiung der Preſſe von allen Präventiv-Maßregeln; man ſah in dieſer Freiheit das Mittel, alle anderen Forderungen durchzuſetzen. Schon flößte der anſchwellende Strom der Blätter den leitenden Regierungen ängſtliche Beſorgniß ein, man ſann darauf, den Sturm zurückzudrängen, und wo und wie weit es möglich ſei, vor allen Dingen die Preſſe, die noch größere Freiheit verlangte, als ſie beſaß, auf engere Gränzen einzuſchließen.

Wir haben beſonders Deutſchland im Auge. Die leitenden Kabinette von den Begebenheiten, beſonders von den Forderungen und Umtrieben der Preſſe erſchreckt, bereiteten ſchon die Carlsbader Beſchlüſſe vor. Da erſchien in einer neuen Zeitſchrift, die zu Wien unter den Auſpizien der Regierung eröffnet wurde, ein Aufſatz über die Preßfreiheit in England und ihre Wirkungen, an dem die Kundigen ſogleich die Feder eines Hauptkämpfers gegen die Revolution wieder erkannten. Ehe man zu öffentlichen Maßregeln ſchritt, wollte man den Gegenſtand auch in doktrinärer Verhandlung zu bewältigen ſuchen, jedenfalls ein Verfahren, das die Nation ſo gut, als ihre Lenker ehrte. Von der Zeit des Kongreſſes zu Aachen trat Oeſterreich überhaupt in die Mitte der europäiſchen Politik. Von einem öſterreichiſchen Publiciſten ging daher auch dieſer Artikel über die Bedingungen und Nachtheile unbedingter Preßfreiheit aus.

Sein Verfaſſer war Gentz, der nach der Zeit, wo er von dem Könige von Preußen die Preßfreiheit abgefordert hatte, ſich die unvergeßlichſten Verdienſte um die Wiederherſtellung der Freiheit, des Friedens und der Ordnung in Europa, vor allem aber um Deutſchland erworben hatte, und ſchon eine Reihe Jahre im Dienſt der öſterreichiſchen Staatskanzlei thätig, ſeit den Pariſer Friedensſchlüſſen auf dem Höhepunkt der Ehre und des Anſehens ſtand. Für das Syſtem, das die großen Mächte und Oeſterreich voran nunmehr

Digitized by Google

ergriffen, und den Bewegungen der Zeit gegenüber ausbildeten, konnten ſie nicht wohl einen begabteren und geübteren Sprecher finden, als Gentz, der alle Auswüchſe des Freiheitsſtrebens und die Revolution ſo lange bekämpft hatte, und den wichtigſten Beſchlüſſen der Erhaltungspolitik, man möchte ſagen, dem Willen der unabhängigen Souveraine den ſchriftlichen Ausdruck zu leihen gewohnt war. Der nächſten Bedürfniſſe und Abſichten wohl kundig, ergriff er die Initiative, und ſtellte, auf das Terrain der allgemeinen Erörterung ſich herablaſſend, aus den Mißbräuchen und Verderbniſſen, die ſelbſt in einem ſo feſt gegliederten Staate wie England durch die ungebundene Preßfreiheit entſtehen, die Nothwendigkeit vorbeugender Maßregeln in ein überraſchend günſtigeres Licht. Da die Widerſacher über die Frage ſelbſt kaum Belehrung annehmen, und das Publikum des bloßen Für und Wider überdrüſſig war, ſo gab es wohl keine geſchicktere Art, den Gegenſtand nachdruckvoll wieder aufzunehmen, als wenn man die Entſtehung und Folgen der Preßfreiheit in England darlegte, und den auch in *dieſem* freien Lande gefährlichen Mißbrauch an einem vorleuchtenden Beiſpiele ſchilderte. Alle Kenntniſſe und Sympathien, deren er in Fülle zu dieſem Stoff brachte, trafen diesmal glänzend mit der Kunſtvollendung des Meiſters zuſammen, und er ſchrieb zwei Artikel, für die er die Forſchung vielleicht in früheren Mußeſtunden ſorgſam gepflegt hatte.

Dieſe Artikel ſind vom größten, bleibenden Gewicht. Gründlicheres und Beredteres iſt weder für die vollkommene Preßfreiheit, noch zu Gunſten der Beſchränkung und der Vorkehrungsmaßregeln in Deutſchland, ja vielleicht bei keiner Nation irgend Etwas geſchrieben worden. *Ein* großer, wahrheiterfüllter Gedanke durchleuchtet glänzend die ganze Verhandlung: *Nicht die Preßfreiheit war es, welche die Freiheit und Verfaſſung der Engländer hervorbrachte, oder ſie erhält, ſondern die Tüchtigkeit der Engländer, ihre Freiheit, ihre Verfaſſung iſt es, die die Mißbräuche und verderblichen Wirkungen des Preßfrevels zwar nicht zu beſeitigen, aber doch glücklicherweiſe zu ertragen im Stande iſt.* Wir wollen ganz von dem

Digitized by Google

Maß und der Ausdehnung, wo und ſo weit es noch thunlich iſt, vorbeugender Normen abſehen, die Gentz, theils als nothwendig dagegen erachtet, theils nur andeutete, und nur immerhin zugeſtehen, daß es wohl zum Theil die Tendenz einſtweiliger und ſogar lokaler Politik war, welche ſich hier einmiſchte, und die Gränzen abſteckte. Wir wollen auch die verfängliche Lücke andeuten, daß über die Anwendung dieſer allgemeinen Sätze auf die Zuſtände einer civiliſirten Staatsgeſellſchaft gewiſſe ſichernde Merkzeichen unberückſichtigt geblieben. Den allgemeinen Grundſatz aber: der Staat darf, ohne damit an ſich dem Rechte der Einzelnen zu nahe zu treten, gewiſſe, der Lage ſeiner Bürger und ſeiner Verfaſſung angemeſſene Vorbeugungsmaßregeln feſtſetzen, und er wird das, was er darf, wenn er es noch kann, auch in den meiſten Fällen müſſen — dieſen Satz hat die Gentziſche Darſtellung auf das Schlagendſte gerechtfertigt. Er macht ihn aus der Erfahrung geltend, er legt ihn mit ſchärfſter Dialektik zu Grunde. Er faßt die Sache in ihrem Mittelpunkt, und führt die Debatten auf jene Urfrage zurück: Wem gebührt der Vorzug, dem Rechte des Einzelnen, oder dem Beſtand des Staates — der Ordnung alſo oder der Freiheit?

Man kann dieſe Artikel von Gentz als den erſten Grundſtein für eine gründliche Theorie über die Preßfreiheit anſehen. In einer ſolchen Debatte darf nicht der bloße Enthuſiasmus, wie es ſeit der Revolution gangbar geworden war, ſondern die Vernunft und der ruhig überlegende Verſtand muß den Vorſitz führen. Dann aber, wenn die Grundſätze gerettet ſind, und dem Staat ſein Recht geſichert iſt, darf auch zu Gunſten der Freiheit ein weiterer Ausbau begehrt werden. So lange dieſer mangelt, wird man ſich, mit gleicher Ungerechtigkeit, gegen die Anerkennung der Wahrheit in der Grundlage ſträuben; wie denn Gentz auch wegen dieſer Aufſätze eine große Menge Widerſacher, zum Theil bloße Parteiſtimmen, zum Theil ſehr achtungswerthe Entgegnungen hören mußte. Doch mit Recht rühmten ſich ſpäter die Wiener Jahrbücher der Literatur, damit die erſte gründliche Inſtruktion des Proceſſes über Preßfreiheit oder Cenſur gebracht zu haben. „Nach dieſer Unterſuchung," ſagten

Digitized by Google

ſie, „die ſogar von den ausgezeichnetſten engliſchen Rechtsgelehrten für eine gänzlich korrekte und unwiderſprechliche Deduktion des heutigen Standes der Preßgeſetzgebung in England anerkannt wurde — war den Gegnern der Cenſur die Appellation an die Erfahrung abgeſchnitten.“ Wirklich war der einzig dauernde und merkwürdige Gegenſatz, die Preßfreiheit von England, ihr Stand und ihre Entſtehung, jetzt in gediegenſter Forſchung aufgehellt.

Ueber die licht- und geiſtvolle Darſtellung, die auch in dieſen Aufſätzen herrſcht, will ich nichts beifügen. Jede Zeile athmet Geiſt und Leben; einzelne Stücke ſind mit ſolcher Gluth und ſo großartiger Beredſamkeit geſchrieben, die Züge und Eigenſchaften von Junius ſind von dieſem „Goldmund“ mit ſo brennenden Farben geſchildert, das Dunkel, das über ihm ſchwebt, ſo wunderbar geheimnißvoll hineingearbeitet, das Ganze ſo erſchütternd, daß wir darin — auch außer dem Werth der Unterſuchung, ein unvergängliches Prachtſtück unſerer politiſchen und hiſtoriſchen Literatur und Redekunſt beſitzen.

Mehr aber, als ſelbſt ſolche, in den Schriften von Gentz überall ſichtbare Vortrefflichkeit, muß uns hier die ſeltene Toleranz, und von jedem Fanatismus freie Behandlung des ſo kitzlichen Gegenſtandes überraſchen. Auch in dem Betracht zeichnet ſich dieſe Arbeit unter den meiſten Stücken ſeiner ſpätern Periode und in dem unſeligen Gewirr der Leidenſchaften und Parteien, ganz abſonderlich aus. Der Autor ſpricht im beſten Sinn und Ton, nirgends Welt und Zeitgenoſſen beleidigend, Niemand verketzernd, und ſelbſt das Ruchloſe als etwas menſchlich Natürliches, leidenſchaftlich oder geiſtig Großes, wo es nur immer möglich iſt, hinnehmend. Wir fühlen hier mit der Fülle und Reife der Manneskraft auch die Unbefangenheit der Jugendjahre wohlthuend vereinigt. Wenn die Staatsmänner in ihren Beſchlüſſen jederzeit einen gleich humanen, und bis zu einem gewiſſen Grade gerechten Geiſt gegen widerſtrebende Denkweiſen zur Richtſchnur genommen hätten, wie ihn Gentz bei dieſer Frage als Raiſonnement vorangehen läßt, ſo wäre ſo mancher Widerſtand leichter gebrochen, manche abgeneigte Geſinnung leichter ver-

Digitized by Google

ſöhnt, manche Maßregel weniger erbitternd und minder gewaltthätig durchgeſetzt worden. In dieſem Sinne ſoll uns der Vorgang eines Gentz als Muſter und Beiſpiel in denkwürdigem Andenken, auch darum ſollen uns dieſe Aufſätze in unvergeßlicher Erinnerung bleiben.

Denken wir an Gentzens frühere Anſicht zurück, ſo liegt allerdings zwiſchen der Forderung von 1797 und dem Artikel von 1818 ein im Leben eines ſolchen Mannes auffallender Widerſpruch. Wohl mag auch der Gedanke an ſein eigenes früheres Wagniß dem Gepräge dieſes Aufſatzes einen höhern Grad von Milde und Gerechtigkeit gegeben haben. Immer iſt es ſchön, daß er es hat. Der Widerſpruch ſelbſt in dieſer einzelnen Frage kann nicht als eine totale Umwandelung des Charakters gelten. Er fließt aus einer Antinomie, die in der Sache ſelber liegt, und an deren Ausgleichung die Geſchichte ſich abarbeitet. Das Wunderbare daran bleibt nur der Zufall, daß diesmal der Gegenſatz in den Schriften deſſelben Geiſtes einen ſo glänzenden Ausdruck finden ſollte.

Die hier folgenden Artikel: „Ueber die Preßfreiheit in England" und „Ueber die Briefe des Junius" erſchienen im Frühjahr 1818 im erſten Bande der unter der Leitung des Fürſten von Metternich neu begründeten und reich dotirten „Wiener Jahrbücher der Literatur." Vielverſprechend ward ihre Reihe mit einem Beitrag ſolcher Art, und von ſolchem Manne eröffnet, den man noch dazu einer derartigen, faſt rein literäriſchen Thätigkeit ganz entriſſen glaubte. Das Aufſehen, welches dieſe Stücke im In- und Auslande machten, entſprach der Trefflichkeit ihrer Ausführung, ſo wie der Wichtigkeit des Gegenſtandes und des Schreibenden.

Eine Fortſetzung, wie ſie am Ende des erſten Artikels vom Verfaſſer angekündigt wurde, iſt leider, doch aus wohl begreiflichen Gründen, niemals erſchienen. Für Gentz und ſeine Abſichten war die Sache erſchöpft, und es iſt ihm auch anderswo begegnet, daß ſich in einem einzigen Theil der Gehalt eines umfaſſenderen Werkes zuſammendrängte. Als Bruchſtück iſt ſonach dieſes abgebrochene Ganze nicht einmal zu betrachten. Was die Jahrbücher ſpäter und namentlich im Jahre 1828 gleichſam als Fortſetzung, über die Preß-

Digitized by Google

freiheit in Frankreich aus einer Schrift von Bonald mitgetheilt haben, knüpfte ſich zwar an jene früheren Aufſätze an, und war gewiß von einem Manne aus dem Kreiſe politiſcher Schriftſteller verfaßt, als deſſen Spitze Gentz anzuſehen iſt, und in dem des Letzteren Anſichten gar oft ausgeführt und bearbeitet wurden; aber von Gentz ſelber rührt es ohne Zweifel nicht her.

Die Forſchungen über die geheimnißvolle Geſtalt des Verfaſſers von Junius Briefen ſind nicht nur für Deutſchland, ſondern ſelbſt für England, das ſich über dieſen Gegenſtand in einer ganzen Bibliothek zum Theil höchſt unkritiſcher, oder närriſcher Schriften abgemüht hatte, von bleibender Wichtigkeit, und eine Sammlung zugleich aller bis dahin aufgeworfenen Hypotheſen. Noch heute iſt die Frage: Wer der Verfaſſer war? nicht entſchieden. Man hat vor kurzer Zeit in England die Entzifferung des Räthſels aus Familienpapieren angekündigt. So viel wir wiſſen, iſt jedoch bis jetzt noch Nichts davon erſchienen. P. H.

Die Preßfreiheit in England.

1. The Law of Libel, and the history of his introduction and successive alterations in the Law of England etc. By *Thomas Ludlow Holt* Esq. Barrister at Law. London 1816.
2. Essai sur la loi, sur la souveraineté, et sur la liberté de la presse, par Mr. *Bergasse.* Paris 1817.
3. Questions sur la législation actuelle de la presse en France par Mr. *Benjamin de Constant.* Paris 1817.
4. Sur les écrits de Mr. B. de *Constant* relatifs à la liberté de la presse par *J. Chr. Bailleul*, Ex-Député. Paris 1817.
5. Du Jury et du Régime de la Presse sous un Gouvernement répréſentatif, par Mr. *Ricard.* Paris 1817.

Die Preßfreiheit iſt zwar ein Gegenſtand, der in den engliſchen Tagblättern und Journalen ſehr häufig, und zuweilen auch wohl in größern periodiſchen Schriften zur

Digitized by Google

Sprache kommt; eigne Abhandlungen darüber erſcheinen aber in England ſeit langer Zeit nicht mehr. Die Sache iſt, in praktiſcher Hinſicht, entſchieden; und, was zur Theorie gehört, wird daher für überflüſſig gehalten. Das oben angeführte Werk iſt nichts als ein Handbuch für praktiſche Juriſten, und hat keinen politiſchen, nicht einmal viel hiſtoriſchen Gehalt.

Deſto mannigfaltiger und lebhafter ſind in den letzten Jahren die Verhandlungen über Preßfreiheit in Frankreich geweſen. In dieſem Lande trat mit dem Jahre 1814 eine neue Epoche der Geſetzgebung ein. Die vom Könige verliehene Verfaſſungs-Urkunde kündigte die Preßfreiheit in allgemeinen, ſehr unbeſtimmten Formeln an. Ueber die Auslegung dieſer Formeln erhob ſich große Verſchiedenheit der Meinungen, über die Gränzen und Bedingungen der Anwendung noch größere. Die Frage wurde in jeder Sitzung der legislativen Kammern, nicht ohne viel Geſchicklichkeit und Beredſamkeit von beiden Seiten, oft auch mit leidenſchaftlicher Wärme erörtert, und bis in ihre kleinſten Beſtandtheile zerlegt. Eine beträchtliche Anzahl von Schriftſtellern nahm Theil an dieſen Diskuſſionen; die vollſtändige Sammlung ihrer Flugſchriften, ſowie der in den Jahren 1814, 1816 und 1817 in den Kammern gehaltenen, großentheils zum Druck beförderten Reden, würde jetzt bereits eine kleine Bibliothek bilden.

Wir haben einige der neueſten und merkwürdigſten dieſer Schriften hier namhaft gemacht. Unſere urſprüngliche Abſicht war, ſie unmittelbar zu zergliedern und zu beurtheilen. Der Verſuch hat uns überzeugt, daß dieſe

Digitized by Google

Arbeit nur einzelne, zerriſſene, wenig befriedigende Reſultate gegeben haben würde, die ohne einen vorhergehenden Leitfaden zur Ueberſicht des Ganzen keinen ſonderlichen Werth gehabt hätten. Wir glauben, etwas Nützlicheres zu thun, wenn wir unſern Leſern, ſo weit es der Raum dieſer Blätter geſtattet, eine zuſammenhängende, theils geſchichtliche, theils raiſonnirende Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes der Preßfreiheit in England und in Frankreich vorlegen, und erſt nachher aus einzelnen Schriften herausheben, was zur weitern Aufklärung des Gegenſtandes beſonders dienlich ſein möchte. Zunächſt müſſen wir aber den Standpunkt beſtimmen, von welchem wir bei dieſer Darſtellung ausgehen.

Wenn man über Preßfreiheit ſprechen will, muß man, um ſich ſelbſt und Andern verſtändlich zu ſein, vor allen Dingen darauf Acht haben, welche Bedeutung dem Worte von dem Sprachgebrauch des Zeitalters, in welchem man lebt, beigelegt wird, und was in dieſer Bedeutung zuläſſig oder unzuläſſig, brauchbar oder unbrauchbar ſein mag.

Unbedingte Preßfreiheit wäre der Zuſtand, worin jeder Einzelne das Recht hätte, ſeine Gedanken, Meinungen und Urtheile über Perſonen und Sachen, durch den Druck zu verbreiten, ohne weder vor der Verbreitung durch irgend ein Geſetz beſchränkt, noch nach der Verbreitung irgend einem Geſetz dafür verantwortlich zu ſein. Für diejenigen, welche Rechte vor der bürgerlichen Geſellſchaft, und unabhängig von derſelben, oder ſogenannte

natürliche Rechte annehmen, könnte das natürliche Recht der Preßfreiheit nicht beſſer definirt werden.

Daß es außerhalb der bürgerlichen Verbindung, weder eine regelmäßige Mittheilung der Gedanken, noch ein Bedürfniß derſelben, noch Schrift, noch Bücher, noch Druck-Preſſen geben würde, leuchtet von ſelbſt ein. Wenn aber alle dieſe Dinge auch nicht der Geſellſchaft ihre Entſtehung verdankten, ſo wären ſie nichts deſto weniger an ihre Regeln gebunden. Sobald einmal die geſellſchaftliche Ordnung beſteht, hat es mit den natürlichen Rechten ein Ende. Ob ſie vorher exiſtirt haben, oder nicht, iſt eine Frage metapolitiſcher Spekulation, die Jeder nach ſeinem Syſtem bejahen, verneinen, oder unentſchieden laſſen mag. Jedes Recht, woher es auch urſprünglich ſtammen möge, iſt oder wird ein geſellſchaftliches Recht.

Ein geſellſchaftliches Recht aber iſt ohne Schranken ſo wenig denkbar, daß ſogar der reine Begriff deſſelben von wechſelſeitiger Beſchränkung der Freiheit abgeleitet werden muß. Das Recht, ſeine Gedanken durch Schrift und Druck zu verbreiten, hat demnach, wie jedes andere, ſeine Schranken. Im geſellſchaftlichen, das heißt, im einzig zuläſſigen Sinne des Worts, iſt unbeſchränkte Preßfreiheit ein Unding.

Bis auf dieſen Punkt ſind ungefähr auch wohl alle, die in dergleichen Dingen eine Stimme verlangen können, wenigſtens in der Theorie, mit einander einig. Es liegt zwar ein Streben nach Freiheit, ſelbſt über die rechtmäßigen Gränzen hinaus, unverkennbar in der menſchlichen Natur; Beſchränkungen, deren Nothwendigkeit wir nie

Digitized by Google

bezweifelten, werden uns oft, wenn ſie uns beim Handeln in den Weg treten, verhaßt; und welcher Schriftſteller hätte nicht in Fällen, wo ein großes Intereſſe oder eine große Verantwortung ihm vorſchwebte, in einzelnen Augenblicken gewünſcht, jeder äußern Verpflichtung und Rückſicht entbunden, ſeinem innern Triebe allein, er mochte zum Guten oder zum Böſen führen, Gehör geben zu dürfen? Sobald es aber auf Grundſätze, und auf öffentliches Bekenntniß von Grundſätzen ankömmt, wird Keiner, der ſich ſelbſt achtet, ſolche Neigungen laut werden laſſen; und ungebundene Preßfreiheit im vollen Sinne des Wortes, wird, wenn auch mehr als einen geheimen Freund, doch nicht leicht einen erklärten Vertheidiger finden.

Die große Spaltung der Meinung hebt erſt an, wenn die Frage aufgeworfen wird, welche Art geſetzlicher Schranken die beſte und zweckmäßigſte ſei, um in Rückſicht auf den Gebrauch der Preſſe, das Intereſſe der Geſammtheit zu ſichern, ohne die Freiheit der Einzelnen zu zerſtören? Der Krieg, der über dieſe Frage entſtanden iſt, hat zur Folge gehabt, daß das Wort Preßfreiheit ſelbſt, bald eine engere, bald eine weitere, bald eine ganz willkürliche Bedeutung erhielt, und daß die, welche die geſetzliche Beſchränkung dieſer Freiheit nur in Einer Geſtalt begreifen oder zulaſſen wollten, zuletzt jede andere Form als Geiſteszwang, Unterdrückung und Knechtſchaft verdammten.

Die Freiheit der Gedankenmittheilung kann bekanntlich auf zwei verſchiedenen Wegen vor Mißbrauch bewahrt werden. Entweder durch Anordnungen, die dieſem Miß-

Digitized by Google

brauch vorzubeugen beſtimmt ſind, oder durch ſolche, die ihn nach der That, zum Gegenſtande geſetzlicher Ahndung machen. Die erſten gehören in die Klaſſe der Polizeigeſetze, und werden im gegenwärtigen Falle Cenſuranſtalten genannt. Die andern müſſen Strafgeſetze ſein, weil in der Regel keine Handlung vor einen Gerichtshof gezogen werden kann, welche nicht ein vorher beſtehendes Geſetz in einer oder der andern Vorausſetzung als ſtraffällig bezeichnet hätte.

Bis auf die neueſten Zeiten herab war der Gebrauch der Preſſe in den europäiſchen Staaten, England allein ausgenommen, durch Polizeigeſetze regulirt. *) Die den Schriftſtellern in England zu Theil gewordenen Privilegien wurden früher weder als Tadel noch als Vorwurf für andere Regierungen betrachtet. Man ſah ein, daß ſie mit allen übrigen Eigenthümlichkeiten der brittiſchen Verfaſſung zuſammen hingen, und daß ſie, losgeriſſen von dieſen, auf einem andern Boden, wo Regierungsform,

*) Es herrſchte zwar im 17. und 18. Jahrhundert, in Holland, auf gewiſſen Punkten in der Schweiz, und in den Gebieten einiger unbedeutenden Reichsfürſten und Reichsſtädte, eine ſtillſchweigend autoriſirte Preßfreiheit, von welcher die Geſetze keine Notiz nahmen, und der nur von Zeit zu Zeit Einhalt gethan wurde, wenn ſich nachdrückliche Klagen darüber erhoben. Dieſe Beiſpiele, die entweder in dem republikaniſchen Geiſte, oder in der Kleinheit der Staaten, oder in beſondern politiſchen Verhältniſſen ihren Grund hatten, kommen, bei völlig veränderter Lage des europäiſchen Gemeinweſens, nicht weiter in Betracht.

Digitized by Google

Geſetzgebung, Juſtizverwaltung, Volksſitten ihnen zuwider waren, nicht gedeihen konnten. Seitdem ſich aber der menſchliche Geiſt, im wirklichen Beſitz größerer Ausbildung, und im eingebildeten Gefühl höherer Kräfte, daran gewöhnt hat, in alten Ordnungen nur alte Feſſeln zu erblicken, iſt auch der Wunſch, die Preſſe von der Polizeigeſetzgebung zu emancipiren, durch ganz Europa lebendig und mächtig geworden. Was in Frankreich und den Niederlanden geſchehen iſt, hat dieſem Wunſche neue Nahrung gegeben. Schriftſteller und Leſer haben immer mehr und mehr die Richtung genommen, Preßfreiheit und Polizeigeſetzgebung für unvereinbar zu halten; und nach und nach iſt es dahin gekommen, daß man unter Preßfreiheit nichts anders mehr verſtehen will, als das Recht zum Publikum zu reden, ohne irgend einer vorangehenden Aufſicht oder Kontrolle unterworfen zu ſein.

Wir wollen dieſen Sprachgebrauch, da er nun einmal allgemein geworden iſt, nicht unmittelbar anfechten; doch glauben wir nicht, daß er vor einer ſtrengen Prüfung Stich halten würde. So oft, ſei es in öffentlichen Urkunden, ſei es in Privatſchriften, die Preßfreiheit auf dieſe Weiſe definirt wird, iſt die einſchränkende Klauſel nicht weit: „Wohlverſtanden, daß der Gebrauch dieſer Freiheit mit den Geſetzen nicht im Widerſpruch ſtehe.“ Ein Recht, bei deſſen Ausübung man beſtehenden Geſetzen — die in dem vorliegenden Fall ſogar Strafgeſetze ſind — verantwortlich bleibt, iſt ſicher nicht unbeſchränkt. Mithin ſchließt die heutige Definition der Preßfreiheit blos eine gewiſſe Klaſſe von Beſchränkungen, mit ausdrücklichem

oder ſtillſchweigendem Vorbehalte andrer, vielleicht nicht weniger läſtigen, aus; und wenn dies nur nicht zu weitern Irrthümern führt, wenn nur Jeder weiß, was ſeine Preßfreiheit bedeutet, und auf welche Bedingungen er ſie genießt, ſo können wir uns das unbeſtimmte Wort wohl gefallen laſſen. Sobald man ſich aber zu einer freiern Betrachtung und gründlichern Erforſchung der Sache erheben will, müſſen jene konventionelle und populäre Definitionen bei Seite geſetzt werden. Alsdann wird Preßfreiheit ein ſchlechterdings relativer Begriff, deſſen Maß und Umfang, durch die zwiſchen dem erlaubten und unerlaubten Gebrauch der Preſſe gezogene Gränzlinie beſtimmt iſt. Alsdann verliert die Frage, ob es beſſer ſei, Preßfreiheit zu haben, oder keine, alle Bedeutung, weil ſie in einem gewiſſen Sinne nirgend, in einem andern allenthalben exiſtirt.

Die Verbreitung der Gedanken durch das Mittel des Drucks iſt an und für ſich eine gleichgültige Handlung; dem Staate liegt ob, zu erklären, in welchen Fällen ſie zur unerlaubten wird. Die Preßfreiheit kann eigentlich nie durch poſitive Verordnungen beſtimmt werden; wo dies geſchieht, dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß man entweder ihr Weſen nicht verſteht, oder beſorgt iſt, daß Andere, deren Vorurtheile man ſchonen, oder deren Meinungen man ſchmeicheln zu müſſen glaubt, es mißverſtehen möchten. Die Vorſchriften, welche die Preßfreiheit zum Gegenſtand haben, müſſen durchaus nur gegen den Mißbrauch der Preſſe gerichtet, folglich immer negativ, und immer beſchränkend ſein. Von dieſem Geſichts-

Digitized by Google

punkt muß auch die Unterſuchung der Streitfragen, die gegenwärtig ſo viel Köpfe, und ſo viel Federn beſchäftigen, ausgehen. Nicht, wie die Preßfreiheit zu gründen ſei, — denn ſie gründet ſich von ſelbſt — ſondern, wie man ſie, da ſie ohne Beſchränkung nicht beſtehen kann, auf die unſchädlichſte und zweckmäßigſte Weiſe zu beſchränken hat, ſoll ausgemittelt werden. Und da die Wahl nur zwiſchen zwei Hauptformen liegt, ſo iſt es am beſten, die Frage folgendermaßen zu ſtellen: Welches von beiden Syſtemen, das, in welchem dem Mißbrauch der Preſſe durch Polizeigeſetze vorgebeugt, oder das, in welchem der bereits eingetretene Mißbrauch durch Strafgeſetze geahndet wird, verdient den Vorzug?

Wenn ſich eine ſolche Frage durch blinde Vorliebe für das eine oder das andere Syſtem, durch abſprechende Gemeinplätze, oder durch Argumente, in denen immer ſchon vorausgeſetzt wird, was erſt erwieſen werden ſollte, entſcheiden ließe, ſo würde ſie ohne Zweifel bei der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther bald abgethan ſein. Viele würden meinen, es verlohne ſich nicht einmal der Mühe, ſie aufzuwerfen; andere würden ſogar durch eine in ihren Augen ſo überflüſſige Unterſuchung, die Würde des ſchriftſtelleriſchen Charakters, die Ehre eines aufgeklärten Zeitalters, und eins der heiligſten Rechte des Bürgers gekränkt glauben. Daß das Syſtem der vorbeugenden Geſetze, ſelbſt unabhängig von den zahlreichen Mängeln, die es in der Ausübung faſt überall begleitet, und faſt überall in Mißkredit gebracht haben, an und für ſich nicht beliebt, nicht populär ſein kann, iſt ganz begreiflich. Die

Wirkungen dieſes Syſtems ſind von ſo einfacher Art, daß ſie ſich mit Leichtigkeit auffaſſen, und ohne viel Anſtrengung beurtheilen laſſen. Sie treffen in ihrer Allgemeinheit, obwohl nicht jeden Schriftſteller auf gleiche Weiſe, doch jeden in ſo fern, daß er ſie, ohne verantwortlich zu werden, nicht umgehen kann. Sie ſind ferner, auch unter den günſtigſten Umſtänden, dem ſchweren Verdacht der Willkür ausgeſetzt, und haben, was noch ſchlimmer iſt, dieſen Verdacht nur zu oft gerechtfertigt. Sie berühren endlich — und dies iſt der gefährliche Punkt — eine Klaſſe von Individuen, in welcher ſich eine gewiſſe Quantität wirklicher Verdienſte mit einer großen Maſſe falſcher Anſprüche vereinigt, und berühren ſie an ihrer empfindlichſten Stelle, indem ſie ihre Eigenliebe verletzen, den freien Lauf ihrer Gedankenſpiele, ihrer Erfindungen, ihrer Dichtungen, ihrer Thorheiten, und ihrer Leidenſchaften hemmen, und der Meinung, die jeder Einzelne von ſich ſelbſt und ſeinen Werken hat, das Gewicht einer höhern Autorität, und, was noch viel unerträglicher iſt, einer wirklichen oder doch geſetzlich-präſumirten höhern Einſicht entgegen ſtellen.

Von der andern Seite iſt nichts natürlicher als die Gunſt, welche das Syſtem der Verantwortlichkeit nach der That, ſo wenig Anziehendes Strafgeſetze ſonſt auch haben mögen, ſich erworben hat. Bei den Meiſten bedarf dieſes Syſtem keiner andern Empfehlung, als daß es ein Mittel iſt, den Polizeigeſetzen zu entgehen. Hier, wie in hundert ähnlichen Fällen, geben nur Wenige ſich die Mühe zu prüfen, wie dasjenige beſchaffen ſein würde, das nothwendig an die Stelle einer ihnen anſtößigen Ordnung der

Digitized by Google

Dinge treten müßte. Jedes Neue, wenn es auch ungleich beſchwerlicher ſein ſollte, erſcheint wünſchenswerther als die beſtehenden Schranken. Da, wo man das gerichtliche Verfahren gegen den Mißbrauch der Preſſe nicht aus eigener Erfahrung kennt, hat man nur Augen für die glänzende Seite der Sache, und glaubt, es ſei alles gewonnen, wenn man von keinem Cenſor mehr abhängt. Selbſt in Ländern, wo dieſes Syſtem ſchon lange geherrſcht hat, verlieren die, welche nicht unmittelbar darunter leiden, die wahre Beſchaffenheit, den Druck, und die Gefahren deſſelben, leicht aus dem Geſicht. Wenn in irgend einem namhaften Falle die allgemeine Aufmerkſamkeit durch fiskaliſche Klagen, durch proviſoriſche Verhaftungen, durch den feierlichen Apparat gerichtlicher Proceduren, Verhöre und Debatten, zuletzt vielleicht noch durch einen tragiſchen Ausgang rege gemacht wird, dann freilich geräth alles in Bewegung, dann hört man von allen Seiten die hochgerühmte Garantie der ſchriftſtelleriſchen Freiheit, als eine ohnmächtige Schutzwehr, als einen treuloſen Fallſtrick, als ein Werkzeug heimtückiſcher Tyrannei verläſtern. Indeſſen erholt man ſich bald wieder von dieſem augenblicklichen Schrecken. Jeder einzelne Schriftſteller, auch der, welcher ſich vollkommen bewußt iſt, alle Schranken überſchritten, und die Rache der Geſetze herausgefordert zu haben, hofft für ſeine Perſon dem Ungewitter auszuweichen; und da der Donnerſchlag immer nur wenige Häupter, und oft keineswegs die ſtrafbarſten trifft, ſo iſt die Hoffnung nicht ganz ohne Grund. Selbſt im äußerſten Falle bietet der Gang des Proceſſes ihm noch mannigfaltige Rettungs-

Digitized by Google

mittel dar. Er rechnet auf die Geſchicklichkeit ſeines Advokaten, oder auf ſeine eigene Kunſt und Beredſamkeit, oder auf das Uebergewicht einer ihm günſtigen Volksſtimme. Mancher ſieht einen Proceß dieſer Art, als ein Mittel berühmt zu werden, ja ſelbſt die ihn bedrohende Strafe (beſonders ehe er ſie noch gefühlt hat) als einen neuen Anſpruch auf Beifall und Theilnahme aller Gleichgeſinnten, oder als ein ehrenvolles Märtyrerthum an.

Wie viel oder wie wenig Werth aber auch auf alle dieſe individuellen Anſichten und Motive zu legen ſein mag, ſo viel iſt gewiß, daß, um beide Syſteme gründlich mit einander zu vergleichen, man beide wenigſtens vollſtändig kennen muß. Mit dem Cenſurſyſteme hat dies keine Schwierigkeit; es beruht auf einfachen Vorſchriften, und ſeine Vortheile wie ſeine Beſchwerden, liegen am Tage. Hingegen iſt das Syſtem, welches die Preßvergehungen dem richterlichen Ausſpruch unterwirft, von einer viel verwickeltern Konſtruktion; es hängt mit mehr als einer wichtigen, oft ſehr ſubtilen und kritiſchen Rechts- und Staatsfrage zuſammen; es kann ohne beſtändige Rückſicht auf alle übrigen geſetzlichen und politiſchen Verhältniſſe des Staates, in welchem es eingeführt iſt, oder der es ſich aneignen möchte, nicht einmal begriffen, vielweniger praktiſch gewürdigt werden. In Ländern, wo die Preßfreiheit unter dieſer Form nie verſucht worden iſt, ſind richtige Vorſtellungen davon ſelten; man begeiſtert ſich für Worte, ohne die Sache erforſcht zu haben; und die am heftigſten darnach ſchreien, wiſſen oft am wenigſten, was ſie begehren. Vielleicht liegt ſogar eine der Haupt-

Digitized by Google

urſachen der enthuſiaſtiſchen Vorliebe für dieſes Syſtem in der Unkenntniß ſeines Ganges und Charakters, ſeiner weſentlichen Beſtandtheile, ſeiner Vorbedingungen, ſeiner Schwierigkeiten, und ſeiner Gefahren. Ueber einen Gegenſtand von ſo allgemeinem Intereſſe mehr Licht zu verbreiten, kann in keinem Falle überflüſſig ſein. Diejenigen — wie geringe auch ihre Zahl heute ſein mag — die, weniger raſch und kühn als die große Mehrheit ihrer Zeitgenoſſen, die Frage, womit wir uns hier beſchäftigen, nicht für längſt ausgemacht halten, die noch das Bedürfniß fühlen, darüber nachzudenken, und Stoff und Vergleichungspunkte zu einem gründlichen Endurtheil zu ſammeln, werden keine aus Thatſachen geſchöpfte Aufklärung verſchmähen. Und ſelbſt jene, die bereits abgeurtheilt haben, oder aus andern Gründen entſchloſſen ſind, das Syſtem, für welches ſie ſich einmal erklärt, um keinen Preis mehr fahren zu laſſen, müſſen doch einen gewiſſen Werth darauf legen, den Gegenſtand ihrer Wünſche genauer kennen zu lernen, und ſich Rechenſchaft darüber geben zu können, was, aus dem Standpunkte bisheriger Erfahrungen betrachtet, von der Realiſirung ihrer Lieblingsidee zu erwarten ſein möchte.

Für dieſen Zweck ſcheinen uns wenige Arbeiten ſo tauglich, als eine faktiſche, und zugleich beurtheilende Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes der Preßfreiheit in England und Frankreich, mit Rückſicht auf die allmählige Entwicklung des einen und des andern. In beiden Ländern iſt Aufhebung der Cenſur und Beſchränkung der Preſſe durch Strafgeſetze allein, jetzt als das

Digitized by Google

herrſchende Syſtem zu betrachten. In England iſt dieſes Syſtem ſeit mehr als hundert Jahren im Gange, und folglich, mit allen ſeinen Vortheilen und Uebeln, zur Vollendung gereift. In Frankreich iſt es, gleich nach der Revolution feierlich angekündigt, dann wechſelsweiſe das Heiligthum, die Geißel, der Spott der Nation, bald Opfer, bald Werkzeug der Tyrannei, ſeit der Wiederherſtellung der königlichen Macht aber, ein Artikel des Fundamentalgeſetzes, und obgleich noch im Kampfe mit vielfältigen Hinderniſſen und Reſtriktionen, ſeiner endlichen Befeſtigung ſehr nahe gebracht worden. Die ältern und neuern Verhandlungen beider Länder bieten überdieß einen reichen Vorrath von Materialien aller Art zu vollſtändiger Bearbeitung der Frage dar.

Maßregeln, welche auf die Preſſe Bezug haben, müſſen durchaus von mehr als einer Seite geprüft werden. Es wäre fruchtlos und verkehrt, ſie ausſchließend in ihren Wirkungen auf die Schriftſteller zu beurtheilen. Die vernünftigen Männer aller Parteien ſind darin einig, daß hier, wie in allen ähnlichen Fällen, die Anſprüche der Einzelnen nicht auf Unkoſten des Ganzen befriedigt werden dürfen, und daß nur diejenige Geſetzgebung gut zu nennen ſei, welche die allgemeine Sicherheit mit der individuellen Freiheit zu vereinigen weiß. Ein Syſtem, das, um jede Gefahr abzuwenden, der Preſſe keinen freien Athemzug geſtatten wollte, wäre nicht tadelhafter, als das andere, das, aus übertriebener Schonung der Einzelnen, die öffentliche Ruhe und die Exiſtenz des Staates aufs Spiel ſetzte. Das ſchlechteſte von allen wäre unſtreitig

Digitized by Google

das, welches auf beiden Seiten zugleich ſündigte. Die Folge dieſer Erörterungen wird uns vielleicht Beiſpiele dieſer Art liefern.

Um regelmäßig zu Werke zu gehen, dürfen wir nicht aus der Acht laſſen, daß jedes Syſtem, welches die Preſſe durch Strafgeſetze in Ordnung halten will, drei von einander deutlich geſchiedene Beſtandtheile hat, deren jeder für ſich, und in ſeiner Einwirkung auf die übrigen erwogen werden muß, wenn man über den Werth des Ganzen entſcheiden will. Dieſe ſind:

Erſtlich, die Beſchaffenheit der Geſetze, nach welchen über den Mißbrauch der Preſſe erkannt, und die Beſtrafung deſſelben veranlaßt wird;

Zweitens, die Form, in welcher Vergehungen gegen dieſe Geſetze zur richterlichen Kenntniß gebracht werden (das Recht der Anklage);

Drittens, das gerichtliche Verfahren in ſeinem ganzen Umfange.

Nach dieſen drei Rubriken iſt auch die folgende Darſtellung geordnet.

Preßfreiheit in England.

Bis in die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſtand alles, was auf Gebrauch oder Mißbrauch der Preſſe in England Bezug hatte, unter der ausſchließenden Gerichtsbarkeit der Sternkammer, eines uralten, von Heinrich VII. erneuerten Tribunals, welches vorzugsweiſe dazu beſtimmt war, von Vergehungen gegen die öffentliche Ordnung und Uebertretungen der Landespolizei-Geſetze

Digitized by Google

Kenntniß zu nehmen, und in welchem, ohne Zuziehung von Geſchwornen, und ohne Rückſicht auf gewöhnliche Proceßformen, geſprochen wurde. Dieſes Tribunal, zugleich eine Art von oberſter Polizeibehörde, beſtimmte die Anzahl der Buchdrucker und der Preſſen, und ernannte einen Aufſeher (Licenser), ohne deſſen Genehmigung nichts publizirt werden durfte. Die Sternkammer wurde im Jahre **1641**, kurz vor Ausbruch des bürgerlichen Krieges, zu einer Zeit, wo alle alten königlichen Prärogativen zu Grunde gingen, abgeſchafft. Das Parlament bemächtigte ſich hierauf derſelben Polizeigewalt über die Preſſe, welche die Sternkammer bis dahin beſeſſen hatte, und übte ſie, während der Dauer des Protektorats, durch Kommiſſäre aus. Zwei Jahre nach der Reſtauration wurden die Anordnungen des Cromwell'ſchen Parlaments über dieſen Gegenſtand wieder in Kraft geſetzt, und unter Carl **II.** und Jakob **II.** von Zeit zu Zeit erneuert. Die letzte dieſer Anordnungen lief mit dem Jahre **1692**, drei Jahre nach der Revolution, die Wilhelm **III.** auf den Thron geſetzt hatte, ab; man entſchloß ſich — der König ſelbſt legte Werth darauf — ſie auf zwei Jahre zu verlängern. Im Jahre **1694** erklärte ſich das Parlament gegen weitere Verlängerung der Akte; und ſo ward, durch das bloße Erlöſchen der ältern Geſetze, gleichſam ſtillſchweigend, damals kaum bemerkt, und gewiß, ohne daß die Wichtigkeit dieſes negativen Beſchluſſes für folgende Zeiten von irgend einem der Theilnehmer geahnet worden wäre, das noch jetzt beſtehende Syſtem eingeführt.

Digitized by Google

Wir ſchreiten nun zur Prüfung dieſes Syſtems, nach der vorhin angegebenen Ordnung ſeiner Beſtandtheile.

I. Beſchaffenheit der Geſetze gegen Preßvergehungen.

Man kennt in England keine andere Art von Vergehungen durch die Preſſe, als die, welche in der allgemeinen Kategorie der Schmähſchriften oder Libelle begriffen ſind. Libelle gegen Privatperſonen, und Libelle gegen den Staat oder die höchſten Autoritäten im Staat, ſind im Sinne der engliſchen Geſetzgebung von einer und derſelben Natur, und werden aus einem und demſelben Standpunkte, nämlich, als Störungen des öffentlichen Friedens (**breach of the King's peace**) betrachtet. Die auf dieſe Vergehungen geſetzten Strafen ſind Geldbußen, Gefängniß und Pranger. Die Geldbußen hängen von der jedesmaligen Beſtimmung des Richters ab; ſie haben ſich in den letzten Zeiten oft auf 500 bis 1000 Pf. St. belaufen, und ſind zuweilen noch mit Kautions-Stellungen „für ruhiges Betragen" (**for good behaviour**) auf längere Zeit verknüpft. Gefängnißſtrafen wurden ehemals bis auf zehn Jahre ausgedehnt, die neuere Praxis hat ſie auf Ein Jahr, achtzehn Monate, und höchſtens zwei Jahre beſchränkt. Vom Pranger, auf welchen nach der vor einigen Jahren angenommenen Bill des Mr. Taylor nur noch im Fall des Meineides erkannt werden ſoll, ſind die Schriftſteller, denen er ſonſt öfter zu Theil wurde, jetzt befreit.

Digitized by Google

In einem Lande, wo dem Mißbrauch der Preſſe durch kein Polizeigeſetz vorgebeugt, und wo der Thätigkeit, der Unruhe und den Leidenſchaften des Menſchen ein ſo weites Feld geöffnet iſt, können Libelle aller Art keine ſeltne Erſcheinung ſein. Daß durch dieſe Klaſſe von Schriften nicht allein die Ruhe und Ehre der Privatperſonen gefährdet, ſondern auch die Sicherheit und Würde des Staates in nicht geringem Grade verletzt werden kann, wird Niemand in Zweifel ziehen. Und da ſie, nach den Grundſätzen der brittiſchen Jurisprudenz, wie wir eben geſehen haben, wirklich mit vieler Strenge behandelt werden ſollen, wer würde nicht glauben, daß die unterſcheidenden Merkmale, der legale Charakter eines Libells, durch geſetzliche Vorſchriften aufs genaueſte beſtimmt ſein müſſe, wenigſtens genau genug, damit in gewöhnlichen Fällen keine Ungewißheit Statt haben könne, und ſelbſt in zweifelhaften, der Auslegungskunſt des Richters ein ſichrer Leidfaden gegeben ſei? — So verhält es ſich aber keineswegs. Wie es mit der Geſetzgebung in England, in Anſehung dieſes Punktes beſchaffen ſei, können wir nicht treffender ausdrücken, als mit den Worten eines neuern engliſchen Schriftſtellers, der in dieſer Frage kein Fremdling iſt. Er ſagt: „Die Befugniß der Gerichtshöfe, Libelle zu beſtrafen, gründet ſich durchaus auf keine geſetzliche Vorſchrift. Die Zuſtimmung des Parlaments zur Ausübung dieſer Befugniß iſt bloß negativ. In unſerer ganzen Statutenſammlung findet ſich nicht ein einziger Verſuch, durch Worte zu beſtimmen, was eigentlich ein Libell konſtituirt, noch irgend eine

Regel, welche die Beſchaffenheit oder den Grad der Strafe feſtſetzte, noch auch nur irgend eine Disposition, die Schmähſchriften überhaupt für geſetzwidrig erklärte! Es gibt keine geſchriebene Norm, wonach die Gerichtshöfe ihre Ausſprüche abmeſſen könnten. Ihre Gewalt ruht auf keinem andern Fundament, als auf dem der ehemaligen Sternkammer; und die Richter der Kings-Bench haben von jeher keine andere Richtſchnur gekannt, als die Ausſprüche jenes willkührlichen Tribunals, und die ihrer Vorgänger, die dem Beiſpiel desſelben gefolgt ſind."*)

Die von den größten engliſchen Rechtsgelehrten gegebenen Definitionen des Mißbrauchs der Preſſe, oder deſſen, was ein Libell konſtituirt, tragen ohne Ausnahme das Gepräge dieſer abſoluten Unbeſtimmtheit der Geſetzgebung. Wir führen aus vielen nur einige der auffallendſten an. Der Oberrichter Comyns ſagt in ſeinem „Abriß der engliſchen Geſetze," einem als klaſſiſch betrachteten Buche: „ein Libell ſei eine Aeußerung der Verachtung, oder des Vorwurfs, zur Herabſetzung der Regierung, einer öffentlichen Autorität, oder einer Privatperſon, verbreitet."— Der im Ausland noch berühmtere Blackſtone drückt ſich folbendermaßen aus: „Jeder Engländer hat das unzweifelhafte Recht, dem Publikum mitzutheilen, was ihm beliebt; wenn er aber etwas in Druck giebt, das unanſtändig, ſchädlich oder geſetzwidrig iſt, ſo hat er die Folgen ſeiner Vermeſſenheit ſich ſelbſt zuzuſchreiben."**) Lord Ellen-

*) *Edinburgh Review*. Vol. XVIII. p. 104.

**) Commentaries on the law of England. Vol. IV. p. 151. Das Merkwürdigſte an dieſer nichts definirenden Definition iſt das

Digitized by Google

borough, noch jetzt Präſident des oberſten Kriminalge-richts, erklärte im Jahre 1804, „ſtrafwürdig ſei eine jede Publikation, die zur Abſicht habe, die Unzufriedenheit des Volkes zu erregen, indem ſie, ſei es durch Schmähungen, ſei es durch Spott, die von der Regierung eingeſetzten Autoritäten, in Mißachtung (disesteem) bringe.“*) Einer der neueſten Schriftſteller über dieſen Gegenſtand, und ein grundgelehrter praktiſcher Juriſt, ſagt, mit nicht viel größ-rer Präziſion als alle ſeine Vorgänger: „das Vergehen

---

Wort geſetzwidrig — in einem Lande, wo, nach der ge-meinſchaftlichen Ausſage aller Sachverſtändigen, keine geſetz-liche Vorſchrift je entſchieden hat, was unter einem Libell verſtanden werden ſoll.

*) In eben dem Proceß, in welchem er dieſen, ſo mannigfalti-ger Deutungen und Mißdeutungen fähigen Grundſatz aufſtellte, erklärt er eine Stelle, worin der Beklagte von einem Vice-könig von Irland geſagt hatte: „Er habe den Ruf, die neue Methode der Schaffütterung beſſer als irgend ein Pächter in Cambridge-Shire zu verſtehen,“ — für libelliſtiſch, „weil ſie deutlich die Abſicht verrathe, den Vicekönig in der öffentlichen Achtung herabzuſetzen.“

Der Libelliſt war übrigens keine geringere Perſon, als der berüchtigte Cobbet, dem man damals zum Verbrechen machte, über einen Lord-Lieutenant von Irland, als über einen guten Schafkenner geſpöttelt zu haben, und den man nachher zehn Jahre lang, alles, was die libelliſtiſche Frechheit je Ausſchweifendes und Verruchtes gedacht hatte, ungeſtraft unter dem niedrigſten Pöbel verbreiten ließ, bis er zuletzt, von der Laſt ſeiner Miſſethaten erdrückt, und ſeinen eigenen Anhän-gern zum Gräuel geworden, aus England entfloh.

Digitized by Google

eines Libelliſten beſteht in der Bekanntmachung eines geſchriebenen, gedruckten oder gemalten Werkes, deſſen Abſicht dahin geht, den öffentlichen Frieden zu ſtören, indem es die Regierung herabſetzt, oder die Unterthanen zum Aufſtande reizt." *)

Es wäre unnütz, ſich bei der einleuchtenden Mangelhaftigkeit, Unzulänglichkeit und Nichtigkeit dieſer und aller ähnlichen Difinitionen lange aufzuhalten, oder umſtändlich darzuthun, wie aus einem ſo gänzlichen Verſtummen der Geſetze, je nachdem Willkür und Macht die Wagſchale nach der einen oder nach der anderen Seite ziehen, die ungerechteſte und gewaltſamſte Behandlung der Schriftſteller, oder der empfindlichſte Nachtheil für den Staat entſpringen muß. Schon der Grund des ganzen Gebäudes, das durchaus auf der zweideutigen Formel „eines Bruches des öffentlichen Friedens," alſo auf einer bloßen geſetzlichen Fiction beruht, lehrt hinreichend, daß es keinem ſeiner Zwecke entſprechen kann; und es wäre in der That um die Preßfreiheit in England, von welchem Geſichtspunkte man auch ausgehen mag, äußerſt ſchlecht beſtellt, wenn ſich nicht etwa (bei weiterer Prüfung) ergeben ſollte, daß die Unvollkommenheit der Geſetzgebung durch anderweite Hülfsmittel mehr oder weniger kompenſirt ſei.

Man würde jedoch in einen großen Irrthum verfallen, wenn man ſich einbilden wollte, die hier gerügten Mängel wären der brittiſchen Preßgeſetzgebung ausſchließend

*) *Edinburgh Review* August 1816.

eigen, hätten ihren Grund in dieſer oder jener beſondern Eigenſchaft der brittiſchen Verfaſſung, und würden folglich anderwärts leicht gehoben werden können. Dieſe Mängel gehen unmittelbar aus der Natur der Sache hervor; und es beweiſet vielleicht nur das richtige Gefühl, den glücklichen Inſtinkt der brittiſchen Staatsmänner, daß ſie es nie unternommen haben, nach dem Unausführbaren zu ſtreben. Jeder Rechtsgelehrte weiß, wie ſchwer es ſchon hält, den Charakter einer Privat-Injurie, oder einer Schmähſchrift gegen Privat-Perſonen, mit logiſcher und juridiſcher Genauigkeit anzugeben, und wie wenig die bisherigen Kriminalgeſetzbücher auch nur dieſer Aufgabe Genüge geleiſtet haben. Aber ein Libell gegen den Staat, geſetzlich, und ausreichend zu definiren, mit andern Worten, zwiſchen dem unſchuldigen Gebrauch und dem Mißbrauch der Preſſe, in Rückſicht auf die öffentlichen Angelegenheiten, eine unverkennbare Demarkationslinie zu ziehen, ſcheint uns ein für allemal unmöglich. Wenn es mit drei oder vier bündigen Formeln gethan, wenn es z. B. genug wäre, auszuſprechen, daß der, welcher ſich unmittelbar an der Perſon des Souverains mit unanſtändigen Aeußerungen vergriffe, — der, welcher offen und ausdrücklich zur Empörung gegen ihn oder ſeine Stellvertreter aufforderte, — der, welcher beſtehenden Geſetzen für ſich oder andere förmlich den Gehorſam aufſagte, u. ſ. f. ſtrafwürdig ſein ſollte, ſo käme man freilich ganz leicht aus der Sache. Vielleicht könnte man ſich auch die Mühe erſparen, Geſetze dieſer Art niederzuſchreiben, denn der Uebertretungsfälle würden nicht viele, und die welche dagegen

ſündigen möchten, im Narrenhauſe wohl beſſer aufgehoben ſein, als im Kerker. Sobald man aber von dieſen Extremen herabſteigt, und in die Region des Praktiſch-Möglichen, des Praktiſch-Wahrſcheinlichen tritt, erſcheint die Aufgabe in einer veränderten Geſtalt. Es iſt lehrreich, oft auch beluſtigend, zu bemerken, mit welcher Leichtigkeit, mit welcher Beherztheit ſo viele, die ſich in Fragen dieſer Art zu Führern ihrer Mitbürger aufwerfen, von einem guten Geſetz über Preßfreiheit ſprechen, mit welcher Zuverſicht ſie erwarten, daß nächſtens, von hier oder von dort, von oben oder von unten her, ein ſo dringendes Zeitbedürfniß ſeine Erledigung erhalten wird, wie ſie ſich nicht genugſam verwundern können, daß, ſei es nun Unfähigkeit der Rathgeber, oder Halsſtarrigkeit der Machthaber, mit einem ſo heilſamen Werke ſo lange gezaudert werden konnte. Es iſt noch lehrreicher und oft nicht weniger beluſtigend, zu ſehen, wie Geſetzgeber und Staatsmänner, und wohlmeinende Schriftſteller ſich anſtrengen und abmühen, und nach hundert vereitelten Unternehmungen immer wieder von neuem verſuchen, dieſe rebelliſche Aufgabe zu überwinden. Sie würden ihre Zeit und ihre Kräfte nicht viel fruchtloſer verwenden, wenn ſie ſich mit der Quadratur des Zirkels beſchäftigten.

Die Erfindung eines Geſetzes, oder einer Reihe von Geſetzen, die mit einer für das praktiſche Bedürfniß hinreichenden, für die Freiheit der Schriftſteller und die Sicherheit des Staates gleich beruhigenden Deutlichkeit und Genauigkeit beſtimmten, was unter Mißbrauch der Preſſe in Bezug auf die öffentlichen Verhältniſſe verſtanden werden

Digitized by Google

ſoll, halten wir, (nach unſerer durch vieljähriges Nachdenken immer feſter gewordenen Ueberzeugung) aus zwei Gründen für unmöglich. *)

Der erſte iſt, daß, was durch Worte gefrevelt werden kann, ſich nicht durch Worte voraus beſtimmen, vielweniger erſchöpfen läßt. Das Geſetz kann mit vollkommener, oder doch praktiſch hinlänglicher Genauigkeit bezeichnen, was Straßenraub, Diebſtahl, Brandſtiftung, Münzverfälſchung, Betrug u. ſ. w. iſt. Nicht, daß nicht auch dieſe Klaſſen von Verbrechen oder Vergehungen mannigfaltige Formen, und Abſtufungen, und Verwickelungen, und Verlarvungen zuließen; es liegt jedoch in allen ein materielles Element, welches ein gutgefaßtes Geſetz ein für allemal ergreifen und darſtellen kann. Welches Geſetz aber vermöchte, in den tauſendfältigen Kombinationen, deren menſchliche Gedanken und menſchliche Sprachen fähig ſind, das Gute vom Böſen, das Unſchuldige vom Strafbaren, im Voraus zu unterſcheiden? Wo ſoll hier eine Gränze gezogen, und durch welche Wortformen könnte ſie bezeichnet werden? Bleibt das Geſetz bei jenen allgemeinen Beſtimmungen ſtehen, womit alle bisherigen Strafgeſetze ſich begnügen mußten, ſo werden entweder die Ver-

*) Mit den Preßvergehungen gegen Privatperſonen beſchäftigen wir uns gegenwärtig nicht, theils weil die Geſetzgebung über dieſen Gegenſtand, obgleich ebenfalls mit großen Schwierigkeiten verknüft, doch eher zu einem gewiſſen (nie völlig genugthuenden) Grade von Vollkommenheit gebracht werden kann, theils weil ſie ein ungleich geringeres Intereſſe haben, als die Vergehungen gegen den Staat.

Digitized by Google

treter des Staates ſich an gezwungene Auslegungen, zweifelhafte Induktionen, willkürliche, vielleicht gewaltſame Anwendungen und Folgerungen halten müſſen, oder die Gewandtheit und Schlauigkeit der Delinquenten wird alle geſetzliche Schranken zu überſpringen wiſſen. Glaubt man dieſen Gefahren durch Vervielfältigung der Vorſchriften, durch kleinliches Aufzählen einzelner möglicher Uebertretungsfälle, durch ein fruchtloſes Streben nach Vollſtändigkeit zu entgehen, ſo wird man, zwar niemals zum Zweck, doch zuletzt zu einem Strafkoder gelangen, der auch die unſchuldigſten Hände lähmen, und mit welchem kein Schriftſteller mehr wagen würde, die Feder zu ergreifen. Eine Mittelſtraße gibt es nicht. Es iſt das ewige und unausweichliche Loos eines ſolchen Geſetzes, zu ſchlaff, oder zu ſtrenge zu ſein; und an dieſer Alternative ſcheitert alle menſchliche Kunſt.

Der zweite, vielleicht noch wichtigere Grund der Unmöglichkeit, Vergehungen der Preſſe unter die Rubriken eines Geſetzes zu ordnen, liegt in der eigenthümlichen Natur dieſer Vergehungen; ein bisher viel zu wenig beachteter Umſtand, der eine ausführlichere Erörterung verdient.

Alle gewöhnlichen Strafgeſetze ſind entweder auf eine wirklich begangene materielle That, oder auf den Vorſatz ſie zu begehen gerichtet; ſobald eins oder das andere erwieſen werden kann, iſt auch die größere oder geringere Strafwürdigkeit des Angeklagten geſetzlich entſchieden. Hingegen kann die Strafwürdigkeit einer Schrift, weder aus einer materiellen That allein, noch aus dem Vorſatz des Thäters allein, noch aus beiden vereinigt erkannt werden; es muß

Digitized by Google

ein drittes hinzu kommen, worauf in keinem andern Kriminalfalle Rückſicht genommen wird, und welches die Vergehungen durch die Preſſe von allen übrigen weſentlich unterſcheidet.

Die materielle That des Verfaſſers oder Herausgebers einer Schrift iſt die Publkation; mit ihr beginnt die geſetzliche Exiſtenz der Schrift. Die bloße Abfaſſung kann weder Verbrechen, noch Vergehung konſtituiren. So wie Jedem erlaubt (d. h. geſetzlich nicht unterſagt) iſt, für ſich ſelbſt das Strafbarſte zu denken, und das Heilloſeſte zu wünſchen, ſo hat Jeder auch — die innre Verantwortung vor dem Gewiſſen bei Seite geſetzt — das unläugbare (äußre) Recht, zu ſeiner eigenen Unterhaltung zu ſchreiben, was ihm beliebt. Der Druck ſollte, als unmittelbare Vorbereitung zur Publication, nach ſtrengen Begriffen nicht mehr als gleichgültig betrachtet werden; in Länder aber, wo keine Cenſuranſtalten ſind, liegt auch dieſer Akt außerhalb der geſetzlichen Kontrolle. Die eigentliche That iſt immer die Publikation. Nun iſt es aber in den meiſten Fällen unmöglich, ſelbſt aus der Publikation einer Schrift unmittelbar die Strafwürdigkeit derſelben zu erkennen. Dies kann nur in den ſeltenen Fällen geſchehen, wo der Verfaſſer etwa thöricht genug wäre, ſich eines beſtimmten, in den Geſetzen rein ausgeſprochenen Verbrechens anzuklagen, oder andere in unzweideutigen Worten dazu aufzufordern. Alsdann aber tritt ſeine Handlung aus der Klaſſe der eigentlichen Preßvergehungen heraus, und fällt in den Wirkungskreis anderer Strafgeſetze. Reine Preßvergehungen hingegen ſind durch das bloße Faktum der Pub-

Digitized by Google

likation nicht hinreichend als ſolche beurkundet. Es bleibt eine Hauptfrage noch offen, mit welcher wir uns gleich beſchäftigen werden.

Eben ſo wenig kann die Abſicht eines Schriftſtellers, wenn ſich auch zufälliger Weiſe darthun ließe, daß ſie unbedingt unſchuldig oder ſtrafbar war, den geſetzlichen Charakter der Schrift, allein oder unmittelbar beſtimmen. Es kann Jemand eine Schrift mit dem beſtimmten Vorſatz, die Staats-Verfaſſung zu Grunde zu richten, geſchrieben und publizirt, aus Zaghaftigkeit aber, oder aus Ungeſchicklichkeit ſeine Worte ſo zweckwidrig geſtellt haben, daß kein Leſer derſelben auch nur den leiſeſten Verdacht daraus zu ſchöpfen vermöchte; eine ſolche Schrift wäre nach allen geſunden Rechtsbegriffen kein Libell. Es kann ein Anderer, ohne böſe Abſicht, aus Leichtſinn, aus Muthwillen, aus Eitelkeit, aus falſchem Enthuſiasmus, Dinge ſchreiben, welche die geſetzliche Ordnung in ihren Grundfeſten erſchüttern; und ſeine Schrift iſt ohne allen Zweifel ein Libell. *)

Das Eigenthümliche der Vergehungen, die aus dem Mißbrauch der Preſſe entſpringen, beſteht darin, daß dieſe Vergehungen — mit Ausnahme jener wenigen Fälle, wo

*) Wenn die Strafwürdigkeit einer Schrift auf andern Wegen einmal entſchieden iſt, ſo kann allerdings die böſe Abſicht des Verfaſſers, in ſo fern ſie ſich ebenfalls erweiſen läßt, auf die Beurtheilung derſelben großen Einfluß haben; aber auch die ſtrafbarſte Abſicht kann nie eine Schrift zum Libell machen, die es an und für ſich nicht iſt.

Digitized by Google

ſie unter eine andere Kategorie von Strafgeſetzen treten — nur in ihren faktiſchen, oder rechtlich-präſumirten Wirkungen erkannt werden können, da die Handlungen, welche ſie konſtituiren, an und für ſich, im geſetzlichen Sinne des Wortes, neutral ſind. Bei allen andern Verbrechen oder Vergehungen, ſind die That und die Abſicht die beiden einzigen Gegenſtände der Unterſuchung: hier muß ein Drittes, nämlich die innere Beſchaffenheit, der Sinn, der Charakter, oder, mit einem einzigen dies alles bezeichnenden Worte, die Tendenz der Schrift, mit in Anſchlag gebracht werden. Ein Mord, ein Diebſtahl, ein Betrug u. ſ. f. können nie als neutrale Handlungen betrachtet werden, die Wirkung mag erfolgt ſein oder nicht, ſie ſind und bleiben ein für allemal Verbrechen oder Vergehungen, je nachdem das Geſetz ſie klaſſificirt hat. Eine Schrift hingegen wird nur ſtrafbar, wenn man ihr dieſe oder jene ſchädliche Wirkung, entweder durch unmittelbare Induktion nachweiſen, oder durch rechtliche Präſumtion zuſchreiben kann. Dieſe Unterſcheidung iſt von weſentlichem Belang.

Es ergibt ſich daraus zunächſt die — ſo eben ſchon von einer andern Seite bewieſene — nothwendige Unzulänglichkeit aller geſetzlichen Beſtimmungen des Mißbrauchs der Preſſe. Ein Geſetz kann unmöglich, mit irgend einem Anſpruch auf Zuverläßigkeit oder Gerechtigkeit, dasjenige gut heißen oder verdammen, deſſen Werth oder Unwerth durch ſeine Wirkung allein, und größtentheils durch ſeine augenblickliche Wirkung beſtimmt wird. Keine vorherbeſtehende Regel kann hier einen zuverläſſigen Maßſtab geben.

Digitized by Google

Eine Schrift kann im höchſten Grade verderblich und zerſtörend wirken, ohne gegen einen einzigen Buchſtaben des ſtrengſten und ausführlichſten Geſetzes anzuſtoßen. Die Wirkungen einer Schrift ſind, ſo ſehr als menſchliche Erzeugniſſe und Thaten es nur ſein können, an den Unterſchied der Lokalitäten und der Zeiten, und an den Wechſel der Verhältniſſe geknüpft. Was an einem Orte, in einem Zeitpunkte ohne alle Gefahr, und vielleicht mit Nutzen geſagt werden möchte, kann unter veränderten Umſtänden zum tödtlichen Gift werden. Mancher ſchiefe oder gewagte politiſche Satz, den wir heute mit Gleichgültigkeit in den gemeinſten Flugſchriften leſen, hätte vielleicht vor fünfzig, vielleicht auch nur vor zehn Jahren die gewaltſamſten Erſchütterungen veranlaßt.

Wenn aber die Geſetzgebung in allem, was die Preſſe angeht, unvollkommen iſt, und dieſe ihre Unvollkommenheit nie gehoben werden kann, ſo muß das Syſtem, in welchem der Mißbrauch der Preſſe durch Strafgeſetze verhindert werden ſoll, auf einer andern Seite ſeine Ergänzungsmittel finden. Dies geſchieht durch eine nothwendige Erweiterung der richterlichen Funktion, welche die Unzulänglichkeit der geſetzgebenden kompenſirt. Der Richter wird in jedem Prozeß über Schriften, nicht blos zum Schieds-Richter zwiſchen dem Geſetz und dem Beklagten, ſondern eigentlich zum Mitgeſetzgeber erhoben. Er entſcheidet, nicht wie in gewöhnlichen Kriminalfällen, nach der Vorſchrift des Geſetzes, ſondern allein nach dem Sinn deſſelben, und da, wo es ihn gänzlich verläßt, nach eigener Ueberzeugung. Er hat mit einer Frage zu thun, von

welcher ſeine ganze übrige Praxis ihm kein Beiſpiel darbietet. In jedem andern Kriminalprozeſſe iſt mit dem Beweiſe der That auch der Beweis des Verbrechens geführt; denn ob die That an und für ſich ſtrafwürdig, ob ſie an und für ſich ein Verbrechen ſei, oder nicht? — dieſe Frage iſt durch das Geſetz ſchon beantwortet. Gerade dieſe ſonſt überflüſſige Frage aber wird, ſo oft der Gegenſtand der Anklage eine Schrift iſt, die wichtigſte, und zugleich die ſchwierigſte der ganzen Verhandlung. Und da der Richter bei Auflöſung derſelben, vom Geſetz wenig oder gar keinen Beiſtand zu hoffen hat, vielmehr in jedem einzelnen Falle das Geſetz, wonach er ſprechen ſoll, ſelbſt erſt ſchaffen muß, ſo liegt auf ihm allein die Laſt und die Verantwortlichkeit der Entſcheidung.*)

In England, wo das Geſetz über die charakteriſtiſchen Merkmale einer Preßvergehung durchaus verſtummt, tritt folglich die richterliche Behörde ausſchließend an deſſen Stelle, und das Schickſal jeder Anklage gegen Mißbrauch der Preſſe, bleibt unbedingt und ungetheilt ihrem Ausſpruch anheim geſtellt. „Ein Geſetz über Preßvergehungen“ — ſagt einer der gelehrteſten neuern Schriftſteller —

*) Um jedem Einwurf zu begegnen, bemerken wir hier, daß zwar auch in Kriminalprozeſſen über gewöhnliche und beſtimmt-definirte Vergehungen die Frage: ob die begangene That überhaupt ſtrafwürdig war, vorkommen kann; ob dies gleich nur ein ſeltner Fall ſein wird. Ein Prozeß über eine angeklagte Schrift aber läßt ſich ohne jene Frage, in der Regel nicht denken, und ſie iſt, ſo zu ſagen, die Angel, um welche das ganze gerichtliche Verfahren ſich dreht.

Digitized by Google

„hat ſo unüberſteigliche Schwierigkeiten, daß billiger Weiſe Niemand es verlangen kann; und am Ende wäre es auch überflüſſig darnach zu ſtreben. Alles kömmt nur darauf an, ein Mittel zu finden, wodurch der praktiſchen Unbeſtimmtheit des Wortes Libell, ſo viel als wünſchenswürdig und möglich iſt, abgeholfen werde; und es ſcheint zuletzt gleichgültig, ob ein ſolches Mittel ſeinen Sitz in einem oder dem andern Zweige der Strafgeſetzgebung habe.“ *) Wie dieſes Mittel in England beſchaffen iſt, und wie fern es den Forderungen an eine gute Rechtspflege in Preßvergehungsfällen entſpricht, werden wir im dritten Abſchnitt unterſuchen.

2. Form der Anklage.

Der gewöhnliche Gang der engliſchen Juſtiz, in Rückſicht auf Vergehungen, die den Staat und die öffentlichen Ordnung intereſſiren, iſt folgender. In jeder Grafſchaft verſammelt ſich an den für die Sitzung des Aſſiſen-Gerichthofes feſtgeſetzten Terminen, eine ſogenannte Groß-Jury, zu welcher nicht unter zwölf und nicht über drei und zwanzig Perſonen, ſämmtlich bekannte und in gutem Ruf ſtehende Inſaſſen der Grafſchaft, berufen werden. Vor dieſe Jury werden in der Regel alle Kriminal-An-

*) *Edinburgh Review*, Vol. XXVII. p. 107. — Hierauf ließe ſich mit Recht antworten, daß das Mittel, ſobald es der richterlichen Behörde ausſchließend überlaſſen werden muß, eigentlich gar nicht mehr in der Strafgeſetzgebung reſidirt. Daß aber kein andrer Ausweg zu finden ſei, darin ſtimmen wir dieſem erfahrnen Rechtsgelehrten vollkommen bei.

Digitized by Google

klagen, ſie möchen urſprünglich von Privatperſonen, oder von Kronbeamten herrühren, im Name der Krone gebracht. Die Anklage-Inſtrumente müſſen mit der größten techniſchen Genauigkeit in Rückſicht auf Angabe der Perſonen, der Orte, der begangnen Verbrechen ꝛc. abgefaßt ſein; der kleinſte Flecken macht ſie ungültig. Wenn nicht wenigſtens zwölf Mitglieder der großen Jury (alſo im Fall der Vollzähligkeit die Mehrheit) die Klage annehmbar finden, ſo iſt ſie verworfen. Wenn Zwölf oder Mehrere ſie für zuläſſig erklären — denn nur über dieſe Frage der Zuläſſigkeit hat die große Jury zu entſcheiden — ſo geht ſie von dem Aſſiſen-Gericht an das kompetente Kriminalgericht über, wo dann unter Konkurrenz der kleinen Jury, die bekanntlich nur aus zwölf Perſonen beſteht, und nicht anders als einſtimmig ſprechen kann, das weitere gerichtliche Verfahren eintritt. Dieſe Art der Anklage heißt in der Kunſtſprache Indictment.

Es gibt aber, von uralter Zeit her, eine andere Form der Anklage — durch Information ex officio — zu welcher nur der oberſte Kron-Fiskal, der den Titel General-Anwalt (Attorney General) führt, bevollmächtigt iſt. Dieſer kann, ohne Dazwiſchenkunft der großen Jury, einen Kriminalprozeß unmittelbar bei dem Gerichtshofe der Kings-Bench*) einleiten. Vormals wurden auf dieſem Wege eine Menge von Vergehungen,

*) Das oberſte Kriminalgericht in England, welches ehemals Aula Regia, auch Custos morum genannt wurde. Der Akt des General-Fiskals, der eine Anklage bei dieſem Tribunal einleitet, heißt in der Kanzleiſprache — to *file* an information.

Digitized by Google

beſonders ſolche, die, wie die Rechts-Orakel ſich aus-drücken, „die Regierung des Königs gefährden, oder Ihn in der Ausübung ſeines Amtes ſtören konnten," verfolgt. Seit der Revolution von 1688 ſind fiskaliſche Informationen beinahe ganz außer Gebrauch. Selbſt in den wichtigſten Kriminal-Fällen (bei Hochverrath und Felonie) wird die regelmäßige Form des Indiktment beobachtet. Nur die Anklagen über Libelle werden fortdauernd, und ſeit langer Zeit ausſchließend auf dieſem Wege betrieben. Der wahre Grund dieſer Ausnahme liegt abermals in der beſondern Natur des Libell-Prozeſſes, und kann einem aufmerkſamen Beobachter nicht lange verborgen bleiben. In dem oberſten Kriminal-Gerichtshofe zu London wird der Libellprozeß von dem General-Fiskal ſelbſt, unter unmittelbarem Vorſitz der Richter, geführt; und eine vollſtändige Darlegung der Gründe, welche die Anklage aufklären und rechtfertigen können, geht dem Ausſpruch der Jury voran. Sollte die große Jury, wie bei einem gewöhnlichen Indiktment, über die Zuläſſigkeit der Anklage erkennen, ſo müßte den Provinzial-Gerichten, zu deren Wirkungskreiſe die große Jury gehört, eine vorläufige Inſtruktion des Prozeſſes übertragen werden. Da aber in einem Prozeß über Preßvergehungen jede Inſtruktion, auch die vorläufigſte, ſogleich in den Grund der Sache (in die merita causae) eingehen muß, ſo würde der Ausſpruch der großen Jury unausbleiblich die Hauptfrage: Libell oder Nicht-Libell? — umfaſſen, und wenn dieſer Ausſpruch für die Anklage ausfiele, der oberſte Gerichtshof mit ſeiner Jury — die immer wieder die näm-

Digitized by Google

liche Frage zu behandeln hätte — eigentlich nur eine Appellations-Inſtanz bilden, bei welcher ſich, im Falle der Losſprechung des Beklagten, der ſonderbare, und in der brittiſchen Jurisprudenz unerhörte Umſtand ergeben könnte, daß eine zweite Jury das Urtheil der erſten reformirte. Anſtatt ſich aber auf dieſen, gewiß nicht unerheblichen Grund zu ſtützen, findet man es in England bequemer, das Verfahren des General-Anwaltes in Libell-Prozeſſen, durch die vorgebliche Nothwendigkeit einer ſchnellern Behandlung ſolcher Prozeſſe zu rechtfertigen; ein Grund, der, wie ſich gleich zeigen wird, nicht unglücklicher gewählt werden konnte.

Nachdem der Generalanwalt die Klage angemeldet hat, hängt der Zeitpunkt der Eröffnung des Prozeſſes durchaus von ſeinem Willen ab. Er kann Jahre verſtreichen laſſen, ehe er den Angeklagten vor Gericht fordert, und es gibt kein rechtliches Mittel, ihn zur Legitimirung der Anklage zu vermögen, wie lange er ſie auch ruhen laſſen mag. Er kann ſogar aller weitern Procedur ſtillſchweigend entſagen, ohne mit der Anzeige, daß er ihr entſagt habe, an einen beſtimmten Termin gebunden zu ſein. Es ſteht alſo jederzeit in der Macht dieſes Kronbeamten, die Schrecken eines Kriminalprozeſſes gegen einen Schriftſteller aufzubieten, und, ſo lange er es für gut findet, über ſeinem Haupte ſchweben zu laſſen. Fiskaliſche Informationen werden häufig eingeleitet, ohne daß irgend ein weitrer gerichtlicher Schritt darauf folgte; entweder, weil man bei näherer Prüfung der Sache, keinen günſtigen Ausgang davon erwartet, oder auch, weil es von Anfang an nicht ernſtlich damit gemeint war. Auf dieſe

Digitized by Google

Weiſe wurden vor einigen Jahren mehr als zwanzig politiſche Schriftſteller an einem Tage in Anklageſtand verſetzt, und nur gegen einen wurde wirklich procedirt. So befand ſich einſt die größere Hälfte der in London erſcheinenden Journale unter fiskaliſcher Anklage; die Informationen waren übergeben; keine kam zur Vollziehung. Der Prozeß war ſuspendirt, nicht niedergeſchlagen; und die Journaliſten fuhren inzwiſchen ungeſtört fort, nicht allein gegen die Miniſter und ihre Maßregeln, ſondern ſelbſt gegen den Generalfiskal, die Tribunale, und die Richter zu Felde zu ziehen. Doch kam keiner ohne ernſthaften Schaden aus dem Spiel. Denn jede ſolche fiskaliſche Information, ſie mag zum Prozeß führen oder nicht, iſt mit beträchtlichen Koſten verknüpft, die ſich oft auf 80 bis 100 Pf. St., und zuweilen noch viel höher belaufen. Unter gewiſſen Umſtänden kann der Generalfiskal auch, mit Beobachtung der Formen, den angeklagten Schriftſteller verhaften, und bis zur Losſprechung oder bis zur förmlichen Verzichtleiſtung auf den Prozeß im Gefängniß ſitzen laſſen.

Mr. Brougham hat vor zwei Jahren eine Bill zur Reform des fiskaliſchen Verfahrens in Libell-Sachen, ins Unterhaus gebracht; bis jetzt iſt nichts darüber beſchloſſen worden. Dagegen hat der Staatsſecretair der innern Angelegenheiten, Lord Sidmouth, im Monat März 1817 ein Cirkular an die Lordlieutenants der Grafſchaften erlaſſen, wodurch die Friedensrichter bemächtiget werden, „Jeden, der eidlich bei ihnen angeklagt wird, ſchmähende oder aufrühreriſche Pamphletts und Schriften bekannt gemacht, verkauft, oder vertheilt zu haben, verhaften zu laſſen,

oder zur Bürgſchaftsleiſtung für ſein Erſcheinen bei einer bevorſtehenden Anklage, zu zwingen.“ — Dieſe Vollmacht der Friedensrichter ſcheint von noch weiterm Umfange, als ſelbſt die des Generalanwaltes zu ſein, und würde, wenn man es wagte, ſie zu vollziehen, zu noch größern Bedrückungen führen. *)

Das Recht der Anklage in Libellſachen kann nicht füglich einer andern Autorität als der fiskaliſchen übertragen werden, und dieſe kann es nicht nach einer vorher beſtimmten Regel, ſondern immer nur nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen, das heißt, auf eigne Diskretion ausüben. Da der fiskaliſche Beamte, beſonders in unruhigen Zeiten, unmöglich alle anſtößige Schriften den Tribunälen überliefern kann, ſo bleibt ihm nichts übrig, als diejenigen aus der Maſſe herauszugreifen, welche der Zufall, eine augenblickliche Gemüthsſtimmung, fremdes Urtheil, verdiente oder unverdiente Celebrität, perſönliche Verhältniſſe der Schriftſteller u. ſ. f. (höherer Einflüſſe noch gar nicht zu gedenken) ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeiner Rüge empfehlen; und wenn er auch ſein Amt mit noch ſo großer Einſicht und Unpartheilichkeit verwaltet, läuft er immer Gefahr, gegen einen zur Verantwortung gezogenen Libelli-

*) Maßregeln von dieſer Art — drückend in der Form, und ohnmächtig in der That — machen es begreiflich, wie in einer Epoche, wo der Mißbrauch der Preſſe in England die letzten Extreme erreicht hat, doch zu gleicher Zeit die Vertheidiger der Volksfreiheit immer noch ſcheinbare Vorwände finden, über die härteſte Sklaverei der Preſſe und die Tyrannei der Miniſter zu ſchreien.

Digitized by Google

ſten, hundert eben ſo ſtrafbare, und vielleicht viel ſchädlichere zu verſchonen. Dieſer Uebelſtand iſt von dem Syſtem der Verhütung des Preßmißbrauches durch Strafgeſetze unzertrennlich, und kann in keinem Staate, wo dies Syſtem angenommen wird, daraus verbannt werden. Daß er in England in nicht geringem Grade obwaltet, und daß die dortige Form der Anklage gegen Preßvergehungen zu mannigfaltigen Unregelmäßigkeiten und Mißbräuchen und zu drückender Willkür Anlaß giebt, daß folglich die brittiſche Preßverfaſſung, ſelbſt aus dem Standpunkte der individuellen und ſchriftſtelleriſchen Freiheit betrachtet, ſo befriedigend und gefahrlos nicht iſt, als ihre auswärtigen Bewunderer ſich einbilden, geht aus dem, was in dieſem Abſchnitte geſagt worden, wohl deutlich genug hervor.

3. Gerichtliche Procedur.

Durch das Vorhergehende ſind wir zu der Ueberzeugung gelangt, daß, wenn die Preſſe durch Strafgeſetze in Schranken gehalten werden ſoll, die richterliche Gewalt in ihrer Mitwirkung für dieſen Zweck einen ganz eigenen Charakter annehmen, daß ſie Fragen erörtern, Gegenſtände umfaſſen, Geſchäfte übernehmen muß, die ihrem gewöhnlichen Gange fremd ſind. Wer einmal die Gründe der unheilbaren Unvollkommenheit aller Strafgeſetzgebung gegen Preßmißbrauch gefaßt hat, dem wird die Nothwendigkeit einer ſolchen Erweiterung der richterlichen Funktion wohl einleuchten. Ob ſie aber an ſich wünſchenswürdig ſei, das erfordert eine beſondre Unterſuchung.

Digitized by Google

Das Richteramt iſt von allen andern öffentlichen Geſchäften weſentlich unterſchieden. Es ſetzt eine Maſſe von Kenntniſſen und Erfahrungen voraus, die ſämmtlich, wenn gleich keineswegs in einer beſchränkten, doch in einer geſchloſſenen und abgeſonderten Sphäre liegen. Zur genugthuenden Führung dieſes wichtigen Amtes gehören überdies Eigenſchaften, die ſich, ſelbſt bei den glücklichſten Anlagen, nur durch vieljährige Uebung entwickeln können. Ein guter Richter kann zugleich ein einſichtsvoller Staatsmann, und ein gründlicher Gelehrter in andern Fächern ſein, wovon es allenthalben rühmliche Beiſpiele gegeben hat, und noch giebt. Sein eigenthümliches Feld iſt aber von ſo weitem Umfang, und das Verdienſt es auszufüllen ſo groß, daß es unbillig wäre, Forderungen an ihn zu machen, zu welchen ſein Beruf nicht unmittelbar berechtigt.

Das Geſchäft, eine Schrift in ihren Beziehungen auf das öffentliche Intereſſe, auf den Schaden, den ſie unter gewiſſen Umſtänden ſtiften, auf die Gefahr, die ſie der allgemeinen Sicherheit bereiten kann, ſelbſt auf das Verhältniß zwiſchen dem Schriftſteller und der öffentlichen Autorität, zu beurtheilen, ſteht mit allen übrigen Geſchäften eines Richters in einer ſehr entfernten, und oft in gar keiner Gemeinſchaft. Es iſt durch und durch politiſcher Natur; es ſetzt eine Kenntniß der Staatsangelegenheiten, der innern und auswärtigen Verhältniſſe, des öffentlichen Lebens überhaupt und des ganzen geſellſchaftlichen Zuſtandes voraus, die nur dem beiwohnen kann, welchen ein beſtimmter Beruf, oder ein anhaltendes Studium in Gegenſtände dieſer Art eingeweiht hat. Von einem gewöhn-

Digitized by Google

lichen Gerichtshofe den Ausſpruch über die politiſche Tendenz einer Schrift zu verlangen, iſt im Grunde nicht viel weniger gewagt, als wenn man ihm das Urtheil über den Werth eines Gemäldes oder einer muſikaliſchen Kompoſition zumuthen wollte. Auch würde wahrſcheinlich kein Staatsmann oder Publiciſt eine ſo bedenkliche Miſchung der Funktionen je vorgeſchlagen haben, wenn nicht in dem Syſtem der Strafgeſetze, die Verlegenheit, jenes Geſchäft an irgend eine andere Stelle zu verweiſen, ſie von ſelbſt veranlaßt hätte. Der Richter muß aus ſeinem gewohnten Wirkungskreiſe herausgehen, ſich in neue Anſichten, in neue Verhältniſſe verſetzen, ja in dieſen, nicht ohne beſondere Anſtrengung des Geiſtes, bis auf einen gewiſſen Grad einheimiſch werden, wenn er einem Amt, wozu er in ſeiner ſonſtigen Praxis weder Anleitung noch Hülfsmittel findet, auch nur mit mittelmäßigem Selbſtvertrauen und mittelmäßigem Erfolg vorſtehen ſoll.

Irgend einer Behörde im Staat muß freilich, wenn man nicht entſchloſſen iſt, die Preſſe ſich ſelbſt zu überlaſſen, dies kritiſche Amt anvertraut werden; und ſollen politiſche oder polizeiliche Cenſoren einmal verbannt ſein, ſo bleibt nichts übrig, als juridiſche zu beſtellen. Nur muß man ſich durch Namen nicht täuſchen laſſen. Der Richter, in ſo fern er eine Schrift für erlaubt oder unerlaubt, für unſchuldig oder ſtrafbar erklärt, wird ein Cenſor im vollen Sinne des Wortes; in ſeiner cenſoriſchen, nicht in ſeiner richterlichen Qualität ſpricht er dieſes Urtheil aus; zur richterlichen Funktion kehrt er erſt dann zurück, wenn er gegen die verurtheilte Schrift die geſetz-

mäßige Strafe erkennt. Die Garantie der individuellen Freiheit, ſo wie die Garantie der öffentlichen Ruhe, in ſo weit beide mit der Preſſe in Verbindung ſtehen, beruht folglich — da es erwieſenermaßen thöricht wäre, ſie von einem unbeſtimmten und unbeſtimmbaren Geſetz zu erwarten — zuletzt allemal auf einer Cenſur, in welche Hände dieſe auch niedergelegt, in welchem Zeitpunkte ſie auch ausgeübt werden mag. Die juridiſche Cenſur trifft freilich nur diejenigen Schriften, welche die Beamten und Sachwalter der Regierung als anſtößig oder gefährlich vor Gericht ſtellen; und dieſem Umſtande verdankt ſie einen großen Theil ihrer Popularität. Ob aber wirklich durch die juridiſche Cenſur auch nur die ſchriftſtelleriſche Freiheit — denn in Bezug auf das Staats-Intereſſe kann hier kein Zweifel obwalten — beſſer geſichert und garantirt ſei, als durch die politiſche, iſt, im wahren Lichte betrachtet, ſehr problematiſch. Wenn der politiſche Cenſor ſich zum Nachtheil des Schriftſtellers irrt, ſo entſpringt daraus, im ſchlimmſten Falle, die Unterdrückung einer unſchuldigen Schrift, für den Verfaſſer ein empfindliches, oft auch mit weſentlichem Verluſt verknüpftes Ereigniß. Wenn der juridiſche Cenſor in einen ähnlichen Irrthum verfällt, ſo hat der Schriftſteller, der nichts Böſes beabſichtete, der ſeinen Mitbürgern nützlich zu werden hoffte, der die Gränzlinie des Erlaubten und Zuläſſigen (für welche es ihm ohnehin in den meiſten Fällen an einem ſichern geſetzlichen Maßſtabe gebricht) nicht überſchritten zu haben glaubte, ſein unverſchuldetes Mißgeſchick, nach überſtandenen Widerwärtigkeiten eines Kriminalprozeſſes, mit einer demüthigen-

den Sentenz, vielleicht mit harter Strafe zu büßen. Der politiſche Cenſor, wie hoch er auch geſtellt ſein mag, und billig geſtellt ſein ſollte, bleibt doch immer der Agent einer höhern Autorität; von dieſer kann er, wenn ihm etwas Menſchliches begegnet, zurechtgewieſen, getadelt, reformirt werden; ſeine Entſcheidung iſt kein eiſernes Thor, das gegen Vorſtellungen und Gründe geſchloſſen wäre. Der Richter hingegen, ſobald er nach ſeiner beſten Einſicht geſprochen hat, iſt nur Gott und ſeinem Gewiſſen verantwortlich; ſein Ausſpruch, er verdiene Lob oder Tadel, muß heilig gehalten werden; und eine Appellation, wenn ſie in dieſer Sache auch zuläſſig wäre, würde die klagende Partei nur neuen Gefahren, und vielleicht noch größern Kränkungen ausſetzen. *) Hierzu kömmt, daß das Veto

*) In England giebt es in Libell-Prozeſſen durchaus keine Appellation. Was in einigen neuern franzöſiſchen Broſchüren von einem Rekurs an den Lord-Kanzler in Libellſachen gefabelt wird, beruht auf lauter Unwiſſenheit und Mißverſtändniß. Von Kriminal-Urtheilen der Kings-Bench iſt nicht einmal eine Nullitäts-Klage (writ of error), vielweniger eine gewöhnliche Appellation an den Kanzler geſtattet. Dieſer Gerichtshof hat keine höhere Inſtanz über ſich, als das Haus der Pairs.

Da bei der Unbeſtimmtheit der Geſetze über Preßvergehungen das Urtheil in dergleichen Prozeſſen faſt nichts anders als ein Gewiſſensausſpruch ſein kann, ſo liegt in der Idee einer Appellation von einem Ausſpruch dieſer Art, wobei Gewiſſen mit Gewiſſen, Meinung mit Meinung, und Willkür mit Willkür in Kolliſion treten würden, etwas unnatürliches und anſtößiges, das in jedem Staat vermieden werden ſollte.

Digitized by Google

eines politiſchen Cenſors die Ehre eines Schriftſtellers nie verletzt, und in der Meinung ſeiner Mitbürger, wenn dieſe zufällig davon Kunde erhalten, ihn eher zu heben als herabzuſetzen pflegt. Dagegen macht die Feierlichkeit einer richterlichen Sentenz, wenn nicht empörende Ungerechtigkeit ſie befleckt, auf das Publikum allemal Eindruck; und der Schriftſteller, der in dieſer letzten Verſchanzung unterliegt, hat ſeine Sache unwiederbringlich verloren. *)

Das Urtheil über die politiſche Schädlichkeit oder Unſchädlichkeit einer Schrift, die nicht grobe Perſonal-Injurien, oder offenbare Provokationen zu Verbrechen enthält, kann nur auf die Vorſtellung von ihren praktiſchen Wirkungen, von ihrer unmittelbaren oder mittelbaren Tendenz gerichtet ſein. Dieſes Urtheil iſt jederzeit mit einem gewiſſen Grade von Willkür behaftet. Wir meinen nicht jene unredliche Willkür, die, der Wahrheit und eigener Ueberzeugung zum Trotz, ihre Entſcheidungen aus blinder Partheilichkeit oder fremdartigen Einwirkungen

*) Da, wo der politiſche Parteigeiſt den höchſten Gipfel erreicht hat, wie in England, findet freilich auch ein gebrandmarkter Libelliſt immer noch erklärte Anhänger und Beſchützer; dies iſt aber nicht die Regel, ſondern die Ausnahme; in einem ruhigern Gange der Dinge verhält es ſich anders.

Uebrigens müſſen wir, zur Verhütung vorzeitiger Einwürfe, bemerken, daß wir bei der hier aufgeſtellten Parallele zwiſchen der richterlichen und polizeilichen Cenſur, die Gründe, die für und wider die letztere ſprechen, keinesweges haben erſchöpfen wollen, da wir uns erſt in einem ſpätern Abſchnitt dieſer Abhandlung mit dem Cenſurſyſtem beſonders zu beſchäftigen denken.

Digitized by Google

ſchöpft, ſondern nur die Willkür des Gedankens, die bei der unendlichen Verſchiedenheit menſchlicher Anſichten, dem Einen als lobenswerth zeigt, was der Andere höchſt tadelhaft findet. Iſt es gleichgültig, die Autorität der Gerichtshöfe in den Kampf der Parteien zu verwickeln? Eine Behörde, deren Anſehen und Kredit für das Wohl der Geſellſchaft und für ihre eigene Beruhigung nicht rein und tadellos genug erhalten werden kann, in einen Schauplatz der Willkür, auch nur der unvorſätzlichen, auch nur der ſcheinbaren, zu verwandeln? Dieſe Betrachtung iſt nicht ohne Gewicht. Jeder aufgeklärte Richter, der die Würde ſeiner Beſtimmung kennt, wird gewiß gern ein Geſchäft von ſich ablehnen, das ihn aus der wohlthätigen Freiſtätte ſeiner geſetzmäßigen, geregelten Thätigkeit auf eine unbekannte ſchlüpfrige Bahn wirft, und ihn ohne Richtſchnur und Leitfaden einer fremdartigen ſchweren Verantwortlichkeit Preis gibt. Fällt ſein Spruch wider den Staat, der den Schriftſteller vor ihm angeklagt hat, aus, was vergilt ihm das ſchmerzhafte Gefühl, ſich mit denen, welchen er Achtung ſchuldig iſt, und deren Meinung ihm nie gleichgültig ſein kann, im Widerſpruch zu finden? Verurtheilt er den Schriftſteller, wer ſchützt ihn, wenn auch ſein Gewiſſen ihn frei ſpricht, gegen die Bitterkeiten aller Art, womit eine parteiiſche, leidenſchaftliche, vielleicht aufgebrachte Volksſtimme ihn bedroht?

Die Sache wird noch kritiſcher, wenn man erwägt, daß in Zeiten, wo Prozeſſe gegen Preßvergehungen ſich häufen, ein Tribunal, das nicht, wie ein politiſcher Cenſor, jeden einzelnen Fall, nach ſeinen beſondern (oft nur

von dieſem gekannten) Beziehungen behandeln kann, ſondern in allen ſeinen Verhandlungen ſich ſelbſt allgemeine Grundſätze, und allgemeine Normen vorſchreiben muß, wenn es eine, zwei, drei Schriften von einem gewiſſen Ton oder Charakter gebilligt oder verdammt hätte, nicht mehr anſtehen könnte, alle ähnlichen ebenfalls zu billigen oder zu verdammen. Hieraus würde ſich bald ein ſyſtematiſcher Gang erzeugen, der das Tribunal in beſtändige Oppoſition mit der Regierung, oder in beſtändige Oppoſition mit dem Publikum verſetzte. Beides aber wäre gleich nachtheilig. In dem einen Falle würde die Regierung, von den Tribunälen verläuguet, in einem feindſeligen gehäſſigen Lichte, in dem andern das Tribunal als ein unterwürfiges, blindes Werkzeug der Macht erſcheinen. Und die Folge wäre immer, daß die Richter, ſei es in der Wirklichkeit, ſei es in der Meinung, ihre unabhängige würdevolle Stellung, die Achtung, die Gunſt und das Vertrauen des beſten Theils der Nation ohne Erſatz verloren haben würden.

Um einige dieſer Einwürfe zu beſeitigen, hat man den Vorſchlag gethan, zur Aburtheilung fiskaliſch belangter Schriften, anſtatt der gewöhnlichen Gerichtshöfe, ein eignes Tribunal zu ernennen, das aus wirklichen Richtern, politiſchen Beiſitzern, und einer gewiſſen Anzahl ſachkundiger, wiſſenſchaftlich gebildeter Männer gemiſcht wäre. Eine ſolche Behörde aber wäre nicht mehr ein Tribunal, ſondern eine außerordentliche Kommiſſion, welche die Stelle eines wahren Gerichtshofes nur unvollkommen und unſicher vertreten würde. Was eine ſolche Kommiſſion, durch die

Digitized by Google

Art ihrer Zuſammenſetzung, an Sachkenntniß und Fähigkeit zum Urtheil auf einer Seite allenfalls gewinnen möchte, würde ſie auf der andern an Unabhängigkeit, an Selbſtſtändigkeit, an Gewicht, an öffentlichem Vertrauen, zehnfach wieder verlieren.

Einen weit beſſern Ausweg als dieſen gewährt unſtreitig die in England beſtehende Anordnung, vermöge welcher ſich bei Prozeſſen dieſer Art die richterliche Gewalt gleichſam in zwei abgeſonderte Beſtandtheile ſcheidet, wovon der eine, die Richterbank, den Prozeß blos leitet, und das Endurtheil ſpricht, der andere aber, die Jury, die Hauptfrage, ob der Beklagte ſtrafbar ſei oder nicht, entſcheidet. Wir ſind weit entfernt, in dieſer Anordnung den Grad von Vollkommenheit zu erblicken, den viele ſonſt einſichtsvolle Männer (ganz neuerlich noch in Frankreich) ihr zugeſchrieben haben. Wir glauben vielmehr, daß, wenn es auf Beurtheilung politiſcher Schriften ankommt, eine Jury in der Regel eine noch weit weniger kompetente Behörde ſei, als ein gewöhnliches Tribunal. Da aber, nach den vorhergehenden Bemerkungen, der Verdacht, der Schein von Willkür und Partheilichkeit von keinem richterlichen Ausſpruch über Preßvergehungen ganz entfernt werden kann, ſo halten wir es unbezweifelt für beſſer, daß dieſer Verdacht, oder dieſer Schein auf einem Volksausſchuſſe, als daß er auf den Richtern hafte. Aus dieſem einzigen Grunde würden wir in Ländern, wo ähnliche Formen ſchon beſtehen, oder mit Kriminal-Procedur vereinbar ſind, die Jury mit allen ihren Mängeln und Gefahren, der ausſchließenden Verantwortlichkeit der

Richter, die wir für das gröſsre Uebel halten, vorziehen.

Wir haben jetzt hiſtoriſch zu entwickeln, wie die Brittiſche Jury im Libellprozeſſe zu ihrer gegenwärtigen Verfaſſung gelangte, und was unter ihrem Regiment aus der Preßfreiheit in England geworden iſt.

Seitdem es in dieſem Lande keine vorläufige Cenſur mehr gab, wurden Preßvergehungen ein Gegenſtand der gewöhnlichen Kriminal-Jurisdiktion. Da in England kein Kriminalprozeß ohne Zutritt der Jury verhandelt wird, ſo mußte ſie auch im Libellprozeß ihre Stelle finden. Die Gränzen ihrer Befugniſſe waren aber — bis am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts eine weſentliche Erweiterung ihres Wirkungskreiſes verfügt wurde — in dieſem Prozeſſe viel enger als in jedem andern. Wir können die damalige Verfaſſung nicht richtiger ſchildern, als indem wir Burke, der in einer der erſten auf Reform derſelben gerichteten Parlaments-Debatten, zu Gunſten dieſer Reform ſprach, redend einführen.

„Es iſt das uralte Vorrecht des brittiſchen Volkes, in Kriminalproceſſen nicht von Richtern, welche die Krone angeſtellt hat, ſondern von ſeinen Pairs aus dem Sprengel der Grafſchaft, zu deren Jurisdiktion ein Jeder gehört, gerichtet zu werden; aus dieſem Vorrecht iſt die Jury entſprungen. Dieſes Vorrecht iſt auch, ſo viel ich weiß, bei keiner Gelegenheit, und von keiner Autorität je beſtritten worden. Es giebt jedoch einen Fall, in welchem, wiewohl ohne beſtimmte Anfechtung des Grundſatzes, die ganze Subſtanz, Kraft und Wirkſamkeit des Rechtes aufgehoben wird; dies iſt der Fall des Prozeſſes gegen Libelle.

Digitized by Google

In dieſem einzigen Falle hat, nach der von den Richtern aufgeſtellten Lehre, die Jury keine andere Kompetenz, als über das materielle Faktum des Schreibens und Publizirens, und über die Identität der angeklagten Perſonen und Objekte zu entſcheiden; der Vorſatz des Herausgebers, und die Tendenz der Schrift *), wovon die ganze Strafwürdigkeit oder Nicht-Strafwürdigkeit derſelben abhängt, bleibt dem Richter überlaſſen. Da ſolchergeſtalt die Jury darauf beſchränkt iſt, über Handlungen zu entſcheiden, die an und für ſich nicht einmal präſumtionsweiſe ſtrafbar, ſondern völlig gleichgültig und neutral ſind, ſo ſind alle die Fragen, bei welchen der Beklagte wirklich intereſſirt iſt, der Jury entzogen. Will ſie ein mehreres auf ſich nehmen, ſo handelt ſie ohne Befugniß; ſie übt eine natürliche, nicht eine geſetzliche Macht aus; ſie läuft Gefahr, wie bei jeder andern Ueberſchreitung ihrer Gränzen, ſich ſelbſt und der Sache zu ſchaden. So ſteht die gegenwärtige Verfaſſung; ſo haben unſere höchſten Kriminalgerichtshöfe ſie von ſehr ehrwürdigen Amtsvorfahren empfangen, und betrachten ſie fortdauernd als ihre Regel u. ſ. f." **)

In den erſten achtzig Jahren, die nach der Erlöſchung des früher von der Sternkammer, nachher von einer Par-

*) Hier ſind die drei Hauptelemente der Sache, das Faktum, der Vorſatz und die Tendenz richtig unterſchieden. Wir werden weiterhin Gelegenheit haben, zu zeigen, wie ſelten dies in England geſchehen iſt, und wie ſehr man die beiden letzten Begriffe mit einander verwechſelt und vermiſcht hat.

) **Speech on a motion for explaining the powers of Juries in prosecutions for Libels. — On the 7th. March 1771.

Digitized by Google

laments-Kommiſſion ausgeübten Cenſurrechtes verfloſſen, ſcheint die Frage von dem Wirkungskreiſe der Jury in Libell-Prozeſſen ſelten oder nie zur Sprache gekommen zu ſein. Es exiſtiren kaum Spuren von gerichtlichen oder außergerichtlichen Erörterungen dieſer Frage. Wenn gleich wie in ſo vielen andern Punkten, kein Geſetz enſchieden hatte, wo in Prozeſſen dieſer Art die Demarkationslinie zwiſchen der Provinz des Richters und der Provinz der Jury lag, ſo hatte doch ein langes, ununterbrochnes, und bis zum Jahre 1770 nie beſtrittnes Herkommen, die Regel, daß die Jury nur über die Thatſache der Publikation, über alles andre aber der Richter zu ſprechen habe, geheiligt; und alle geſetzliche und gerichtliche Autoritäten, von Sir John Holt, dem erſten oberſten Kriminalrichter nach der Revolution von 1688, bis auf Lord Mansfield herab, hatten ſie unverrückt aufrecht erhalten.

In den erſten Jahren der Regierung Georg des III. wurde eine anſtößige politiſche Schrift die Veranlaſſung ſehr merkwürdiger Proceduren, und gewaltiger Bewegungen im Lande. John Wilkes, Mitglied des Unterhauſes, ein Mann von mittelmäßigen Talenten, ſehr unruhigem Geiſte, und wenig achtungswürdigem moraliſchen Charakter, hatte in der 45ſten Nummer einer periodiſchen Schrift, die er unter dem Titel North-Briton herausgab, einen höchſt unanſtändigen Angriff gegen den König gewagt, und verſchiedene Stellen einer königlichen Parlamentsrede frei und offen der Lüge geſtraft. Für dieſe Beleidigung wurde er auf einen Befehl des Staatsſecretairs der innern Angelegenheiten verhaftet, und in den

Digitized by Google

Tower geſchickt, wenig Tage nachher aber, vermöge eines Habeas=Corpus=Reſcripts, vor den Gerichtshof der Common Pleas geſtellt, wo der Oberrichter Pratt (ſpäter Lord Camden) ihn aus dem Grunde, daß die Privilegien des Parlaments in ſeiner Perſon verletzt worden waren, freiſprach. Im November 1763 brachte eine königliche Botſchaft die Sache vor das Unterhaus; und hier wurde nach heftigen Debatten mit großer Stimmenmehrheit die 45ſte Nummer des North=Briton für ein ſchändliches und aufrühreriſches Libell erklärt, und verdammt, von der Hand des Henkers verbrannt zu werden. In der bei dieſer Gelegenheit dem Könige überreichten Adreſſe ſprach das Unterhaus ſogar förmlich den Grundſatz aus: „daß das Privilegium der Parlamentsglieder ſich nicht auf das Recht, Libelle zu publiziren, erſtrecke;“ und die Pairs ſtimmten dieſer Adreſſe bei. Ein Schritt, der um ſo merkwürdiger war, da es ſonſt in der neuern brittiſchen Geſchichte kaum ein Beiſpiel giebt, daß das Parlament einen Beſchluß gefaßt oder begünſtigt hätte, der den Privilegien ſeiner eigenen Mitglieder Abbruch that. Das Verbrennen des verurtheilten Blattes erregte einen gefährlichen Aufſtand in London. Wilkes ſtellte eine Klage gegen den Staatsſecretair, wegen geſetzwidriger und gewaltſamer Verhaftnehmung an; und erhielt, des Parlaments=Beſchluſſes ungeachtet, einen Spruch auf 1000 Pf. St. Schadloshaltung. Gleich darauf entfloh er nach Frankreich; und das Unterhaus, welches ihn vorgefordert hatte, um Rechenſchaft von ſeinem Verfahren abzulegen, erklärte im Januar 1764, „daß Wilkes als Verfaſſer und Ver=

Digitized by Google

breiter einer Schmähſchrift von ſeinem Sitz im Parlament ausgeſchloſſen ſei.“ Dieſer Entſchluß wurde durch ſeine unvorhergeſehenen Folgen, und die vieljährigen ſchweren Kämpfe und Unruhen, die er erzeugte, eine Quelle großer Widerwärtigkeiten für England. Auf den gewöhnlichen Gerichtsgang in Libellſachen hatte er jedoch keinen unmittelbaren Einfluß, indem die Frage, ob der North-Briton ein Libell ſei, nie vor einem Tribunal verhandelt, ſondern vom Parlament, aus höchſter Machtvollkommenheit entſchieden worden war.

Im Jahr 1769 ſtand unter dem erdichteten, und nie enträthſelten Namen Junius, der gewaltigſte und frevelhafteſte Libelliſt auf, den England, und die moderne Welt überhaupt bis dahin kennen gelernt hatte. Mit Talenten und Kenntniſſen vom erſten Range, einer nie übertroffnen und ſelten erreichten Beredſamkeit, einer Kühnheit ohne Maß und Ziel, und einer Bosheit, welche Milton's Teufel hinter ſich zurück ließ, wußte dieſer geheimnißvolle Unhold zwei Jahre lang das brittiſche Publikum in fortdauernder Spannung zwiſchen Luſt und Schrecken, zwiſchen Bewunderung und Abſcheu zu erhalten. In einer Reihe zermalmender Briefe griff er die Mitglieder des Kabinets, alle hohe und niedere Staatsbeamten, alle in die öffentlichen Angelegenheiten verflochtnen Individuen, die Tribunäle, die beiden Parlamentshäuſer, endlich die geheiligte Perſon des Königes ſelbſt, mit immer gleicher Bitterkeit und Schonungsloſigkeit an. Jeder dieſer Briefe war ein moraliſcher und politiſcher Mord, der irgend ein vorher auserſehenes Schlachtopfer, wie unſchuldig und ehrwürdig

Digitized by Google

es auch ſein mochte, in der öffentlichen Meinung zu Grunde richten ſollte. Man zitterte vor ihm, wie vor einer unbekannten, außerirdiſchen Macht; und es war ſo weit gekommen, daß er an einen unabhängigen Mann, und einen der erſten Künſtler ſeiner Zeit ſchreiben durfte: „hütet Euch vor meinem Zorn; oder Ihr ſollt die Stunde verfluchen, wo Ihr es gewagt habt, Euch mit Junius einzulaſſen.“ *)

Nachdem der erſte Schrecken, den ſeine Adreſſe an den König am Hofe und im Kabinet, wie in allen Claſſen des Publikums verbreitet hatte, vorüber war, beſchloß man, den urſprünglichen Herausgeber des Libells vor der Kings-Bench belangen zu laſſen. **) Der Prozeß wurde am 13. Juni 1770 eröffnet. Der Oberrichter Lord Mansfield erklärte der Jury, ſie habe ſich nur mit den beiden Fragen, der Publikation und des Sinnes der Schrift, und da die Publikation bereits eingeſtanden ſei, eigentlich

---

*) Dieſes lakoniſche Sendſchreiben erließ er an den berühmten Schauſpieler Garrik. — Um das hier entworfene Gemälde zu rechtfertigen, und zugleich als einen merkwürdigen Beitrag zur Geſchichte der brittiſchen Preßfreiheit, werden wir, in einem Nachtrage zu dieſem Artikel, einige in Deutſchland noch wenig bekannte Data über die ſchriftſtelleriſche Laufbahn dieſes furchtbaren Ungenannten liefern.

) Die ſämmtlichen Briefe von Junius erſchienen im **Public Advertiser, einer Zeitung, welche der durch ſeine perſönliche Geſchicklichkeit (beſonders bei Redaktion der Parlaments-Debatten) und durch mancherlei literäriſche Verbindungen und Schickſale bekannt gewordne Buchdrucker Woodfall herausgab.

Digitized by Google

nur mit der letzten zu beſchäftigen; ob und in wie fern die Schrift ein aufrühreriſches, boshaftes u. ſ. f. Libell ſei, bleibe der geſetzlichen Entſcheidung überlaſſen. — Es iſt klar, daß der Oberrichter in dieſer Art, die Sache zu ſtellen, viel weiter ging, als er nach der damaligen Gerichtsverfaſſung zu gehen befugt war; denn er räumte der Jury nicht blos das Recht, über die Thatſache der Publikation, ſondern auch das, über den Sinn (die Tendenz) der angeklagten Schrift abzuſprechen, ein; und dennoch ſollte die Frage, ob dieſe Schrift ein Libell war, dem Richter vorbehalten bleiben! Da von einem Manne, wie Lord Mansfield, ſchwer anzunehmen iſt, daß er ſich ſolcher Halbheit und Inkonſequenz, blos aus Schonung für die Jury und für die öffentliche Meinung ſchuldig gemacht haben ſollte, ſo ergiebt ſich daraus vielmehr, wie unſicher und ſchwankend der Boden, auf welchem das Syſtem der Kriminal-Jurisprudenz in dieſen kritiſchen Fragen ruhte, damals ſchon geworden ſein mußte.

Die Jury berathſchlagte vom Morgen bis Abend, und brachte endlich ihren Spruch (verdict) über Woodfall in folgenden Worten: „Schuldig des Drucks und der Publikation allein." Dieſes Verdikt war in jeder Hinſicht null und nichtig. Die Jury, der nichts weiter zuſtand, als ein reines Schuldig oder Nichtſchuldig auszuſprechen, hatte ihre Vollmacht überſchritten. Der Vertheidiger des Beklagten verlangte hierauf, daß bei der Zweideutigkeit des Verdikts allem fernern Verfahren Einhalt gethan werden ſollte; und das Tribunal, von Bedenklichkeiten und Scrupeln aller Art hin und her

Digitized by Google

bewegt, entſchied, der Prozeß ſolle von Neuem beginnen. Als hiezu in einem ſpätern Termin geſchritten werden ſollte, vermißte man das urſprüngliche Dokument (das Zeitungsblatt!) auf welches der Beweis der Publikation gegründet worden war. Der Vormann der Erſten Jury hatte es heimlich auf die Seite gebracht und zerriſſen; und unter dieſem geringfügigen Vorwande, vermuthlich wohl aus Gründen andrer Art, die man verſchwieg, wurde die weitere Verhandlung niedergeſchlagen.

Der Prozeß gegen Woodfall gab das Signal zu einer langen Reihe von Unterſuchungen und Streitigkeiten über die Befugniſſe der Richter und Geſchwornen im Libellprozeß. Lord Camden machte zu Ende des Jahres 1770 im Hauſe der Pairs einen Verſuch, von Lord Mansfield über den eigentlichen Sinn ſeiner Adreſſe an die Jury nähere Aufklärung zu erhalten, welche dieſer jedoch ſtandhaft verweigerte. Zu eben der Zeit trug Mr. Glynne im Unterhauſe darauf an, „einen Ausſchuß zu ernennen, der die Verwaltung der Kriminal-Juſtiz, und das Verfahren der Richter, beſonders in Bezug auf Preßfreiheit, und auf die conſtitutionellen Rechte und Pflichten der Jury unterſuchen ſollte.“ — Die darüber entſtandene Debatte iſt, aus dem Geſichtspunkt ſpäterer Zeiten betrachtet, ein hiſtoriſches Denkmal von nicht gemeinem Werth, indem die Motion ihren heftigſten Gegner — an Fox*), und

*) Es war im zweiten Jahre ſeiner parlamentariſchen Laufbahn. Damals ſprach er mit äußerſter Verachtung von dem, was die Freunde der Motion die Volks-Meinung nannten.

ihren lebhafteſten Vertheidiger — an Burke fand. Sie ward übrigens mit beträchtlicher Stimmenmehrheit verworfen. — Im Jahre 1771 brachte Dowdeswell den Gegenſtand in einer andern und beſtimmtern Geſtalt von neuem zur Sprache. Er legte dem Unterhauſe eine Bill vor, nach welcher die Jury bemächtigt werden ſollte, in allen Verhandlungen gegen aufrühriſche Schriften, wie überhaupt gegen Libelle jeder Art, über den geſammten Inhalt der Anklageakte, ſowohl über die politiſche Ten-

---

„Was mich betrifft," ſagte er unter anderm — „ich kenne keine andre Stimme der Nation und werde nie eine andre anerkennen, als die, welche die Majorität des Parlaments ausſpricht. Wie ſollte ich alſo einen Augenblick zweifeln, einen Antrag zu verwerfen, der ſich auf eine ſo niedrige Quelle beruft? Aus Koth iſt dieſer Antrag entſprungen; zu Koth mag er wieder zurückkehren." (From *dirt* it came, and to *dirt* let it return) Vid. Speeches *of the RH. Charles James Fox*. Vol. I. p. 5. — In gleichem Tone äußerte er ſich noch drei Jahre ſpäter, als im Jahre 1774 der nämliche Woodfall, der die Briefe von Junius gedruckt hatte, wegen eines ehrenrührigen Aufſatzes (von Horne Tooke) gegen den Sprecher Northon vom Unterhauſe in Anſpruch genommen wurde. Hier ging er auf den berüchtigten Streit des Parlaments mit Wilkes, — die empfindlichſte Stelle der damaligen innern Politik — zurück, und ſagte: „Nicht, wie man ſich thörichter Weiſe einbildet, unſer Verfahren bei der Middleſex-Wahl hat uns um das Vertrauen der Nation gebracht, wohl aber unſre unwürdige Gleichgültigkeit bei den gehäuften Schmähungen der Libelliſten gegen den Souverain und gegen das Parlament." l. c. p. 21. — Alle dieſe ſchweren Sünden ſind ihm verziehen worden!

Digitized by Google

denz der Schrift, und ſtrafbare Geſinnung des Verfaſſers, als über die Thatſache der Publikation, ohne Ausnahme noch Einſchränkung zu erkennen. Auch dieſe Bill ging in einer großen Stimmenmehrheit unter. Selbſt viele von denen, die dem Grundſatz nicht abgeneigt waren, fühlten ſich bedrängt durch das Dilemma, entweder, wenn das Geſetz als poſitive Anordnung (enacting law) ausgeſprochen wurde, eine Neuerung im Gerichtsgange einzuführen, oder, wenn es eine blos auslegende Form (declaratory law) erhielt, über alle frühern Ausſprüche der Richter und Rechtsgelehrten den Stab zu brechen. Um beiden Inkonvenienzen auszuweichen, überließ man Richter und Geſchworne fernerhin ihrem eignen Gange, und verwarf die Motion.*)

Doch jene Skrupel, und alle ähnliche, ſchienen verſchwunden oder vergeſſen zu ſein, als zwanzig Jahre ſpäter Mr. Fox, nun der Held der Freiheit und der Abgott des Volkes geworden, die Bill von Dowdeswell wieder erweckte. Er führte ſie, von einer gelehrten und ſcharfſinnigen Rede begleitet, im Mai 1791 ins Unterhaus ein, und ſetzte ſie (merkwürdig genug) faſt ohne allen Wider-

---

*) Bei dieſer Gelegenheit hielt Burke zu Gunſten der Motion die Rede, woraus die oben angeführte Stelle gezogen war. Sie war mit ſolcher Mäßigung und Weisheit abgefaßt, daß er auch in den letzten Jahren ſeines Lebens, wo die Greuel der aufs höchſte gemißbrauchten Preſſe einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten, ſich ſeiner Worte vom Jahr 1771 nicht hätte ſchämen dürfen.

Digitized by Google

ſtand durch.*) Im Oberhauſe wurde ſie von drei großen Rechtsorakeln, Lord Thurlow, Lord Kenyon und Lord Bathurſt bekämpft, und nach der erſten Debatte bei Seite gelegt. In der Sitzung des Jahrs 1792 aber nahm ſie auch das Oberhaus, der Proteſtationen der Richterbank ungeachtet, an. Durch das aus dieſer Bill erwachſene Statut wurde verordnet, „daß die Jury in Kriminalprozeſſen gegen Libelle über ſämmtliche in der Anklageakte enthaltenen Punkte einen allgemeinen Spruch von Schuldig oder Nichtſchuldig zu geben berechtiget ſei."

Daß ein ſolcher Parlamentsbeſchluß den Sieg davon trug, iſt nicht ſehr zu verwundern. Es lag in dem Grundſatz, daß die Jury in Libellprozeſſen nur über die Thatſache der Publikation zu ſprechen habe, eine ſcheinbare Abweichung von der in allen andern Kriminalprozeſſen obwaltenden Regel. Wir ſind berechtigt zu glauben, wenn wir auch keinen eigentlichen Beweis dafür liefern können, daß dieſe Abweichung nicht zufällig entſtanden war, ſondern in der, von frühern Rechtsgelehrten richtig bemerkten und gefühlten Eigenthümlichkeit der Preßvergehungen ihren tief liegenden Grund hatte. Dieſen Umſtand aber, den Urſprung und Träger der alten Lehre, ſcheinen in neuern Zeiten weder die Gegner dieſer Lehre, noch auch die ſtärkſten Vertheidiger derſelben vollkommen gefaßt zu haben. Gewiß iſt wenigſtens und in jedem Falle höchſt ſonderbar, daß er weder im Parlament, noch in gerichtlichen Verhandlungen, noch in gleichzeitigen Schrif-

*) Selbſt Pitt ſprach zu Gunſten der Bill

ten, je deutlich zu Sprache gebracht ward. Hierzu kam, daß in den letzten zwanzig Jahren vor der Parlamentsakte von 1792, über dieſem Gegenſtande in den Gerichtshöfen die peinlichſte Ungewißheit geſchwebt hatte. Lord Mansfield's Addreſſen an die Jury in verſchiedenen nahe auf einander folgenden Prozeſſen gaben wechſelsweiſe bald einer, bald der andern Lehre das Uebergewicht. Bald überließ er der Jury (wie in einem Prozeß gegen Horne Tooke) beinahe die ganze Frage der Strafwürdigkeit des Beklagten, und forderte ſie ſogar auf, zu prüfen und zu beſtimmen, „ob die Worte des Verfaſſers unſchuldig oder löblich gemeint waren." Bald (wie in dem durch Erskine's Beredſamkeit berühmt gewordenen Prozeß gegen den Dechant von St. Aſaph) wollte er ſie wieder ſtrenge in ihre alten Gränzen zurückführen. Dieſer Zuſtand von Unſicherheit und Schwanken ſchien eine feſte geſetzliche Beſtimmung höchſt wünſchenswürdig, und ſelbſt nothwendig zu machen. Und daß dieſe, da die öffentliche Meinung ſich längſt wider die Richter erklärt hatte, für die Anſprüche der Jury ausfallen würde, ließ ſich erwarten.

Seit der Parlamentsakte von 1792 hat in der Geſetzgebung über Preßvergehungen keine weſentliche Veränderung Statt gefunden. Ein Geſetz vom Jahr 1798, mehr fiskaliſcher als politiſcher Natur, enthielt zwar genaue und ſehr ſtrenge Beſtimmungen über Anwendung der Stempeltaxe auf die gewöhnlichen Zeitungen, und verhängte harte Geldſtrafen wider die Kontravenienten; nur ein einziger Artikel dieſes Geſetzes aber hatte auf den Inhalt der Zeitungen Bezug; nämlich der, welcher an-

ordnete, daß wenn ein Zeitungsſchreiber vorgegeben hätte, einen wirklich libelliſtiſchen Artikel aus einer ausländiſchen Zeitung entlehnt zu haben, und ſein Vorgeben vor Gericht nicht beweiſen konnte, er wegen ſolcher Vergehung allein, und unabhängig von andrer geſetzlicher Strafe, zu ſechs- bis zwölfmonatlichem Gefängniß verurtheilt werden ſollte. Da dieſe Anordnung aber das Recht der Jury, über den libelliſtiſchen oder nichtlibelliſtiſchen Charakter des Artikels zu erkennen, nicht beſchränkte, ſo hatte ſie auf das Hauptverfahren keinen weitern Einfluß, und iſt auch, ſo viel uns bekannt, nie geltend gemacht worden.

Die Entſcheidung des Parlaments im Jahr 1792 wird noch heute als ein gemeinſchaftlicher Sieg der Jury und der Preßfreiheit, mithin von den Freunden beider als eine glückliche Begebenheit betrachtet. Ob ſie das in ihren Folgen wirklich war, iſt eine Frage, auf die man, nach Verſchiedenheit der Anſichten und Gefühle, ſehr verſchiedne und einander widerſprechende Antworten erwarten muß. Wir wollen die unſrige, ſo wenig ſie auch den Lieblingsvorſtellungen des Tages zuſagen mag, nicht verbergen. Zuvor aber dürfen wir nicht unbemerkt laſſen, daß jene Parlamentsentſcheidung zu rechtfertigen ſein würde, wenn man auch von ihren faktiſchen Wirkungen noch eine ungünſtigere Meinung hätte, als wir davon haben. Denn immer bliebe noch die andere Frage zu erörtern, ob eine Entſcheidung im entgegengeſetzten Sinne nicht noch ſchlimmere Folgen gehabt hätte. Was würde geſchehen ſein, wenn das Parlament die alte höchſt ſchwankend und zweideutig gewordene Praxis, fernerhin ſich ſelbſt überlaſſen,

oder gar durch einen förmlichen Beſchluß, die Regel, daß die Jury in Libellprozeſſen nur für die Thatſache der Publikation kompetent ſein ſollte, von neuem ſanktionirt hätte? — Die richterliche Gewalt, die in dieſen ſtürmiſchen Zeiten ohnehin nur zu oft das Schickſal der übrigen Autoritäten zu theilen hatte, wäre im höchſten Grade verhaßt und verdächtig geworden. Das unvermeidliche Gefolge jeder öffentlichen Procedur über Preßvergehungen, die Zergliederung der anſtößigſten Schriften, die Vertheidigung der Angeklagten, gewöhnlich noch frecher und jederzeit noch ſchädlicher, als das Libell ſelbſt, das Skandal der Debatten, die Sophiſtereien der Advokaten, der Kampf der Kronfiskale und Richter bald mit der Jury, bald mit der Partei ſelbſt, kurz alles, was in dieſen gefahrvollen Verhandlungen von viel größerm Belang und von viel wichtigern Folgen iſt, als das losſprechende oder verdammende Urtheil — wäre unverändert daſſelbe geblieben. In mehr als einem Falle würde die Jury, wie ſie wirklich früher ſchon gethan hatte, den Verfaſſer oder Verleger eines Libells, gegen alle gerichtliche Evidenz, als des Schreibens oder Herausgebens nicht überwieſen abſolvirt, oder, wenn dies unmöglich geweſen wäre, durch ein trocknes Nichtſchuldig den Richter in die harte Verlegenheit geſetzt haben, den Beklagten mit der vollkommnen Ueberzeugung von ſeiner Strafbarkeit frei zu ſprechen, oder das Verdikt als ungültig anzugreifen. Die Ausſchweifungen der Preſſe wären nicht gehemmt, die geſetzlichen Mittel dagegen in der Meinung noch tiefer herabgeſetzt worden. Nach unſrer Anſicht hat die Parlamentsakte von 1792, indem ſie die

Digitized by Google

ganze Verantwortung auf die Jury warf, nur immer noch das geringere Uebel gewählt.

Wie man aber auch über dieſen Punkt denken mag, die Geſchichte der Libellprozeſſe in England bietet während der letztverfloſſenen fünf und zwanzig Jahre, dem, welcher den politiſchen und ſittlichen Zuſtand der Nationen mit ernſter und ſtrenger Unpartheilichkeit zu erforſchen ſucht, kein anlockendes Schauſpiel dar. Nichts als der Fatalismus einer blinden Willkür ſcheint über das Schickſal dieſer Prozeſſe zu regieren. Neben der triumphirenden Strafloſigkeit der kühnſten Verbrecher ſieht man oft gegen unbedeutende Delinquenten mit unverhältnißmäßiger Strenge verfahren. Ein geringfügiger Zeitungsparagraph, eine leichtſinnig aufgegriffene und leichtſinnig wieder erzählte Anekdote, ein mißfälliges Urtheil über einen bedeutenden Fremden u. ſ. f. wird an Einzelnen zuweilen mit ſchwerer Geld- und Gefängnißſtrafe gerügt, während rund um ihn her die ausgelaſſenſten Libelliſten entweder nicht angetaſtet, oder vom Generalfiskal pro forma belangt, aber nie vor Gericht gezogen, oder endlich von der Jury, unter lautem Jubel ihrer Parthei, frei geſprochen werden. Das Loos eines politiſchen Schriftſtellers in England, eines ſolchen nämlich, der nicht Luſt hat, ſich ſelbſt in gewiſſen Schranken zu halten — denn wer dieſe Kunſt verſteht, genießt allenthalben Preßfreiheit — iſt in der That ſo beneidenswerth nicht, als man bei ſo vielfältigen Beiſpielen ungeſtrafter Vermeſſenheit glauben ſollte. Denn ob er gleich allerdings Gründe genug hat, ſich zu ſchmeicheln, daß nicht auf ihn gerade ein fiskaliſcher Bannſtrahl fallen werde,

Digitized by Google

ſo iſt er doch keinen Tag ſicher, nicht ſehr unſanft aus ſeinen Träumen zu erwachen. Was die bloße Anklage, ſogar für den Unſchuldigen nach ſich zieht, haben wir oben geſehen; und wenn die Jury zuletzt auch die Anklage zurückweiſ't, ſo geſchieht es doch ohne alle Schadloshaltung für das, was der Beklagte in der Zwiſchenzeit erlitten hat. Die Jury ſelbſt iſt aber, und mehr noch als ein gewöhnliches Gericht, allen menſchlichen Schwachheiten und Leidenſchaften unterworfen. Neigt ſie ſich auf die Seite der Freiheit, betrachtet ſie den Mißbrauch derſelben mit gleichgültigen Augen, theilt ſie vielleicht die Meinungen, auch die gewagten und ausſchweifenden Meinungen des Schriftſtellers, ſo hat dieſer freilich nichts zu befürchten. Neigt ſich die Jury, wie heute wohl ſeltener geſchieht, auf die Seite der Autorität, zieht ſie die Grenze zwiſchen Gebrauch und Mißbrauch der Freiheit mit Strenge, ſind ihre politiſchen Grundſätze denen des Angeklagten nicht günſtig — ſo kann er auf keinem Wege leichter verurtheilt werden, als auf dieſem. *) Das ſicherſte bei der

*) Ein ganz beſonders ſchlimmer Umſtand für den Angeklagten in allen dieſen Prozeſſen iſt der, daß er die faktiſche Wahrheit ſeiner Behauptungen nie als einen Rechtfertigungsgrund geltend machen darf. Die engliſche Geſetzgebung, das heißt, die Obſervanz der Gerichtshöfe hat beſtimmt, daß (mit Ausnahme gewiſſer Civilklagen über Privatlibelle) im gewöhnlichen Libellprozeß die Wahrheit des Inhalts einer Schrift, der Publikation derſelben nicht zur Rechtfertigung dienen kann, ſondern, „daß Wahrheit oder Falſchheit in allen Fällen eine für die Unſchuld oder Strafwürdigkeit des Schriftſtellers völ-

ganzen Verhandlung ſind die Ungemächlichkeiten und Unkoſten des Prozeſſes; der Ausgang hängt immer mehr oder weniger vom Zufall ab.

Doch was ſind alle dieſe Gefahren, die dem Einzelnen drohen, gegen das nicht zu berechnende Unheil, welches bei dem jetzt herrſchenden Syſtem, die Zügelloſigkeit der Preſſe in **England** und die Unzulänglichkeit aller geſetzlichen Mittel, dem wohl verſtandenen Intereſſe des Ganzen, der Würde des Staates und dem Anſehen ſeiner Diener, der öffentlichen Ordnung, Eintracht und Ruhe, der Sittlichkeit und Glückſeligkeit des Volkes zugezogen haben! Ueber dieſen Punkt muß man Männer ſprechen hören, die, vom Strom der Zeit nicht hingeriſſen, und um vorübergehende Volksgunſt unbekümmert, hoch genug geſtellt ſind, um große Dinge mit großem Blick zu umfaſſen. **Burke**, den es endlich wohl vergönnt ſein wird, über ſolche Ge=

lig **unweſentliche** Frage iſt, daß die Jury ſich nie **damit beſchäftigen ſoll**, ſondern gehalten iſt, ihr Urtheil über die Schrift auszuſprechen, ohne je davon Kenntniß zu nehmen, ob das, was der Verfaſſer publicirt hat, abſolut erdichtet, oder unumſtößlich gegründet ſei." So lautet die reine, unzweideutige, noch bis auf den heutigen Tag in allen Gerichtshöfen aufrecht erhaltene Lehre der brittiſchen Kriminaljuſtiz, die freilich mit dem, was man uns täglich in andern Ländern davon erzählt, den lächerlichſten Kontraſt bildet! Es iſt klar, daß die Willkür der Jury durch dieſe Regel einen ungeheuren Zuwachs erhält, der zwar, wie jetzt die Sachen ſtehen, in den meiſten Fällen zum Vortheil des Beklagten benutzt wird, unter veränderten Umſtänden aber auch zu ſeinem größten Nachtheil ausſchlagen könnte.

Digitized by Google

genſtände zum Zeugen anzurufen, ſchrieb über die Ohnmacht der Gerichtshöfe in Libell- und Aufruhrprozeſſen, und die Rückwirkung dieſes Uebels auf die Depoſitarien der öffentlichen Macht, ſchon im Jahr 1796 folgende merkwürdige Worte:

„Fiskaliſche Prozeſſe ſind in Schulen des Hochverraths ausgeartet; ſie dienen zu nichts mehr, als die Geſchicklichkeit der Verbrecher in den Geheimniſſen der Ausflüchte zu üben, und alle Welt zu belehren, mit welcher unbedingten Strafloſigkeit man dem Staate Trotz bieten, mit welcher Zuverſicht der bösartigſte Feind ſelbſt das erhabene Oberhaupt deſſelben angreifen darf. Alles iſt geſichert, nur das nicht, was die Geſetze geheiligt haben; alles iſt matt und muthlos, was nicht die Wuth des Faktionsgeiſtes beſeelt. Während die Erſchlaffung aller Fibern dem Staatskörper die heftigſten Konvulſionen verkündigt und bereitet, wird die Standhaftigkeit des Arztes durch den bloßen Anblick der Krankheit überwältigt.*) Mit verſtellter Gleichgültigkeit behandelnd, was er ſich zu ſchwach fühlt zu bekämpfen, erſchrickt er ſelbſt vor den Maßregeln, die er ergreifen ſoll. Er zweifelt und zögert, ſo oft es darauf ankömmt, durch eine harte, aber heilſame Operation den Krankheitsſtoff auszurotten. Er ſucht ſogar aus ſeinen fehlgeſchlagenen Verſuchen einen armſeligen Vortheil zu ziehen, und bedeckt ſeine Ohnmacht mit der Larve der Gelindigkeit und Großmuth. Er preiſ't die

*) Mussabat tacito medicina timore. *Lucret.*

Mäßigung der Geſetze, die er unter ſeinen Händen verachtet und verſpottet ſieht.“*)

Dieſes trübe Gemälde hat nichts von ſeiner Wahrheit verloren; es iſt vielmehr von Jahr zu Jahr dem Urbilde ähnlicher geworden. Wer dem Gange der innern Angelegenheiten Englands in der letzten Zeit mit Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, kann keinen Zug deſſelben verkennen, und wird noch manchen gleich niederſchlagenden hinzuzufügen wiſſen. Selbſt ſeit der Widerherſtellung des Friedens hat dieſe unnatürliche Lage der Dinge, dieſer tägliche, ſchmähliche Kampf zwiſchen grenzenloſer Verwegenheit von einer Seite und ohnmächtigem Widerſtande von der andern, nicht allein fortgedauert, ſondern die bedenklichſten Fortſchritte gemacht. „Mit dieſem einzigen ungeheuern Uebel verglichen“ — ſagt ein wohl unterrichteter Schriftſteller unſerer Tage — „ſind alle übrige Urſachen des Mißvergnügens unter uns als geringfügig anzuſehen, und können kaum mehr in Anſchlag gebracht werden.“**) Die verworfenſten Libelliſten haben mit einer Unverſchämtheit ohne Gleichen, nicht blos in den Straßen von London, ſondern in allen großen und kleinen Städten, Flecken und Dörfern ihr Panier gegen die Regierung aufgepflanzt. Cobbet, vielleicht noch ruchloſer als Junius, ohne einen Funken ſeines Geiſtes zu beſitzen, rühmte ſich öffentlich, von ſeinen ungeſtempelten Zweipfennigsdiatriben in ſechs Monaten eine Million Exem-

*) *Burke's* Works. Vol. VIII. p. 21.

**) Quaterly Review. January 1817.

plare verkauſt, und ſie zwei Millionen Leſern in die Hände geſpielt zu haben! Die öffentliche Autorität erliegt unter einer Centnerlaſt von Läſterungen, Lügen und Greueln, die ſie nicht mehr zu überſehen, vielweniger zu hintertreiben vermag. Von Zeit zu Zeit, und damit doch das Daſein ſtrafender Geſetze nicht ganz in Vergeſſenheit gerathe, ergreift ſie einen der Tauſende, die ihr täglich ins Angeſicht ſpeien, und gibt ihren hohnlachenden Gegnern das Schauſpiel eines öffentlichen Gerichts. In der neueſten Zeit hat faſt jeder dieſer Verſuche mit einer demüthigenden Niederlage geendet. Die Anklage gegen den Buchdrucker Hone, wo alles, was man in frühern Scenen dieſer Art für die Regierung kränkendes, für ihre Verächter ermunterndes geſehen hatte, in eine Hauptmaſſe zuſammengedrängt erſchien, hat endlich den längſt entſchiedenen Sieg der Pöbelpreſſe über den Staat, in ſo rieſenhafter Geſtalt offenbart, daß, wenn das Miniſterium nicht neue Mittel erfinden, oder neue Formen zu Hülfe rufen kann, vielleicht der weiſeſte Entſchluß heute der wäre, dieſen Kriminalprozeſſen ganz zu entſagen, und die Preſſe ein für allemal ihren eigenen Rasereien zu überlaſſen.*)

*) Hone kündigte ſich, nach Cobbets Flucht aus England, als den Fortſetzer ſeiner politiſchen Schriften an. Eines mehrern bedarf es nicht, um ihn zu charakteriſiren. Er eröffnete ſeine Laufbahn mit Parodien verſchiedener Formeln des öffentlichen Gottesdienſtes, worin der Regent, die Miniſter, die Parlamentsglieder, die Geſetze, die Konſtitution ſelbſt, aufs empörendſte gemißhandelt waren. Es gab kaum eine Zeile in dieſen Parodien, die ihn nicht, als politiſche Vergehung behan-

Digitized by Google

Die hier angeführten Thatſachen läugnen zu wollen, wäre ein vergebliches Unternehmen. Die Freunde unbedingter Ausdehnung der Preßfreiheit verwahren ſich aber gegen die Folgerungen, die daraus gezogen werden könnten, durch eine doppelte Art von Argumentation; indem ſie entweder die aus dem Mißbrauch der Preſſe entſprungenen Uebel in ihrem ganzen Umfange anerkennen, durch die mit der Preßfreiheit verknüpften Vortheile aber mehr als aufgewogen glauben, oder indem ſie jene Uebel, deren Realität ſich nun einmal nicht beſtreiten läßt, als unbedeutend, und für das höhere Intereſſe des Staates gleichgültig darſtellen.

Die ſtärkſten und konſequenteſten Vertheidiger der erſten Anſicht ſagen: Wir geben zu, daß der heutige Zuſtand der brittiſchen Preſſe nichts anders iſt, als ein Zu-

---

delt, aus jedem Tribunal, das noch nicht alle Scheu vor Gott und Menſchen abgeſchworen hatte, an den Schandpfahl oder in den Kerker hätte führen müſſen. Aber abſchreckende Erfahrungen von ähnlicher Art, wo die Jury den ärgſten Frevlern beigeſtanden hatte, ſchienen die Miniſter muthlos gemacht zu haben. Man ſann auf andere Auswege; man blieb ein Jahr lang unſchlüßig; mussabat tacito medicina timore. — Endlich wurde beſchloſſen, den politiſchen Inhalt der Libelle mit Stillſchweigen zu übergehen, und blos die blasphematoriſche Form vor Gericht zu bringen. Aber auch dieſer auf eine gewiſſe mechaniſche Ehrfurcht vor heiligen Dingen, die dem engliſchen Volke bei aller ſeiner Demoraliſation noch geblieben iſt, berechnete Schritt, führte, nach dreitägigen beiſpielloſen Debatten, vor einer dreimal erneuerten Jury, nur zu drei gleichförmigen Abſolutionsſprüchen!

Digitized by Google

ſtand vollendeter Anarchie, hin und wieder durch kraftloſe Schläge einer zufällig erwachenden Willkür unterbrochen. Wir geben zu, daß dieſer Zuſtand unmittelbar großes Unheil ſtiften, in ſeinen Folgen zu noch größerm führen muß. Unmittelbar, weil er eines der edelſten Nahrungs-mittel des menſchlichen Geiſtes in Gift verwandelt, und das Volk dem Einfluß der nichtswürdigſten Verführer Preis giebt; in ſeinen Folgen, weil die dadurch bewirkte Erſchlaffung der Bande, die den einzelnen Bürger an den Staat knüpfen, gefährliche Störungen in der ganzen geſellſchaftlichen Oekonomie anrichtet, und noch gefährlichere ſtets befürcht läßt. Aber die Preßfreiheit iſt ein ſo über-ſchwengliches Gut, daß wir ſie ſelbſt um dieſen Preis nicht zu theuer erkauft glauben.

— — Scelera ipsa nefasque
Hac mercede placent. —

Beſſer unter Stürmen und Ungewittern wandeln, als in ſtehenden Sümpfen verſchmachten! Kann den Gefahren der Preßfreiheit durch Maßregeln, die ihr Weſen nicht angreifen, geſteuert werden, ſo ſollen dieſe Maßregeln uns willkommen ſein. Sind ſie überhaupt nicht aus-führbar, oder ſetzen ihnen Nationalgewohnheiten und Nationalcharakter unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen, ſo iſt unſre Wahl getroffen: Lieber als die Preßfreiheit weſentlichen Abbruch leiden zu ſehen, nehmen wir ſie mit allen ihren Mißgeſtalten, Krankheiten und Aus-wüchſen an.

Dieſe Sprache iſt wenigſtens offen und männlich. Die Freiheit, und die Regel oder das Geſetz, ſind die

Digitized by Google

beiden Elemente des bürgerlichen Lebens. Beide ſo zu verbinden, daß die Regel die Freiheit nicht tödte, und die Freiheit die Regel nicht zerſtöre, iſt die Aufgabe derer, denen die Erhaltung und Leitung der Staaten obliegt. Die Maſſe des Volkes fühlt die Nothwendigkeit dieſer Verbindung dunkel und inſtinktartig. Unter den Einzelnen, die darüber nachzudenken im Stande ſind, und deren Anzahl mit dem Fortſchritte der Geſellſchaft immer zunehmen muß, wird allemal, wie ſehr ſie ſich auch nach und nach dem Mittelpunkte des Gleichgewichtes nähern mögen, entweder der Trieb nach der Freiheit, oder die Vorliebe für das Geſetz das Uebergewicht behalten. Perſönliche Anlagen, Erziehung, äußere Umſtände, die Stellung eines Jeden im Staate, beſtimmen ihn für die eine oder die andere Seite. Dies ſind die beiden natürlichen Partheien, in welche der gebildete Theil der Welt nothwendig geſpalten iſt, und auch unter den vollkommenſten Verfaſſungen immer geſpalten bleiben wird, und deren wechſelſeitige Reibungen und Kämpfe den Staat nie zu Grunde richten können, wenn die geſetzgebenden und regierenden Autoritäten auf jener Höhe ſtehen, auf welcher allein die Vereinigung der ſtreitenden Grundſätze, und der Friede des Ganzen erreicht und geſichert werden kann. Es liegt daher nichts Tadelswürdiges darin, daß diejenigen, welche, obgleich der Regel nicht abhold, doch die Freiheit noch höher ſchätzen, und welche, wenn es ein Opfer gilt, es lieber auf Koſten der Ruhe, als auf Koſten der Freiheit gebracht wiſſen wollen, ſich die brittiſche Preßanarchie, ohne ſie unmittelbar gut zu heißen, oder ihre ſchädliche

Digitized by Google

Wirkungen zu verkleinern, als ein unvermeidliches Uebel, und als unbequeme Begleitung einer überwiegenden Wohlthat gefallen laſſen. Nur müſſen ſie billig genug ſein, die, welche von dem andern Geſichtspunkte ausgehen, und für die Ordnung mehr fürchten als für die Freiheit, deshalb nicht als ſklaviſche Gemüther, und Werkzeuge der Tyrannei zu verdammen. *)

Es giebt aber eine zweite Klaſſe von Bewunderern der brittiſchen Preßfreiheit, die, wenn nicht gegen beſſere Ueberzeugung, doch aus reiner Unwiſſenheit, Schiefheit und Geiſtesarmuth behaupten, der Mißbrauch der Preſſe in England ſei mit allen ſeinen unverkennbaren Wirkungen, ein erträgliches, wohl gar ein eingebildetes Uebel, das einen feſtgegründeten und gut regierten Staat nie verletzen könne; alles bewege ſich ja dort, von jenem Mißbrauch unberührt, in vollkommenſter Ordnung und Harmonie; das Volk ſei glücklich, die Achtung für die Geſetze unvermindert, das Anſehen der Regierung hinreichend geſchützt, und ihre Gewalt nicht nur groß genug für alle rechtmäßige Zwecke, ſondern in mancher Rückſicht wohl größer, als für das allgemeine Beſte zu wünſchen wäre. — Dieſe, von der vorhin aufgeſtellten ganz verſchiedene, in England ſelbſt (aus einleuchtenden Grün-

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier von den Extremen beider Partheien, von blinden Enthuſiaſten der Freiheit, die nach Garantien der öffentlichen Ordnung nicht fragen, oder von einſeitigen Advokaten der Macht, für welche die individuelle Freiheit gar keinen Werth hat, nicht die Rede ſein kann.

Digitized by Google

den) vorzüglich beliebte Anſicht der Sache, iſt gegenwärtig in Frankreich, in Deutſchland, und in allen Ländern, wo Fragen der Art in öffentlichen Berathſchlagungen oder in Schriften verhandelt werden, die gemeine und herrſchende, auf ſie gegründet, ruft die große Mehrheit der Gegner aller Preßbeſchränkungen das Beiſpiel von England an, und meint, was in dieſem hochgeprieſenen Staate ſo unſchuldig und unſchädlich ſei, könne auch in andern nur wohlthätig wirken, und nie mit weſentlichen Gefahren verknüpft ſein.

Dieſe Anſicht halten wir für unbedingt falſch, weil ſie nicht, wie die erſte, aus übertriebner oder mißverſtandner Anwendung eines Grundſatzes, ſondern aus faktiſchen Irrthümern hervorgeht. Es iſt nicht wahr, daß in England der Mißbrauch der Preſſe ein harmloſes Spiel, oder eine verzeihliche Unart wäre. Er iſt ein ernſtes, ſchweres, drückendes Uebel, dem nur ein in ſeinen übrigen Lebenstheilen, wenn gleich nicht durchaus geſunder, doch feſter und kraftvoller Körper widerſtehen kann. Nicht das unmittelbare Anſehn der Regierung — denn dieſes hat die Zügelloſigkeit der Preſſe längſt mit Füßen getreten, — nur die Hülfsmittel, die ſie in der Verfaſſung, in der wechſelſeitigen Stellung der Volksklaſſen und politiſchen Partheien, in den Rechten und Privilegien einzelner Stände, in dem durch konſtitutionelle Formen geſicherten und verſtärkten Widerſtande der ruhigen Maſſe gegen Volksausſchweifungen, Zerrüttungen und Neuerungen findet, — nur dieſe zahlreichen Gegengewichte eines verzehrenden Strebens auf ſo viel andern

Punkten, haben England aufrecht erhalten. Das Alter ſeiner Inſtitutionen, der Charakter des beſſern Theils der Nation, der Einfluß großer Staatsmänner und Schriftſteller trugen ebenfalls nicht wenig dazu bei. Jeder andre, weniger vollſtändig gerüſtete und gewaffnete Staat wäre längſt durch die ungeſtraften Ausſchweifungen großer und kleiner Libelliſten, und eine Geſetzgebung und Gerichtspflege, die keinen von ihnen mehr ſchreckt, in die fürchterlichſten Konvulſionen geſtürzt worden. Eben ſo wenig als die brittiſche Verfaſſung, wie Mancher wähnt, der Preßfreiheit ihre Entſtehung verdankt, eben ſo wenig, und noch weniger verdankt ſie ihr ihre Erhaltung. Die Verfaſſung hat ihrer Seits die Preßfreiheit zur Folge gehabt; ſie hat ihre Mißbräuche und Gefahren nie verkannt; ſie hat ſie ein Jahrhundert lang mit unzureichenden Strafgeſetzen und ohnmächtigen Proceduren verfolgt; — ſie hat ihnen das Feld räumen müſſen; und wenn ſie heute noch beſteht, ſo iſt es, weil ſie ſich trotz der ausgearteten Preßfreiheit, nicht durch dieſelbe zu behaupten gewußt hat.

Warum aber eine Frage dieſer Art gleichſam auf ihre äußerſte Spitze ſtellen? Warum berechnen, welche Doſis von zerſtörenden und auflöſenden Stoffen ein Staat etwa zu ſich nehmen kann, ohne ſich den Tod zu bereiten? Wenn die Ausſchweifungen der Preſſe auch nicht gerade die Exiſtenz Englands bedrohen, iſt es nicht genug, daß ſie das öffentliche und Privatleben der Nation vergiften? Die Verwüſtungen, welche die periodiſchen Pamphletſchreiber, beſonders die von der gemeinen Art, in den untern Klaſſen anrichten, ſind furchtbar; um ſo

furchtbarer als ſie über Millionen von Leſern, denen das Gegengift beſſerer Schriften nicht zugänglich iſt, eine unbeſchränkte Alleinherrſchaft ausüben. Indem dieſe treuloſen Demagogen das Volk täglich und raſtlos von ſeinen gekränkten Rechten, von ſeinen betrognen Erwartungen, von ſeinen wirklichen oder eingebildeten Leiden unterhalten, jede Laſt, die den Einzelnen drückt, jede zufällige Stockung, jedes Ungemach, das der Wechſel der Zeiten und der Begebenheiten herbeiführt, als das unmittelbare Werk der Unfähigkeit, der Selbſtſucht, der ſtrafbarſten Mißgriffe der Staatsverwaltung ſchildern, den Miniſtern die heilloſeſten Plane, die unſinnigſten Maßregeln andichten, und, damit die Unterdrückten nicht ſäumen mögen, ſich Hülfe zu verſchaffen, die Zukunft noch ſchwärzer malen, als die Gegenwart, verbreiten ſie ein dickes Gewölk von Unmuth, Bitterkeit und Gährung über das Land, erfüllen die Gemüther mit feindſeligem Widerwillen und finſtern Beſorgniſſen, und bringen den gemeinen Mann um alle Zufriedenheit, um alle Heiterkeit, um allen Lebensgenuß. Das Gefühl der Sicherheit und des Wohlſeins, das Vertrauen zu den Obern, der ruhige und willige Gehorſam, die ſtandhafte Ergebung in unvermeidliche Opfer, alles, was die Frucht und Zierde einer guten Verfaſſung ſein ſollte, wird unter den Händen dieſer Harpyenrotte verfälſcht, verkümmert, zerrieben und aufgelöſt. Daß weder die Geiſtesbildung, noch die Sittlichkeit des Volkes bei dieſer politiſchen Verderbniß gedeihen kann, verſteht ſich von ſelbſt. Sind das geringfügige Uebel? — Und doch iſt das Verzeichniß hiemit noch nicht geſchloſſen. Auch die unver-

TAYLOR INST. OXFORD

meidliche Rückwirkung eines groben Mißbrauchs der Preſſe auf den Geiſt und die Maßregeln der Regierung muß in Anſchlag gebracht werden. Wenn es gleich keinem Staatsmanne erlaubt iſt, ſich perſönlichem Mißmuth oder perſönlicher Erbitterung hinzugeben, wenn gleich ein brittiſcher Staatsmann es in der Gleichgültigkeit gegen feindſelige Angriffe, gegen perſönliche Verunglimpfungen und Beſchimpfungen weiter gebracht haben muß, als irgend ein andrer, und die meiſten brittiſchen Miniſter in der Kunſt zu ertragen und zu verſchmerzen wirklich ſo große Meiſter werden, als die menſchliche Natur es nur zuläßt, ſo iſt doch nicht denkbar, daß die täglich wiederkehrenden Ausfälle der verwegenſten und boshafteſten Schriftſteller gar keinen Eindruck auf ſie machen ſollten. So gewiß als ſie Menſchen ſind, müſſen ſie von Zeit zu Zeit den Wunſch nähren, auf einem oder dem andern Wege ſo frevelhaftem Unfug Gränzen zu ſetzen. Für dieſen Wunſch ſpricht überdies ihre Pflicht ſo laut als ihr Gefühl. Sie können ſich über die verderblichen Wirkungen des Uebels als Staatsmänner nicht täuſchen, als Hüter der öffentlichen Ordnung nicht hinwegſetzen. Zu gleicher Zeit aber wiſſen und fühlen ſie, daß es nicht in ihrer Macht ſteht, der Ausgelaſſenheit der Preſſe durch irgend eine unmittelbare Reform der damit zuſammenhängenden Geſetze und Inſtitutionen Einhalt zu thun. *) Es bleibt ihnen daher nichts übrig,

*) Der Verſuch, die Preßfreiheit in engre geſetzliche Schranken zurück zu führen, oder auch in der gerichtlichen Procedur gegen Preßvergehungen eine weſentliche Abänderung vorzuneh-

Digitized by Google

als zur Aufrechthaltung eines gewiſſen Gleichgewichtes in der politiſchen Maſchine, mit verdoppelter Sorgfalt alles aufſuchen, was ihre Macht von andern Seiten erweitern kann, und die individuelle Freiheit, wenn auch nicht durch verfaſſungswidrige Gewaltſtreiche, doch durch jede mit dem Buchſtaben der Geſetze nur irgend vereinbare, vor der Legislatur nur irgend zu rechtfertigende Maßregel zu beſchränken. Der franzöſiſche Juſtizminiſter hat neulich die ſcharfſinnige Bemerkung gemacht, daß die Habeas-Corpusakte, die große Schutzwehr der perſönlichen Sicherheit in England, vielleicht in neuern Zeiten weniger oft ſuspendirt ſein würde, wenn der Mißbrauch der Preſſe die Beſorgniſſe der Regierung nicht vermehrt und vervielfältigt hätte, und daß England auf dieſe Weiſe, was es an einer ſeiner Freiheiten gewonnen glaubte, wohl an einer andern wieder eingebüßt haben möchte. *) Die

---

men, iſt in England unausführbar geworden, und würde vielleicht noch größres Unheil ſtiften, als hintertreiben. Wenn eine Nation, wie die brittiſche, hundert Jahre und länger von allen politiſchen Beſchränkungen der Preſſe frei geweſen iſt, und fünf und zwanzig Jahre lang gewöhnt war, beim Gebrauch oder Mißbrauch derſelben, keinen Richter mehr zu ſcheuen, und einem unwiſſenden Volksausſchuß allein verantwortlich zu ſein, ſo wäre es ein gewagtes Unternehmen, ſich an einer ſolchen Verfaſſung vergreifen zu wollen. Daß dies nichts für die Güte derſelben beweiſet, bedarf kaum einer Erinnerung. Eine Krankheit hört nicht auf eine Krankheit zu ſein, weil ſie unheilbar geworden iſt.

*) Discours de Mr. le Garde-des-Sceaux à la Chambre des Députés le 11 Décembre 1817.

Richtigkeit dieſer Bemerkung läßt ſich nicht in Zweifel ziehen. Es iſt gewiß, daß mehr als eine miniſterielle Maßregel der letzten Zeit einen andern Charakter, mehr als eine politiſche Verhandlung eine andre Richtung angenommen haben würde, wenn die Zügelloſigkeit der Volksſchriftſteller nicht alle gewöhnliche Standpunkte verrückt, die ganze Stellung des Volkes gegen die konſtituirten Autoritäten verſchoben, und Mißtrauen und Furcht in Gemüthern, denen ſie ſonſt ganz fremd geblieben wären, erweckt hätte. Wenn die Parthei, welche für die Volksrechte ſtreitet, ihr wahres Intereſſe immer vor Augen hätte, ſo ſollte ſie ſelbſt ihren ganzen Einfluß aufbieten, um dem Uebermaß der Preßfreiheit vorzubeugen. Daß dieſe Partei in England gerade das Gegentheil thut, beweiſ't nur, daß die Preſſe von keiner Seite durch Berechnungen der Staatsklugheit, ſondern durch Selbſtſucht und Leidenſchaften regiert wird.

Die Reſultate unſrer bisherigen Ueberſicht des in England beſtehenden Syſtems zur Verhinderung des Mißbrauchs der Preſſe, ſind folgende:

1) Die Geſetzgebung, in ſo fern ihr obliegt, Vergehungen zu beſtimmen und zu definiren, iſt in dieſem Syſtem beinahe auf nichts reducirt. Was eine Preßvergehung ſei, findet ſich in keinem Geſetz ausgeſprochen. Ein Schriftſteller, der ſich durch den Druck des Hochverraths oder eines ähnlichen Verbrechens ſchuldig macht,

verfällt in eine andre geſetzliche Kategorie. In allen übrigen Fällen iſt die Entſcheidung über die Strafbarkeit oder Nichtſtrafbarkeit einer Schrift den gerichtlichen Behörden allein überlaſſen, welche nur ſelten nach Anleitung früherer Entſcheidungen, gewöhnlich nach unmittelbaren Eindrücken, oder gar nach vorgefaßten Meinungen, mit einem Worte, nach Willkür erkennen.

2) Die Form der Anklage iſt fehlerhaft, unzulänglich und drückend.

3) Das gerichtliche Verfahren iſt ſeit dem Jahre 1792 zwar der Form nach unter Mitwirkung des Generalfiskals und der Richter, doch in jeder weſentlichen Beziehung (to all real intents and purposes) der gemeinen Jury ausſchließend anvertraut; und wie dies kritiſche Geſchäft ſeitdem verwaltet worden iſt, lehrt der Zuſtand, in welchem ſich die politiſche Schriftſtellerei in England gegenwärtig befindet.

Sollte nichts deſto weniger die Grundform des in England beſtehenden Syſtems andern Staaten zum Muſter dienen, ſo würde man wenigſtens auf folgende Punkte ernſtlich Rückſicht zu nehmen haben:

1) Die materielle Geſetzgebung in Anſehung der Preſſe — wir unterſcheiden ſie von der formellen, welche blos das gerichtliche Verfahren betrifft — müßte auf die höchſte Stufe von Beſtimmtheit und Vollſtändigkeit erhoben werden, deren ſie fähig iſt, wobei man jedoch nie vergeſſen dürfte, daß ſie ihrer Natur nach ein ewig unvollkommnes Werk bleibt.

2) Die fiskaliſche Anklage und Einleitung der Prozeſſe müßte durch feſte Regeln beſtimmt werden, die wenig-

Digitized by Google

ſtens offenbarer Willkür, es ſei zum Nachtheil des Staates, es ſei zum Nachtheil der Schriftſteller, vorbeugten.

3) In Ländern, wo die Volksjury in die Gerichtsverfaſſung aufgenommen iſt, müßte man ſie bei Prozeſſen über Preßvergehungen konkurriren laſſen, ihre Funktionen aber mit denen der Richter dergeſtalt zu verbinden ſuchen, daß es dem Intereſſe des Staates und der öffentlichen Ordnung nicht ganz an Vertretern gebräche.

In Ländern, wo die Volksjury nicht exiſtirt, müßte man auf Mittel denken, den Gerichtsbehörden für Prozeſſe dieſer Art eine beſondere Organiſation zu geben; und dieſe müßte ſo beſchaffen ſein, daß nicht aus der Verwaltung eines dem gewöhnlichen Richter ſo fremden Geſchäftes, für die dabei intereſſirten Partheien, — die Schriftſteller und den Staat, — ungleich größre Nachtheile erwüchſen, als man der polizeilichen Cenſur jemals zur Laſt legen kann.

Daß es nichts leichtes ſei, den hier aufgeſtellten Bedingungen Genüge zu leiſten, geben wir zu. Unſre Abſicht war aber auch, zu zeigen, daß die Einführung des Syſtems, welches nur unter dieſen Bedingungen erträglich werden kann, da, wo nicht Lokalumſtände es beſonders begünſtigen, oder wo es ſich nicht, wie in England, beinahe von ſelbſt gebildet hat, mit großen Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten verknüpft iſt. Ueber dieſe hinweg zu ſehen, mag einem ungeſtümen Enthuſiaſten, oder einem leichtſinnigen Reformator vergönnt ſein; ſie reiflich zu erwägen, iſt die Pflicht des Geſetzgebers und Staatsmanns.

Digitized by Google

Ueber die Briefe von Junius.

Nachtrag zu dem vorhergehenden Artikel.

Die urſprüngliche Sammlung der Briefe von Junius enthielt blos diejenigen, welche zwiſchen dem **21.** Januar **1769** und dem **21.** Januar **1771** im **Public Advertiser** einzeln gedruckt worden waren. Sie wurde zwiſchen Junius ſelbſt und ſeinem vertrauten Verleger Woodfall im Anfange des Jahres **1772** veranſtaltet. Da Junius bald nachher von der Scene verſchwand, ſo blieb dieſe Sammlung vierzig Jahre lang der einzige Nachlaß des geheimnißvollen Autors; und ſelbſt in England ſcheint der größte Theil des Publikums nicht gewußt, oder vergeſſen zu haben, daß noch viele andere authentiſche Briefe von derſelben Hand exiſtirten, die von der urſprünglichen Sammlung ausgeſchloſſen waren.

Im Jahre **1812** gab der Sohn des verſtorbenen H. S. Woodfall, aus ſeines Vaters Papieren, eine neue, ungleich vollſtändigere Sammlung heraus, in welcher die alten Junius-Briefe unverändert, außerdem aber eine große Anzahl, theils ungedruckter, theils zuvor nicht unter der Firma Junius gedruckter erſchienen. Dieſe neue Sammlung enthält in drei ſtarken Oktavbänden **1**) eine Einleitung von **165** Seiten; **2**) die Privatkorreſpondenz zwiſchen Junius und dem verſtorbenen Woodfall, beſtehend in **64**, größtentheils kurzen Briefen oder Noten.

Digitized by Google

3) Eine Privatkorreſpondenz zwiſchen **Junius** und **Wilkes** in 17 Briefen. 4) Die eigentlich ſogenannten **Junius**-Briefe, in derſelben Ordnung, in welcher ſie ſich in den unzähligen frühern Ausgaben befanden. 5) Unter dem Titel: **Vermiſchte Briefe**, über hundert ſolcher, die der Verfaſſer theils **vor** dem Zeitpunkte, mit welchem die alte Sammlung beginnt, theils **während** dieſes Zeitpunktes unter mancherlei abwechſelnden Namen in den **Public advertiser** geliefert hatte. Dieſe ſind das wichtigſte Stück der neuen Ausgabe. 6) Eine große Maſſe hiſtoriſcher Anmerkungen des Herausgebers, aus des Vaters Manuſkripten, auch aus andern Quellen entlehnt.

Unglücklicher Weiſe iſt dieſer Reichthum von Materialien, woraus eine geſchicktere Hand ein äußerſt intereſſantes Ganzes hätte bilden können, ſo ſchlecht geordnet, die Chronologie der verſchiedenen Briefreihen iſt ſo verworren, die Thatſachen ſind dergeſtalt zerriſſen und durcheinander geworfen, daß der geduldigſte Leſer oft dabei ermüden muß. Ueber die Aechtheit der ſämmtlichen Briefe aber, das heißt, über ihre gemeinſchaftliche Abſtammung, wird dem, der dieſes Labyrinth einmal durchwandert hat, kein Zweifel bleiben. Viele der hinzugekommenen ſind an Kraft und Intereſſe den ſtärkſten unter den früher bekannten gleich. Andre geben nicht unbedeutende Aufſchlüſſe, ſowohl über die frühere und ſpätere Denkungsart des Verfaſſers, als über die Ereigniſſe, worauf ſeine merkwürdigſten Diatriben ſich bezogen. Auch liefert die vermehrte Ausgabe manche neue Data zur Abfertigung der zahlloſen falſchen Konjekturen, welche über die unter der

Digitized by Google

Larve verſteckte Perſon, bis auf die neueſten Zeiten herab verbreitet worden ſind; und wenn ſie die Frage: Wer Junius war? — nicht um einen Schritt weiter gebracht hat, ſo giebt ſie wenigſtens neue Gründe für die Ueberzeugung, daß dieſer oder jener nicht Junius ſein konnte.

Mit der Woodfall'ſchen Ausgabe hat alſo für die Geſchichte jener merkwürdigen Korreſpondenz eine neue Epoche begonnen. Was wir jetzt davon mit Zuverläſſigkeit wiſſen, iſt kurzgefaßt Folgendes.

Am 28. April 1767 — mithin achtzehn Monat früher als der erſte Brief in der alten Sammlung datirt iſt — erhielt der Herausgeber des Public Advertiser ein Schreiben, unterzeichnet Publicola, voll heftiger politiſcher Invektiven, an Kühnheit, Feuer und Beredſamkeit das lebendige Vorbild der ſpätern Junius-Briefe, der geprieſenſten unter dieſen nicht unwürdig. Ein zweites Schreiben mit gleicher Unterſchrift erſchien kurz nachher zur Rechtfertigung des erſten. Woodfall, ſelbſt ein erklärter Oppoſitionsmann, dabei nicht blind für den Vortheil, den ein Korreſpondent von ſolchem Gelichter der Popularität ſeiner Zeitung verſprach, ergriff begierig die erſten Signale, die der unbekannte Verfaſſer ihm gab, um ſich mit ihm in nähere Verbindung zu ſetzen; und bald waren zwiſchen beiden geheime Mittheilungswege, Zeichen und Adreſſen verabredet, vermöge welcher ihr Briefwechſel fünf Jahre lang fortdauerte, ohne daß Woodfall ſeinen verborgenen Freund und Wohlthäter je hätte entdecken können. In der erſten Zeit wechſelte die Unterſchrift der Briefe häufig; oft beſtand ſie in einem einzel-

Digitized by Google

nen Buchſtaben; aber die Gleichförmigkeit der Handſchrift, und die Sicherheit der verabredeten Kommunikationsmittel verbürgten die Identität des Korreſpondenten. Die erdichteten Namen waren größtentheils aus dem Alterthum genommen; wie Mnemon, Anti-Sejanus, Atticus, Domitianus, Binder, Valerian, Nemeſis u. ſ. w. Im Auguſt und September **1768** erſchienen einige der ſtärkſten Briefe mit Lucius, bald nachher einer mit Brutus, und am **24.** November der erſte mit Junius bezeichnete (der jedoch der urſprünglichen Sammlung nicht einverleibt worden iſt). Weiterhin wurde dies der Lieblingsname des Ungenannten; und obgleich viele von den mit andern Unterſchriften verſehnen Briefen weder an Beredſamkeit, noch an Bosheit den mit Junius geſtempelten nachſtehen, ſo wollte doch der Verfaſſer, ſei es aus Eigenſinn, ſei es aus andern nicht zu entziffernden Gründen, ſpäter nur das, was den Namen Junius trug, als ſein bleibendes Werk anerkennen; und es wurde in der unter ſeiner Aufſicht entſtandenen Sammlung, blos in Anſehung einer kleinen Anzahl von Briefen mit der Unterſchrift Philo-Junius, die er förmlich adoptirt hatte, eine Ausnahme gemacht.

Nur ungefähr die Hälfte der jetzt von Woodfall geſammelten vermiſchten Briefe war vor dem Jahre **1769**, die andre Hälfte hingegen während der drei Jahre erſchienen, in welche die Publikation der Hauptbriefe fiel; ſo daß dieſer unermüdliche Schriftſteller, neben der Ausarbeitung ſeiner langen, oft ſchnell auf einander folgenden Epiſteln, noch Zeit und Neigung finden mußte, unter

Digitized by Google

allerlei veränderten Larven wider das Heer ſeiner ſelbſtgeſchaffnen Gegner zu Felde zu ziehen, oder den Miniſtern, die er als Junius nicht hinlänglich gebeugt zu haben glaubte, noch in einen andern Mantel verhüllt, empfindliche Streiche beizubringen. *)

Sein Abtreten vom Schauplatz war eben ſo geheimnißvoll und unerklärbar, als die ſeltſame Rolle, die er darauf geſpielt hatte. Die beiden letzten Briefe, zu denen er ſich als Junius bekannte, und auf die er ſelbſt einen ganz beſondern Werth legte, erſchienen am **21.** Januar **1772.** In den folgenden Monaten lieferte er aber noch unter den Signaturen Veteran und Nemeſis, eine Reihe der wüthendſten Angriffe gegen den Kriegsſecretair, Lord Barrington, die in der neuen Sammlung unter den vermiſchten Briefen abgedruckt ſind. **) Aus demſelben Zeitraum finden ſich auch noch in der Privatkorreſpondenz mit

*) Zuweilen mochten auch bei dieſer Nebenkorreſpondenz beſondere Gründe der Verheimlichung im Spiele ſein. Man findet öfters in den kurzen, an Woodfall gerichteten Noten, womit er ſie begleitete, Warnungen wie dieſe: „Halten Sie den Autor geheim!" — „Sorgen Sie ja dafür, daß Niemand errathe, von wem dieſer Aufſatz kömmt" — (daß nämlich Niemand die Identität der Unterſchrift mit der von Junius errathe). Dieſe Vorſicht kann ihm indeſſen nicht viel geholfen haben; denn es war nicht leicht möglich, ſeine Feder zu verkennen.

**) Nach der neuſten, erſt kürzlich auf die Bahn gebrachten Vermuthung über die Perſon des Verfaſſers, deren wir weiterhin erwähnen werden, ſollen dieſe Briefe an Lord Barrington zur Entdeckung des Geheimniſſes geführt, und das Ende der Korreſpondenz veranlaßt haben.

Digitized by Google

Woodfall mehrere flüchtige Noten, die größtentheils auf die im März herausgegebne Sammlung der Hauptbriefe Bezug hatten; die letzte iſt vom **10.** Mai **1772.** Nach einer langen Pauſe, während welcher Woodfall, wie es ſcheint, kein Mittel unverſucht ließ, ſeinem Korreſponden-ten ein Lebenszeichen abzugewinnen, erhielt er endlich am **19.** Januar **1773** ein letztes kurzes Lebewohl, worin Junius ihm ſagte: „Ich habe die für Ihren alten Freund ausgeworfnen Signale wohl bemerkt. Ich hatte aber gute Gründe, ihnen kein Gehör zu geben. Ich müßte einfältiger ſein, als das Hornvieh, das brüllend durch die Straßen der City läuft, oder als einer Ihrer weiſen Aldermänner, wenn ich in der jetzigen Lage der Dinge weiter ſchreiben ſollte. Alles iſt verloren, Sache und Publikum; alles iſt gleich verächtlich und nieder-trächtig. *) — Sie haben, ſo viel ich weiß, nie im Guten gewankt; ich werde mich ſtets freuen, zu hören, daß es Ihnen wohl geht.“ — Woodfall ſetzte ſeine Bemühun-gen, ſeine Signale, ſeine verſteckte Bitten, ſeine lateini-ſchen Denkſprüche u. ſ. f. noch durch mehrere Monate fort; er ſchrieb, wie es ſcheint, verſchiedne dringende Briefe, und ließ ſie in den vormals beſtimmten Kaffee-

*) Man müßte aber noch einfältiger ſein, als die hier geſchil-derte Geſellſchaft, um zu glauben, daß Junius aus dieſen Gründen ſein Amt niedergelegt hätte. Sache und Publikum waren um kein Haar ſchlechter geworden, als ein oder zwei Jahre zuvor. Ganz andre Umſtände müſſen dieſen Entſchluß bewirkt haben. Was Woodfall, der Sohn, darüber faſelt, verdient weder Rückſicht, noch Widerlegung.

Digitized by Google

häuſern abgeben; alles vergebens; Junius war für immer verſtummt.

Um ſeine Briefe vollſtändig zu verſtehen, muß man nicht allein in der einheimiſchen und auswärtigen politiſchen Geſchichte Englands während des Zeitraums, den ſie umfaſſen, ſondern auch in einer Menge perſönlicher Verhältniſſe, Anekdoten und Kabalen jenes Zeitraums ſehr bewandert ſein; ſelbſt unter den Engländern mag es heute nur noch wenige geben, die ſie ohne Kommentar zu leſen vermöchten. Da es uns hier nur um ein allgemeines Bild von dieſem ſonderbaren Meteor am politiſch-literäriſchen Himmel zu thun iſt, ſo begnügen wir uns mit einem kurzen Abriß der Perſonen und Gegenſtände, die zunächſt von ſeinen Flammen ergriffen wurden.

Die erſten zehn Jahre der Regierung Georgs III zeichneten ſich durch häufigen Wechſel in dem Syſtem und der Leitung der Staatsgeſchäfte aus. Faſt jedes Jahr brachte eine Miniſterialveränderung mit; die wichtigſten Stellen gingen raſch von einer Hand in die andre; die Unterhandlungen zwiſchen dem Hofe und den Partheien in der höhern Ariſtokratie dauerten ohne Unterlaß fort; und Niemand übernahm das Steuerruder, ohne die Revolution, die es ihm wieder entreißen ſollte, ſchon im Anzuge zu ſehen. Die Torys, an deren Spitze Lord Bute, der perſönliche Freund und vertraute Rathgeber des Königs, ſtand, fühlten ſich nicht ſtark genug an Talent und öffentlichem Gewicht, um ſelbſt zu regieren. Sie waren genöthigt, die unmittelbare Führung der Geſchäfte den Whigs zu überlaſſen; und je nachdem ſie hier oder dort die leid-

Digitized by Google

lichſten Bedingungen zu erhalten hofften, wendeten ſie ſich bald an die eine, bald an die andre der politiſchen und Familienkotterien, in welche dieſe wieder unter ſich ſelbſt geſpalten waren. Lord Bute hatte nur ſechs Monate lang verſucht, dem Poſten eines öffentlich anerkannten erſten Miniſters ſelbſt vorzuſtehen. Seitdem er ihn verließ, wurde die oſtenſible Regierungsgewalt den Häuptern der Whigs, in beſtändigem Kreislaufe, zu Theil. So entſtand im Jahr 1763 das Miniſterium von George Grenville; im Jahr 1765 das des Marquis von Rockingham; im Jahr 1766 das von Lord Chatham (obwohl es nur ſeinen Namen führte); im Jahr 1769 das des Herzogs von Grafton; bis endlich im Jahr 1770 Lord North an die Spitze geſtellt ward, dem man weniger Beſtand als manchem ſeiner Vorgänger zutraute, und der ſich dennoch unter mannigfaltigen Stürmen und Gefahren zehn Jahre lang zu behaupten wußte. Der ganze vorhergehende Zeitraum war voll von politiſcher Gährung, dumpfer Uneinigkeit zwiſchen den Machthabern, bedenklichem, mehr als einmal laut ausbrechenden Mißvergnügen in der Nation. Kein Miniſter ſchien frei und mächtig genug, ſein eigenes Syſtem mit Beharrlichkeit zu verfolgen; die allgemein verbreitete Meinung war, daß der Einfluß des geheimen Kabinets die Maßregeln der anerkannten Adminiſtration durchkreuzte oder lähmte; und obgleich die Inhaber der hohen Staatsämter faſt durchgehends rechtliche und geſchäftsfähige Männer waren, ſo gelang es ihnen doch ſelten, das Mißtrauen und die Unzufriedenheit des Volkes zu beſiegen.

Digitized by Google

Als Junius ſeine Laufbahn begann, war der Herzog von Grafton erſter Lord der Schatzkammer, und Lord North, damals noch wenig bekannt, Kanzler derſelben; Lord Camden Großkanzler; Lord Rochford Staatsſekretair der auswärtigen, Lord Weymouth der innern, Lord Hillsborough der amerikaniſchen Angelegenheiten; Lord Mansfield Oberrichter; Sir Edward Hawke Chef der Admiralität, Lord Granby der Artillerie, Lord Barrington Kriegsſekretair u. ſ. f. Der Herzog von Grafton und Lord Camden traten ungefähr zu gleicher Zeit ab (Februar 1770), und hatten Lord North und Lord Bathurſt zu Nachfolgern; Lord Sandwich wurde Chef der Admiralität; in den übrigen Stellen gingen keine bedeutende Veränderungen vor.

Junius richtete ſeine grauſamſten Mißhandlungen nicht, wie man hätte erwarten ſollen, gegen Lord Bute und die andern Vertrauten des Königs, ſondern immer zunächſt gegen die, welche die wirklichen Staatsämter bekleideten; der Herzog von Grafton, Lord Mansfield, Lord Hillsborough, Lord North, Lord Barrington u. ſ. f. waren die täglichen Zielſcheiben ſeiner vergifteten Pfeile. Selbſt Abgötter des engliſchen Volks, wie Chatham und Camden, wurden zu einer oder der andern Zeit nicht geſchont. Er ſchien überhaupt allen Partheien, allen Miniſterien, und (mit einer einzigen Ausnahme) allen Staatsmännern ſeiner Zeit den Krieg geſchworen zu haben. Sein Unwillen gegen den König, und deſſen Umgebungen hatte keine Gränzen. Von der andern Seite behandelte er die thätigſten Domagogen, wie Wilkes,

Digitized by Google

Horne Tooke, Beckford, und ihre Gefährten in der City, zwar als nothgedrungene Alliirte, aber nie, weder mit Achtung noch mit Wohlwollen; er führte ihre Sache, und nahm Theil an ihren Feindſeligkeiten gegen die Regierung, aber ihren Perſonen war er nicht hold. Von andern politiſchen Schriftſtellern nahm er wenig Notiz; er war ſtolz darauf, einſam zu ſtehen; außer Delolme, der ein Fremder war, hat er keinen ſeiner Zeitgenoſſen gelobt.

Obgleich eine gewiſſe republikaniſche Schroffheit, ein oft bis zum Cynismus getriebnes Hinwegſetzen über äußre Rückſichten und Formen, und eine unbedingte Geringſchätzung der Menſchen, unter ſeine herrſchenden Eigenſchaften gehörten, war Junius doch kein Demokrat im eigentlichen Sinne des Worts. Er hatte die brittiſche Verfaſſung in ihrem tiefſten Zuſammenhange ſtudirt; er huldigte mit voller Ueberzeugung dem monarchiſchen Prinzip in dieſer Verfaſſung; und wenn er nur allzuoft Geſinnungen ausſprach, oder zu Maßregeln aufrief, mit welchen gar keine Verfaſſung beſtehen konnte, ſo hielt er ſich doch immer auf konſtitutionellem Boden; revolutionaire Grundſätze und Theorien waren ihm gänzlich fremd. Die zu ſeiner Zeit ſchon gangbaren Plane einer Parlamentsreform fanden keinen Vertheidiger an ihm; er erklärte ſich ſehr beſtimmt gegen die Idee von jährlichen Parlamenten. In der großen amerikaniſchen Streitfrage ſtand er ſogar den Torys näher als den Whigs; den Widerſtand der Amerikaner betrachtete er unabänderlich als Rebellion; und ob er gleich das von den Miniſtern in dieſem unglücklichen

Digitized by Google

Streit befolgte Syſtem, als unklug, als verderblich, als frevelhaft anklagte, ſo blieb nichts deſtoweniger ſein Glaube an das Recht des brittiſchen Parlaments, den Kolonien Geſetze vorzuſchreiben, und Taxen aufzulegen, jederzeit unerſchüttert.

Von dem Umfange ſeines Verſtandes und ſeiner Talente iſt es nicht leicht möglich mit Uebertreibung zu ſprechen. Sein Scharfſinn, ſeine Gewandtheit, ſeine Sachkenntniß waren jeder Aufgabe gewachſen; ſeiner Dialektik konnte nichts widerſtehen; und wenn alle geſunde Argumente ihn verließen, wußte er ſich noch durch das Gefühl ſeiner Stärke, durch ſeine Verwegenheit, und durch den Zauber ſeiner Beredſamkeit zu behaupten. Strenge Kritiker ſeiner Nation haben in ſeiner Schreibart hin und wieder Flecken finden wollen; aber das einſtimmige Urtheil der Kenner hat ſeinen Rang als Schriftſteller entſchieden; und eine der erſten, wo nicht die erſte Stelle unter den klaſſiſchen Proſaiſten von England wird Niemand ihm mehr ſtreitig machen. Dies iſt um ſo außerordentlicher, da er ſich von dem Bedürfniß, andern wehe zu thun, ſo oft über alle Schranken der Wahrheit und des Anſtandes fortreißen ließ. Selbſt dann aber weiß er in Vortrag und Manier immer noch eine gewiſſe Würde zu behaupten, ſo daß man Mühe hat, ihn nicht manchmal noch in den Stellen zu bewundern, wo man gezwungen iſt, ihn zu verachten oder zu verabſcheuen. In ſeinem Styl iſt weder die erhabene Fülle von Burke, noch das Feuer und die Innigkeit von Lord Chatham, noch der gleichförmig vollendete Periodenbau von Johnſohn. Eine

gedrängte, zuweilen epigrammatiſche, aber nie unklare, nie ungenügende Kürze, eine Sicherheit und Feſtigkeit im Ausdruck, die ſich nur mit entſchiedener Gewalt über Gegenſtand und Sprache erreichen läßt; ein ſparſamer, aber ſelten mißlungner Gebrauch der Metaphern, und abſichtliche Vermeidung alles Schmuckes, wenn nicht ein ungewöhnlicher Effekt bewirkt, oder eine gar zu ſchlechte Sache bedeckt werden ſollte. — Das ſind einige der eigenthümlichen Züge ſeiner Kompoſitionen, deren vollſtändige Charakteriſtik ein eigenes Buch erfordern würde, und in England mehr als eines (wenn gleich kein ſonderlich gelungnes) veranlaßt hat. In vielen ſeiner Briefe iſt der Fleiß, mit welchem ſie verfertigt wurden, unverkennbar; in andern, die mit einer gewiſſen Leichtigkeit, man möchte ſagen, Nachläſſigkeit hingeworfen ſcheinen, iſt Kunſt und Arbeit nur verſteckt. Aber alles, was aus ſeinen Händen ging, war vollendet; und ſo gern er ſich auch das Anſehen gab, in der Sache allein zu leben, ſo wußte er doch zu gut, daß ſeine wahre Stärke im Ausdruck lag, um auf dieſen nicht die äußerſte Sorgfalt zu verwenden. *)

*) In ſeiner Privatkorreſpondenz mit Woodfall finden ſich allenthalben Beweiſe von dieſer Sorgfalt, und zugleich von dem großen Werth, den er auf den richtigen Abdruck ſeiner Schriften legte. So ſchreibt er z. B. bei Ueberſendung eines ſeiner Briefe: „der Einſchluß iſt mit großem Fleiße gearbeitet. Er iſt ſehr genau kopirt, und ich bitte Sie, darauf zu halten, daß er buchſtäblich abgedruckt werde.“ Aehnliche Aeußerungen kommen häufig vor. — Als Woodfall die erſte Sammlung der Briefe herausgeben wollte, war Junius in

Bei dem allen giebt der Geiſt des Verfaſſers dieſer Briefe allein über die Entſtehung derſelben keinen hinreichenden Aufſchluß; was ſie von allen Schriften ihrer Art auszeichnet, ſie politiſch und literariſch, ja ſelbſt pſychologiſch zu einer der merkwürdigſten Erſcheinungen macht, gehört mehr noch dem Charakter an, der ſich darin offenbarte. Freilich muß in dieſer Hinſicht, da man die Perſon und die Verhältniſſe des Schriftſtellers nie ergründet hat, vieles auf Vermuthungen beruhen; vieles aber, und genug, um ein ſicheres Urtheil zu fällen, läßt ſich aus dem unmittelbaren Eindruck des Werkes beſtimmt, und, ſo zu ſagen, anſchaulich erkennen. Daß die Briefe von Junius weder ein bloßes Spiel des Witzes und Muth-

beſtändiger Unruhe über die Korrektur des Drucks, die er, aus Furcht ſich zu verrathen, doch nicht ſelbſt übernehmen wollte. Er ſchrieb ihm eines Tages: „Geben Sie wohl Acht! Wenn Sie einmal die Korrektur auf ſich nehmen, ſo verzeihe ich Ihnen auch nicht den kleinſten Fehler. Ich wäge jedes Wort ab; und jede Abweichung vom Manuſkript iſt in meinen Augen ein Schandfleck." Selbſt um die Wahl des Papiers, des Formats, der Lettern u. ſ. w. war er ängſtlich beſorgt; und folgende Stelle aus einem Schreiben an Woodfall beweiſet, wie ſehr er in dieſer Sache ſogar auf Kleinigkeiten ſah. „Wenn das Buch vollendet iſt, ſo ſchicken Sie mir ein Exemplar in Leder gebunden, vergoldet, mit der Aufſchrift Junius I. 2. — ſo elegant als möglich — auch der Schnitt muß vergoldet ſein. Laſſen Sie die Blätter gut trocknen, ehe ſie gebunden werden. Ich muß auch zwei Exemplare in blau Papier gebunden haben. Dies iſt das einzige Honorar, welches ich Ihnen je abfordern werde."

willens, noch das Produkt politiſcher Schwärmerei, oder fanatiſcher Freiheitsliebe, noch das Werk eines durch die Schickſale ſeines Vaterlandes tief bewegten Staatsmannes, noch eines von blindem Parteigeiſte beſeſſenen Demagogen waren, lehrt Inhalt und Form ſo einleuchtend, daß kein Sachverſtändiger darüber irren kann. Sie laſſen ſich aber eben ſo wenig aus reiner Leidenſchaftlichkeit erklären. Denn, nicht genug, daß man Mühe hat, ſich vorzuſtellen, wie ein ſolcher Grad von Entrüſtung, von Haß, von Rachſucht, von anhaltendem unverſöhnlichen Grimm, in einem menſchlichen Gemüth einheimiſch werden konnte; man müßte auch noch begreifen können, wie alle jene feindſelige Gefühle, eine ſo große Anzahl verſchiedenartiger Perſonen, die doch nicht alle in gleichem Maße ſtrafbar ſein konnten, und von denen die meiſten es durchaus nicht waren, in gleiche Verdammniß gezogen hatten. Auch läßt ſich die kalte Beſonnenheit, die Junius in ſeinen heftigſten Ausfällen nie verliert, mit wahrer Leidenſchaft nicht reimen. Jeder ſeiner Streiche ſcheint berechnet. Wenn die Wunde nicht gleich tödtlich iſt, wird der Dolch ſo lange darin gerührt, bis er hoffen kann, die Lebenstheile erreicht zu haben. Wenn die Wirklichkeit ſelbſt mit dem ſchwärzeſten Pinſel nicht häßlich genug geſchildert, werden freche Verläumdungen, entehrende Gerüchte, das ganze Arſenal der Läſterchronik zu Hülfe gerufen; wenn das öffentliche Leben eines Staatsmannes nicht Stoff genug zur Verunglimpfung darbietet, müſſen Privatverhältniſſe, Familiengeheimniſſe, geſellſchaftliche Ergießungen die Lücken ausfüllen. Nirgends entdeckt man eine Spur bewußtloſer Aufwallung;

alles iſt planmäßig, ſyſtematiſch geſtellt, man ſollte glauben, die Wuth, womit er ſeine Schlachtopfer behandelt, müßte blos im Kopfe, nicht im Herzen gewohnt haben, wenn dieſes bei einem ſo blutigen Kriege neutral bleiben könnte.

Finſtrer Unmuth, tief gewurzelte Erbitterung, durch gekränkte Eigenliebe, oder betrogne Erwartungen erzeugt, und mit dem Bewußtſein großer Talente verbunden, mögen zuletzt vielleicht den einzigen Schlüſſel zu ſo viel unerklärlichen Disparaten geben. Was der Urſprung einer ſolchen Stimmung ſein mochte, iſt natürlich unter demſelben Schleier verborgen, der bis jetzt alles, was den Menſchen Junius angeht, bedeckte. Daß ein Mann von ſo ausgezeichneten Fähigkeiten, und der wahrſcheinlich in jeder Sphäre geglänzt, und gleichen Ruhm auf offnen und löblichen Wegen erworben hätte, ſich ſelbſt, wenigſtens fünf Jahre lang, ohne von irgend Jemanden gekannt zu ſein, zu einem ſo undankbaren, ſo gehäſſigen, ſo unedeln Geſchäft verdammen, daß er, von Gott weiß welchem menſchenfeindlichen Dämon getrieben, ſein ganzes, herrliches Talent in den bösartigſten Giftſtoff auflöſen konnte, iſt allerdings wunderbar, und vielleicht beiſpiellos; eben deshalb wird aber Junius noch für künftige Generationen ein lehrreiches Studium ſein. *)

*) Woodfall, der Sohn, hat vollkommen beſtätigt, was man früher ſchon wußte, daß Junius von ſeinen Arbeiten nie einen Gewinn zog, und alle Anerbietungen ſeines durch ihn bereicherten Verlegers ausſchlug. Er giebt ſich alle mögliche

Der Zeitpunkt, in welchem Junius ſchrieb, war durch keine der großen Begebenheiten ausgezeichnet, die einem politiſchen Schriftſteller eine von ſeinem perſönlichen Verdienſt unabhängige Celebrität geben können. Das Wichtigſte, das in dieſen Zeitpunkt fiel, war die Vorbereitung zum amerikaniſchen Kriege. Gerade in dieſer Sache aber hatte Junius eine Parthei ergriffen, die ihm ſchwerlich die Gunſt des Publikums geſichert haben würde. Nach ſeiner Meinung lag die erſte Quelle alles Uebels darin, daß das Parlament und das Miniſterium den Supremat und das unbedingte Taxationsrecht über die Kolonien aufgegeben hatte. *) Wie wenig dieſe Meinung

---

Mühe zu beweiſen, daß Junius nicht allein ein uneigennütziger, ſondern auch ein vollkommen rechtſchaffner Mann war; und obgleich ſeine Argumente kein großes Gewicht haben, ſo wäre es doch gewagt, ihm hierin beſtimmt zu widerſprechen, ſo lange das eigentliche Motiv, dem die Briefe von Junius ihre Entſtehung zu danken haben, in Dunkel gehüllt bleibt. Ins Lächerliche aber verfällt er, wenn er ſogar ſeine Gutmüthigkeit rühmt. Doch geſteht er zugleich, daß Junius — „keine Gradationen im Haß kannte," und einmal aufgebracht gegen die Menſchen, „ſie nie anders als im Superlativ mißhandelte."

*) George Grenville (der einzige von allen Miniſtern und Exminiſtern, der vor Junius Gnade fand) hatte im Jahre 1763 die amerikaniſche Stempeltaxe auf dem Grundſatz der oberſten geſetzgebenden Gewalt des brittiſchen Parlaments gebaut. Das Rockinghamſche Miniſterium hielt für beſſer, dieſem Grundſatz ſtillſchweigend zu entſagen, und die Stempeltaxe zurück zu nehmen. Die folgenden Adminiſtrationen ſuch-

Digitized by Google

ſchon zu ſeiner Zeit in England beliebt war, und wie ſehr ſie ſpäter allen Kredit beim Volke verlor, iſt bekannt. Hätte Junius ſich auf Theſen dieſer Art beſchränkt, ſo würde die ſiegreiche Beredſamkeit Lord Chatam's und Burke's ihn bald verdunkelt haben. Auch in Fragen von diplomatiſcher Art war ſeine Autorität nicht immer überwiegend. Die franzöſiſche Beſitznahme von Corſika (1769), einer der Hauptterte ſeiner Deklamationen gegen die Miniſter, konnte unmöglich für ſo gefahrvoll gehalten werden, als er ſie, obgleich mit vielem Scharfſinn, zu zu ſchildern ſuchte. In dem Streit über die Falklands-Inſeln (1771) trug Dr. Johnſon, der das Miniſterium gegen ihn vertheidigte, einen entſchiednen Sieg davon.*) — Der Schauplatz aber, auf welchem Junius in ſeiner ganzen Größe erſchien, war der der Partheiungen, Debatten und Prozeſſe über die Middleſex-Wahl, eine Angelegenheit, die zu ihrer Zeit alle Gemüther beſchäftigte, und größern Einfluß gehabt hat, als ihre anſcheinende Geringfügigkeit glauben laſſen ſollte. Das Unterhaus hatte aus Gründen, über deren Rechtmäßigkeit der unpartheiiſchen Nachwelt kein Zweifel bleiben wird, im Jahre 1764 John Wilkes aus ſeiner Mitte verſtoßen. Nach einem vierjährigen

ten nun faktiſch auf andern Wegen, und unter andern Namen, Abgaben aus den Kolonien zu ziehen, und dieſe Verſuche führten den Abfall von Amerika herbei.

*) In der vortrefflichen Flugſchrift: **Thoughts on the late transactions respecting Falklands-Islands** — wurde Junius zum erſtenmale von einem namhaften und berühmten Schriftſteller, und zwar ziemlich unſanft, zurecht gewieſen.

Digitized by Google

Aufenthalt, und mancherlei fehlgeſchlagenen Verſuchen, mit den Miniſtern ſeinen Frieden zu ſchließen, wagte dieſer unruhige und unternehmende Mann, mehrern gerichtlichen Sentenzen trotzend, im Jahre 1768 nach England zurückzukehren, und ſich der Hauptſtadt ſelbſt, bei der Wahl eines neuen Parlamentes zum Kandidaten anzutragen. Dieſer erſte kühne Schritt wurde zwar zurückgeſchlagen; durch Ausſchweifungen und Gewaltthätigkeiten aller Art aber gelang es den Führern des Pöbels, ihn zum Repräſentanten der Grafſchaft Middleſex wählen zu laſſen. Das Unterhaus beſchloß, daß ein durch Richterſpruch zum Gefängniß verurtheiltes Individuum nicht im Parlament ſitzen könne, und ſtieß ihn aus. Die Patrioten von Middleſex wählten ihn zum zweitenmale; und das Unterhaus hatte den Muth, ſeiner unbeſtreitbaren Befugniß gemäß, dieſe Wahl für ungültig zu erklären. Nichts deſto weniger wurde Wilkes zum drittenmale gewählt, und ſeine Wahl zum drittenmale kaſſirt. Mitten in dem Paroxismus von Volksgährung und Partheiwuth, in welchen dieſe Maßregeln die engliſche Nation verſetzten, trat Junius als erklärter Advokat der Volksrechte gegen Parlaments- und Miniſterialanmaßungen auf. Er vertheidigte mit großer Superiorität ein Syſtem, welches der Menge ſchmeichelte, und das ſelbſt unter den höhern Klaſſen viele und wichtige Anhänger zählte. Indeſſen würde weder ſein Genie, noch ſeine unnachahmliche Schreibart, noch die tiefe Verfaſſungs- und Rechtskenntniß, die er in dieſer ſchwierigen Diskuſſion an den Tag legte, ihm ſeine ungemeſſene Popularität geſichert haben, wenn nicht zugleich

Digitized by Google

die Bitterkeit ſeines Witzes, und die Verwegenheit ſeiner Diatriben, auch diejenigen bezaubert hätte, die für jene höhern Vorzüge keinen Sinn hatten.*) Da alles bei ihm von Perſönlichkeiten ausging, und auf Perſönlichkeiten zurückführte, ſo eröffnete ihm der Streit über die Middleſex-Wahl ein erwünſchtes Feld, um den König, die Miniſter, das Parlament, die Gerichtshöfe, und wer ihm etwa anſtößig oder verhaßt war, zu verläſtern. Und da er die Gemüther von allen Seiten in Bewegung, Kabinet und Miniſterium aber, durch Unentſchloſſenheit, Schrecken und innere Spaltungen geſchwächt ſah, ſo übte er eine Zeitlang über die öffentliche Meinung eine Art von unſichtbarer Diktatur aus, der keine andere Macht im Staate mehr gewachſen zu ſein ſchien.**)

*) Johnſon ſagte von ihm in der vorhin angeführten Schrift: „Es iſt nicht die Schönheit ſeines Styls, was die Krämer der City, und die Bauern von Middleſex anzieht. Sie bewundern an ihm die Eigenſchaften, die er mit ihnen theilt. Da ſie hören, daß Junius auf ihrer Seite iſt, ſo zweifeln ſie nicht an ſeiner Untrüglichkeit. Ohne zu wiſſen, wohin er ſie führt, ſind ſie entſchloſſen, ihm zu folgen; und ohne ſeine Worte zu faſſen, ſind ſie überzeugt, er meinte nichts anders als Rebellion.“

**) Woodfall hat, mit mehr Ehrlichkeit als Klugheit, unter den vermiſchten Briefen ſeiner Sammlung ein Aktenſtück abdrucken laſſen, welches zur Ehre ſeines Helden in die tiefſte Vergeſſenheit hätte begraben werden ſollen. Dies iſt ein Brief vom 5. April 1768, worin der nachmalige Junius, nicht nur von Wilkes mit Verachtung und Abſcheu ſpricht (a man of a most infamous caracter, etc.), ſondern auch das ganze

Um die hier entworfne ſehr unvollkommne Skizze einigermaßen zu beleben, fügen wir derſelben einige Probeſtücke bei, welche den Geiſt und die Manier dieſer berühmten Schmähſchriften (ſo weit als eine treue Ueberſetzung eines ſolchen Originals es vermag) verſinnlichen mögen.

Verfahren bei der erſten Middleſex-Wahl als ein unerhörtes Skandal ſchildert, und die Miniſter, namentlich Camden und Grafton, beſchuldigt, aus ſtrafbarer Feigheit, wo nicht aus Verrätherei, den Souverain und das Parlament den Ausſchweifungen des Londner Pöbels Preis gegeben zu haben.

Der gute Woodfall thut alles, was er vermag, zu beweiſen, daß ein ächter Patriot von Wilkes ſchlecht denken, und dennoch ſeine Sache, und die Grundſätze, die für ihn ſprechen, auf Leben und Tod vertheidigen konnte. In ſo weit geben wir ihm vollkommen Recht; daß aber Junius im Jahre 1768 die Middleſex-Wahl ſelbſt wie eine Schandthat, und die Miniſter, weil ſie dieſe Schandthat nicht verhindert hatten, wie Verbrecher behandelte, und gleichwohl im folgenden Jahre ſeine ganze Kunſt aufbot, um dieſelbe Wahl als rechtmäßig, das Parlament, welches ſie kaſſirt hatte, als uſurpatoriſch, und die Miniſter, weil ſie dieſes Parlament nicht kaſſiren wollten, als Miſſethäter darzuſtellen, — möchte ſich doch auf gewöhnlichen Wegen weder erklären, noch rechtfertigen laſſen.

Man begreift übrigens vollkommen, wenn man auf dieſe Stelle, und mehrere ähnliche in den vermiſchten Briefen ſtößt, warum Junius mit ſo großer Strenge darauf hielt, daß in die unter ſeinen Augen veranſtaltete Sammlung durchaus nichts aufgenommen werden durfte, was er nicht im Jahre 1772 zur Noth noch vertheidigen zu können glaubte. Er hatte ſich ja in der Zwiſchenzeit ſogar in vertrauten Briefwechſel mit Wilkes eingelaſſen.

Digitized by Google

Wir wählen freilich nicht ſolche, welche für den Verfaſſer die ehrenvollſten ſein würden; nachdem wir aber hinlänglich bewieſen haben, daß wir das, was in ſeinen Schriften groß und bewundernswürdig war, anzuerkennen wiſſen, mag es uns erlaubt ſein, bei dieſer Auswahl vorzüglich auf das Charakteriſche Rückſicht zu nehmen. Der Libelliſt intereſſirt uns hier mehr, als der politiſche Schriftſteller; und dieſen kann man ohnehin nur aus dem Zuſammenhange ſeiner Arbeiten beurtheilen.

Wir geben daher zunächſt den erſten ſeiner Briefe, den er unter dem Namen Publicola ſchrieb, und der ſich in den ältern Sammlungen nicht findet; dann einen der gediegenſten Junius-Briefe, endlich — da Zeit und Raum ein mehreres nicht geſtatten, Fragmente aus einigen andern der merkwürdigſten und berühmteſten. Es war nothwendig, ſie durchaus mit hiſtoriſchen Einleitungen und Aufklärungen zu begleiten, ohne welche ſie den meiſten Leſern ganz unverſtändlich bleiben würden.

* * *

I. Lord Chatham.

Daß Junius nie ein Bewunderer von Lord Chatham war, ergab ſich deutlich genung aus den von ihm anerkannten Briefen. Daß er aber zu irgend einer Zeit ſo über ihn gedacht und geſchrieben hatte, wie der folgende zeigt, würden vielleicht vor der Bekanntmachung ſeiner frühern Korreſpondenz, ſelbſt in England nur Wenige geglaubt haben. Daß Publicola kein anderer war, als Junius, iſt durch Woodfall's Zeugniß, und

Digitized by Google

die von ihm angeführten Umſtände unwiderſprechlich dargethan; und bei der auffallenden, nicht zu verkennenden Aehnlichkeit des Styls und der Geſinnungen, iſt es in der That zu verwundern, daß nicht längſt einem der zahlreichen Kommentatoren der Junius-Briefe einfiel, die in dem **Public Advertiser** unter andern Namen zerſtreuten Blüthen des unvergeßlichen Anonymus zu ſammeln, und auf den gemeinſchaftlichen Stamm zurückzuführen.

William Pitt hatte ſeine erſte glorreiche Miniſterial-Laufbahn im Jahre 1761 geſchloſſen. Sein Gewicht im Lande, und bei allen Partheien ohne Ausnahme, war aber ſo groß, daß der Hof während der ganzen Dauer der Adminiſtrationen von Grenville und Rockingham nie aufgehört hatte, über ſeine Rückkehr ins Kabinet mit ihm zu unterhandeln. Nach einer Menge fehlgeſchlagener Verſuche, erhielt er endlich im Jahre 1766 vom Könige uneingeſchränkte Vollmacht, ein neues Miniſterium zu bilden. Dies Geſchäft war mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft, weil jeder der verſchiednen Partheiführer, die er zu vereinigen wünſchte, Lord Temple, Mr. Grenville, Lord Rockingham, der Herzog von Bedford, Lord Shellburne, u. ſ. f. ſeine eignen Anſprüche geltend machen, und ſeine eignen Freunde voranſtellen wollte. Die Folge war, daß ihn die wichtigſten ganz verließen, andere nur vorübergehend, oder bedingungsweiſe unterſtützten. Er ſelbſt hatte von Anfang an erklärt, daß er in dem neuen Miniſterium keine andre Stelle, als die des Siegelbewahrers (**Lord privy seal**) annehmen würde. Dieſes Amt war von der Pairſchaft unzertrennlich; und

ſo ſah er ſich durch eben die Gründe, die ihn abhielten, an die Spitze einer Verwaltung zu treten, von welcher er doch, nach dem ausgeſprochenen Willen des Königs, das Haupt, wenigſtens die Seele ſein ſollte, genöthigt, ſeinen durch ihn ſo groß gewordenen Familiennamen gegen den Titel von Chatham zu vertauſchen.

Das Miniſterium, zu deſſen unmittelbarer Leitung er zuletzt den Herzog von Grafton vermocht hatte, war kaum zu Stande gebracht, als Lord Chatham, der ſchon ſeit mehrern Jahren an der Gicht litt, durch die Fortſchritte der Krankheit gezwungen wurde, Einſamkeit und Ruhe zu ſuchen. Von den heftigſten Schmerzen gemartert, durch tiefen Gram über den Gang der Geſchäfte, über die Mißhelligkeiten zwiſchen den Whigs, über den Abfall ſeiner beſten Freunde gebeugt, brachte er ſo zwei traurige Jahre, meiſtens von London entfernt, und faſt ohne Antheil an den Kabinetsverhandlungen zu, bis er endlich im Oktober 1768 auch den Poſten des Siegelbewahrers niederlegte. Erſt im Jahre 1770 fühlte er ſich wieder ſtark genug, im Parlament zu erſcheinen, wo er bekanntlich bis an ſeinen Tod (1778) als Redner und Staatsmann in ſeiner vollen Herrlichkeit glänzte, ohne jemals mehr an den Kabinetsgeſchäften Theil zu nehmen.

Der Charakter dieſes Miniſters war allerdings kein unbedingtes Muſter menſchlicher Vollkommenheit; und ſeine großen Eigenſchaften wurden manchmal von großen Fehlern verdunkelt. Ihn aber in irgend einem Zeitpunkte ſeines Lebens, als ein Werkzeug des Deſpotismus, als einen geſchwornen Feind der brittiſchen Verfaſſung, als

Digitized by Google

einen Böſewicht zu ſchildern, ſchien höchſtens einem Wahnſinnigen vorbehalten. Gleichwohl werden wir hier Junius mit dieſem Akt des Wahnſinns ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn eröffnen ſehen; und der Augenblick, den er dazu wählte, war gerade einer von denen, wo Lord Chatham von körperlichen und moraliſchen Leiden überwältiget, weniger furchtbar als je, den Haß ſeiner bitterſten Feinde hätte entwaffnen ſollen.

Im weitern Verlauf der Korreſpondenz wird zwar nie mehr in einem ähnlichen Tone von Lord Chatham geſprochen. Die geheime Abneigung gegen ihn ſcheint ſich aber nie verloren zu haben. Im Oktober **1770** erſchienen im **Public Advertiser** einige für Lord Chatham ſehr ehrenvolle Artikel, in welchen man Junius zu erkennen geglaubt hatte. Sogleich drang dieſer darauf, daß die Vermuthung förmlich für ungegründet erklärt wurde, und ſchrieb bei dieſer Gelegenheit an Woodfall: „Sie wiſſen wohl, daß ich weder den Verfaſſer jener Artikel, noch ſeinen Götzen bewundere. Sie werden thun, was Ihres Amtes iſt.“ (**Private letters No. 23.**). Erſt ein Jahr nachher, als Chatam's Ruhm und Volksgunſt durch ſeine impoſanten Oppoſitionsreden in der amerikaniſchen Streitfrage den letzten Gipfel erreicht hatte, entſchloß ſich Junius zu einer, wie er ſie ſelbſt nennt, „ihm abgezwungnen“ Ehrenerklärung, und ſchrieb folgende merkwürdige Worte: „Man fordert mich auf, mein Urtheil über Lord Chatam auszuſprechen, und die Furcht vor Mr. Horne's Schikanen ſoll mich nicht abhalten, einem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, der, ich geſtehe

es, in meiner Achtung fortdauernd gewachſen iſt. Für irgend einen gemeinen Zweck von Gewinnſucht oder Einfluß kann mein Beifall ihm nicht nützen. Meine Stimme wird ihm ſchwerlich weder eine Penſion, noch einen Sitz im Kabinet verſchaffen. Wenn aber ſein Ehrgeiz mit ſeinem Genie auf gleicher Höhe ſteht, wenn er das, was ihm wahren Ruhm bringen kann, mit eben der Ueberlegenheit erkannt, die ſeine Reden und ſeine Rathſchläge im Parlament beſeelt — dann ſoll ſelbſt die Feder von Junius ihn belohnen helfen. Unſterbliche Glorie ſoll ſein Haupt ſchmücken, und ſich um ſein Denkmal verſammeln. — Ich bin in der Sprache der Lobredner nicht bewandert. Die Lorbeern, die ich ihm darbiete, ſind mir abgezwungen; ſie werden ſo leicht nicht verwelken, weil ſie mühſam geerndtet werden mußten.“ (**Letter to the Printer of the Public Advertiser. 13. August 1771.**)

An den Herausgeber des Public Advertiser.

Den 28. April 1767.

Dictatura, quam in summis reipublicae augutiis acceperat, per pacem continuata, libertatem fregit; donec illum conversus in rabiem populus et dii ultores de saxo Tarpejo dejecerunt.

Livius.

Die wackerſten und freiſten Nationen haben ſich manchmal zu einer augenblicklichen Verzichtleiſtung auf ihre Freiheiten entſchloſſen, um den Genuß derſelben für immer zu ſichern. In Zeiten großer Verlegenheit oder Gefahr ſetzte die Weisheit des Staates ihr ganzes Vertrauen in

die Tugend eines ausgezeichneten Bürgers, und verlieh ihm hinreichende Gewalt, um ſein Vaterland zu retten oder zu unterdrücken. Auf dieſe Weiſe entſtand die Diktatorwürde in Rom; und ſo lange ſie ſich auf einen beſchränkten Zeitraum erſtreckte, und blos als ein Hülfsmittel gegen die Bedrängniſſe eines unglücklichen Krieges gebraucht wurde, war ſie gewöhnlich von den vortheilhafteſten Folgen begleitet, und ließ kein gefährliches Beiſpiel zurück. Der Diktator, vollſtändig beſchäftigt mit Maßregeln gegen den auswärtigen Feind, hatte nicht Zeit genug, ſeinem eignen Vaterlande Verderben zu bereiten, und ſein Ehrgeiz war durch den Glanz eines Triumphs, und durch den Beifall ſeiner Mitbürger aufs edelſte befriedigt. Als aber dieſe weiſe Inſtitution in Mißbrauch ausartete, als jene unbeſchränkte Gewalt, die nur für außerordentlich-dringende Umſtände hätte aufbewahrt werden ſollen, ohne Nothwendigkeit der zweifelhaften Mäßigung eines einzelnen Mannes anvertraut ward, was ließ ſich erwarten, als daß das Volk ſeine Leichtgläubigkeit aufs theuerſte bezahlen, und jener Rechte, die in den Händen eines Einzigen unmöglich ſo geſichert ſein konnten, als unter Aufſicht der Geſetze und der Konſtitution, für immer beraubt werden würde?

Ohne einen ungewöhnlichen Grad von Verderbtheit konnte der, den man ſolcher Verſuchung ausſetzte, jeden Gedanken an Grundſätze und Dankbarkeit aufgeben, und mit jeder Hoffnung des Erfolges eine Gewalt feſt zu halten ſuchen, die ſeine Mitbürger ſchwach und niedrig genug waren, ihm zu überliefern.

Digitized by Google

Wenn aber eine Nation unglücklich genug geweſen wäre, anſtatt eines Mannes von gewöhnlichem gemiſchten Charakter, deſſen Laſter durch einen Schein von Tugend und Großmuth einigermaßen gehoben würden, einen durchaus und unbedingt ſchlechten Mann zum Gegenſtande ihres Vertrauens zu wählen, oder, wenn ein großer und guter Monarch, durch irgend eine heilloſe Verblendung, einen Mann dieſer Art zu ſeinem erſten Miniſter ernannt und ihm ſeine ganze Autorität übertragen hätte — welche Sicherheit würde einer ſolchen Nation für ihre Rechte, oder einem ſolchen Monarchen für ſeine Krone bleiben? Die Geſchichte jedes Volkes, das Anſprüche auf Freiheit hatte, wird uns belehren, was die Fortſchritte eines ſolchen Verräthers, und was der wahrſcheinliche Erfolg ſeiner Verbrechen ſein mußte.

Denken wir uns dieſen Mann auf dem Punkte, wo er den großen Gegenſtand erreicht glaubt, auf welchen alle Künſte, alle Ränke, alle Heuchelei, und alle Schamloſigkeit ſeines vergangnen Lebens gerichtet war! Was wird in dem Augenblicke, wo er ſich im Beſitz der höchſten Macht fühlt, ſein Betragen ſein? Eine verſtellte Niederträchtigkeit im Kabinet, aber ein gebieteriſcher Trotz gegen das Volk, durch deſſen Gunſt er gehoben, durch deſſen früheres Glück er genährt worden war. Hat er etwa einen Bruder? dieſer Bruder muß aufgeopfert werden. Hat er einen rachſüchtigen Feind? dieſer Feind muß befördert werden. Hat er Jahre ſeines Lebens verwendet, um gegen den verderblichen Einfluß eines Günſtlings zu deklamiren? Dieſer Günſtling muß an ſeinen Buſen

Digitized by Google

gedrückt, und der einzige Mitgenoſſe ſeiner Macht werden. *) Es liegt in der Natur einer deſpotiſchen Gewalt, die an uns für ſich jeden Grundſatz einer freien Verfaſſung verletzt, daß ſie nur durch Mittel erworben werden kann, die zugleich jedem Grundſatz von Ehre und Sittlichkeit Hohn ſprechen. Das Amt eines Großvezirs iſt mit einer beſchränkten Monarchie unvereinbar, und kann nur beſtehen, indem es die Monarchie ſelbſt zerſtört. Dieſelben Maßregeln, durch welche ein ruchloſer Menſch zur Macht empor ſteigt, müſſen ihm zur Erhaltung derſelben dienen. Der vornehmſte Adel, der ſich dem Hochmuth eines aus dem Staube hervorgegangenen Diktators nicht gern unterwerfen würde, muß von jedem Staats- oder Ehrenpoſten verdrängt, alle öffentlichen Aemter müſſen einer Rotte verächtlicher Geſchöpfe zu Theil werden, die bei gänzlichem Mangel an Erfahrung, Fähigkeit, und perſönlichem Gewicht, von ihm allein ihr kleines geſchäftiges Anſehen erborgen. Da die abſolute Vernichtung der Landeskonſtitution ſein großer Zweck iſt, ſo muß er, um konſequent zu ſein, jede Klaſſe im Staat, die durch ihre Beſitzungen und ihren Reichthum bei der Aufrechthaltung der beſtehen-

*) Der aufgeopferte Bruder war Lord Chatham's Schwager, Lord Temple, der an der Adminiſtration von 1766 aus gekränkter Eigenliebe nicht Theil nehmen wollte. — Der rachſüchtige Feind war der Herzog von Bedford; der verhaßte Günſtling Lord Bute, deſſen angebliche Freundſchaft mit Lord Chatham ſelbſt in einem ſchlechten Epigramm noch eine ſchlechte Figur geſpielt hatte, wie die Folge der Geſchichte deutlich genug lehrte.

Digitized by Google

den Regierungsform beſonders intereſſirt, und mächtig genug iſt, um treuloſe Angriffe zu hintertreiben, ſchwächen, und ihres Vermögens berauben. Die Grundeigenthümer müſſen unterdrückt, die Rechte des Handelsſtandes müſſen willkürlich gekränkt, ſeine Güter ihm durch offne Gewalt, ohne irgend einen Vorwand rechtlicher Formen entriſſen werden. Zum beſondern Vortheil wird es ihm gereichen, wenn er durch Beibehaltung der drückendſten Taxen auf die erſten Lebensbedürfniſſe, ſelbſt zum Untergange der Armen beitragen kann. Er wird auch jede günſtige Gelegenheit benutzen, um die Nation daran zu gewöhnen, die beſtehenden Geſetze durch Kabinetsverordnungen ſuspendirt zu ſehen; und bei ſolchen Gelegenheiten darf es ihm nicht an einem abtrünnigen Rechtsgelehrten fehlen, der ſchwach genug iſt, ſeinen eignen Charakter Preis zu geben, und niedrig genug, die Geſetze ſeines Landes zu verrathen. *)

*) Der Vorgang, auf welchen dieſer ganze Ausfall ſich bezog, war folgender. Schon im Sommer 1766 waren die Kornpreiſe in England ſo geſtiegen, daß in mehrern Orten ernſthafte Volkstumulte ausbrachen, wobei viele Menſchen das Leben verloren. Eine äußerſt ſchlechte Erndte ließ noch größre Uebel beſorgen; und die Miniſter entſchloſſen ſich daher, fünf oder ſechs Wochen vor Verſammlung des Parlaments, durch eine königliche Proklamation die Ausfuhr des Getreides zu verbieten, ob es gleich noch nicht zu dem Preiſe geſtiegen war, wo dieſe Ausfuhr nach dem beſtehenden Geſetz von ſelbſt aufhörte. Hierüber mußten ſie im Parlament eine Rechtfertigungsakte (bill of indemnity) nachſuchen, deren Grund ſo ein=

Dies ſind nur einige der bösartigen Künſte, woran man einen Verräther erkennt, und wodurch ein freies Volk in Sklaverei geſtürzt wird. Aber das Meiſterſtück ſeiner Verruchtheit, und das ſicherſte Mittel, alle ſeine Abſichten zu erreichen, wäre der Verſuch, zwiſchen dem Mutterlande und ſeinen Kolonien ſolche Zwietracht zu ſtiften, daß beide ſeinen hölliſchen Ränken zur Beute werden müßten. Mit dieſer patriotiſchen Geſinnung wird er bereit ſein, ſich zum Beſchützer des Aufruhrs und zum eifrigen Advokaten der Rebellen aufzuwerfen. Seine Lehren werden mit dem Verfahren des Volkes, welches er in Schutz nimmt, übereinſtimmen; und wenn dieſes durch ſeinen Beiſtand einen Sieg über die oberſte Geſetzgebung des Reiches davon tragen kann, ſo wird er ſolchen Sieg

leuchtend als der Tag war, obgleich die Oppoſition ſich, wie gewöhnlich, dagegen ſträubte. Lord Chatham, und der damalige Großkanzler, Lord Camden, vertheidigten im Oberhauſe das Verfahren der Miniſter.

Dies war nun die greuliche Miſſethat, weshalb Lord Chatham hier beſchuldigt wird, alle Eigenthümer, alle Kaufleute, willkürlich beraubt, ins Elend geſtürzt zu haben u. ſ. f. und weshalb Lord Camden, ein Mann, deſſen Name in der neuen Geſchichte von England mit dem der ſtrengſten Tugend ſelbſt gleichbedeutend geworden iſt, der ſein Leben damit hinbrachte, die Rechte des Volkes zu vertheidigen, und dem ſelbſt Junius einige Jahre ſpäter eine nothgedrungene Gerechtigkeit widerfahren laſſen mußte, „ein abtrünniger Rechtsgelehrter u. ſ. w.“ — in einem andern Briefe „ein nichtswürdiger Menſch“ geſcholten ward!

als einen wichtigen Schritt zur Befriedigung ſeines höchſten Wunſches betrachten.*)

So, mein Herr, würde in einem freien Staate der Gang und Charakter eines Miniſters beſchaffen ſein, dem man unnöthigerweiſe eine übertriebene Gewalt anvertraut hätte. Er muß entweder die Tyrannei zu Stande bringen, oder zu Grunde gehen. Ich kann es, ohne zu ſchaudern, nicht für möglich halten, daß unſer Vaterland das Opfer eines ſo ſchwarzen Böſewichts werden ſollte. Wenn dieſer Fall aber dennoch einträte, ſo wird doch hoffentlich das brittiſche Volk nicht dergeſtalt vom Himmel verlaſſen ſein, daß es nicht noch zeitig genug die Augen öffnen ſollte, um ſich ſelbſt vor gänzlichem Ruin zu bewahren; und wenn wir auch keinen tarpejiſchen Felſen zur unmittelbaren Beſtrafung des Hochverraths haben, ſo haben wir doch Staatsprozeſſe, und der Galgen würde keine zu ehrenvolle Stelle für das Geripp eines Verräthers ſein.

Publicola.

II. Herzog von Grafton.

Der Herzog von Grafton trat als ein junger Mann von glücklichen Anlagen, unter Lord Chatham's Führung in die öffentlichen Geſchäfte. Im Jahre **1765**, als das

*) Lord Chatham's oft ſehr leidenſchaftliches Verfahren, und mehr als heftige Reden in dem Streite mit Amerika, wurden von vielen der würdigſten Männer in England getadelt. Aber — die ihm hier zugeſchriebene Abſicht! Und — **Quis tulerit Gracchos de seditione querentes!**

Miniſterium von Lord Rockingham gebildet wurde, übernahm er, in der Hoffnung, daß Lord Chatham, früher oder ſpäter, ſich mit dieſem Miniſterium vereinigen würde, eine der Staatsſekretairſtellen, legte ſie aber wenig Monate nachher, da er dieſe ſeine Hoffnung nicht erfüllt ſah, nieder. Als im folgenden Jahre Lord Chatham bevollmächtigt wurde, eine Adminiſtration nach eigner Einſicht und Wahl zu formiren, bewog er den Herzog von Grafton, den höchſten Poſten anzunehmen, und verſprach ihm ſeinen kräftigſten Beiſtand. Lord Chatham's lange Krankheit und finſtrer Mißmuth beraubten den Herzog, anfänglich theilweiſe, und zuletzt ganz dieſer wichtigen Stütze, und nöthigten ihn, die Laſt und Verantwortlichkeit der größten Geſchäfte allein zu tragen. Seine Grundſätze waren aber in vielen der weſentlichſten Punkte mit denen, die im Kabinet des Königs herrſchten, unvereinbar. Die Schule, in der er erzogen war, und die Männer, mit denen er lebte und wirkte, ließen keinen Zweifel darüber. Nicht ohne Widerwillen blieb er an der Spitze des Miniſteriums, bis zu Anfang des Jahres 1770. Nachdem aber Lord Camden wegen ſeiner heftigen Aeußerungen in einer Debatte des Oberhauſes über die Middleſex-Wahl von der Kanzlerwürde plötzlich entlaſſen worden, entſagte der Herzog — obgleich in dieſer Frage entgegengeſetzter Meinung, und von der Legalität der Schritte des Unterhauſes aufrichtig überzeugt — aus freiem Antriebe der Direktion der Geſchäfte. Im Sommer von 1771 entſchloß er ſich zur Annahme der Siegelbewahrerſtelle in dem Miniſterium von Lord North, von der patriotiſchen

Digitized by Google

Hoffnung getrieben, daß durch lindernde Maßregeln und weiſe Nachgiebigkeit der Ausbruch des Krieges mit den Kolonien noch verhindert werden könnte. In dieſem Geiſte arbeitete er bis zum Jahre **1775**; als endlich aber, allen ſeinen und ſeiner Freunde Bemühungen zum Trotz, die Verſöhnung unmöglich geworden war, eröffnete er dem Könige in einer merkwürdigen und rührenden Privataudienz ſeinen Entſchluß, ſich auf immer von den Geſchäften zurückzuziehen. Der Ruf eines edelmüthigen Charakters, unbefleckter Rechtlichkeit, beharrlicher aber gemäßigter Freiheitsliebe, und der liebenswürdigſten Eigenſchaften im Privatleben begleitete ihn; ſelbſt ſolche unter den gleichzeitigen Geſchichtſchreibern, die nicht gewohnt ſind, Miniſtern zu ſchmeicheln, ſprechen mit Lob und Achtung von ihm. *)

Dies iſt nun der Mann, den Junius am hartnäckigſten verfolgt hat. „Sie ſind das Kopfkiſſen, auf welches ich meine ganze Rache niederlegen will“ — ſagte er ihm in einem ſeiner Briefe. Der eigentliche Grund dieſer verzweifelten Wuth gehört unter die Geheimniſſe, in welche die Exiſtenz des Schriftſtellers verhüllt iſt. Der Herzog von Grafton muß bei einer oder der andern Veranlaſſung ſeinen unmäßigen Stolz verwundet, oder irgend eine unbekannte Privatabſicht muß ſeine giftige Feder geleitet haben. Denn von gerechtem Zorn, von Eifer für das allgemeine Wohl, von löblichen oder auch

*) Z. B. *Belsham* **Memoirs of the Reign of George III. Vol. I. p. 307. Vol. II. p. 157.**

Digitized by Google

nur leiblichen Beweggründen kann hier ſchlechterdings nicht die Rede ſein. In ſeinen ausſchweifenden Libellen gegen dieſen Miniſter iſt weder Wahrheit noch Wahrſcheinlichkeit zu finden. Alles iſt frevelhafte Fabel und ſataniſche Karikatur. Der folgende Brief (übrigens keinesweges der einzige in ſeiner Art) iſt unter andern auch deshalb ſehr merkwürdig, weil Junius ſelbſt ihn für ein Meiſterſtück hielt. Er ſchrieb an Woodfall: „Für das beigeſchloſſene Sendſchreiben habe ich eine große Partheilichkeit. Es iſt mit äußerſter Sorgfalt abgefaßt. Wenn ich mich in dieſem Urtheil irren ſollte, würde ich nie wieder ſchreiben.“ (**Private letter. No. 35.**) Und Woodfall, der Sohn, ſetzt ganz naiv hinzu: „Er hat wahrlich nicht zu viel davon geſagt.“

* * *

An den Herzog von Grafton.*)

Den 22. Juni 1771.

Mylord! Meine tiefe Ehrfurcht für den huldreichen Fürſten, der dieſes Land zu ſeinem eigenen Ruhm nicht weniger als zum Glück ſeiner Unterthanen regiert, und der Ihnen von neuem einen Platz unter den Seinigen anweiſet, erſpart Ihnen eine Menge von Vorwürfen. Die Aufmerkſamkeit, die ich Ihren Vergehungen gewidmet haben würde, richtet ſich unwillkürlich auf die Hand, welche ſie belohnt; und ob ich gleich für königliches

*) Dieſer Brief wurde geſchrieben, nachdem der Herzog als Siegelbewahrer von neuem ins Miniſterium getreten war.

Digitized by Google

Urtheil nicht partheiiſch genug bin, um zu glauben, daß die Gunſt eines Monarchen Gebirge von Schandthaten zu ebnen vermag, ſo erleichtert ſie doch ohne Zweifel die Bürde der Infamie, indem ſie ſie theilt. Wenn ich bedenke, wie viel man Seinem geheiligten Charakter ſchuldig iſt, ſo kann ich Sie unmöglich, mit irgend einem anſtändigen Schein von Billigkeit, den niedrigſten und verworfenſten Menſchen im Königreich nennen. In Wahrheit, Mylord, dafür halte ich Sie nicht. Sie werden in der Art von Ruhm, wornach Ihr Ehrgeiz bisher ſo glücklich geſtrebt hat, immer einen gefährlichen Nebenbuhler haben, ſo lange es einen Mann in der Welt giebt, der Sie ſeines Vertrauens, und eines Antheils an ſeiner Regierung würdig finden kann. Sie beſitzen großes perſönliches Verdienſt; hüten Sie Sich aber, es zu hoch anzuſchlagen. Erwägen Sie, wie viel davon für die Welt verloren gegangen wäre, wenn der König nicht ſeinen Stempel darauf gedrückt, und ihm Umlauf in ſeinem Lande gegeben hätte. Wenn es wahr iſt, daß ein tugendhafter Mann im Kampf mit dem Unglücke ein Schauſpiel für Götter iſt, ſo verdient der glorreiche Wettſtreit zwiſchen Ihnen und dem beſten der Fürſten, eine eben ſo erhabne Verſammlung von Zuſchauern. Mich dünkt, ich ſehe ſchon andre Götter aus der Erde heraufſteigen, um ihn zu bewundern.

Doch dieſe Sprache iſt nicht ernſt genug für den Gegenſtand. Der König will ſchlechterdings, daß Ihre und meine Talente für die Geſellſchaft nicht verloren ſein ſollen. Zwiſchen Vollziehung und Beſchreibung neuer

Digitized by Google

Verbrechen, werden Sie und ich hinreichenden Stoff zur Thätigkeit finden. Wenn die Perſonen, die ſich mit ihrem Patriotismus am meiſten gerühmt haben, mit eben dem Eifer und eben der Beharrlichkeit als ich, ihre Pflicht gegen das Publikum erfüllt hätten, ich will nicht ſagen, daß die Regierung ihre verlorne Würde wieder erlangt, aber, daß wenigſtens unſer huldreicher Monarch ſeinen Unterthanen dieſen letzten Schimpf erſpart haben würde, der, wenn noch irgend ein Gefühl in uns iſt, die Nation empfindlicher ſchmerzen muß, als ſelbſt alle die weſentlichen Leiden, die jede Maßregel Ihrer Adminiſtration ihr zufügte. Umſonſt hätte der Monarch einen Andern geſucht, der an vollendeter Brauchbarkeit Ihnen gleich gekommen wäre. Lord Mansfield hat nicht den Muth, ſeine eignen Grundſätze zu behaupten; ſeine Ideen über Regierungsform gehen vielleicht noch weiter als die Ihrigen; aber ſein Herz verläugnet die Theorien ſeines Kopfes. Charles Fox ſteht erſt in der Blüthe;*) und was Mr. Wedder-

*) Fox war damals ein warmer Anhänger des Miniſteriums. Die Geſellſchaft, in der er hier genannt wird, zeigt deutlich genug, wie Junius von ihm dachte. Er wußte ſogar, daß er der Verfaſſer verſchiedner gegen ihn gerichteter ſehr unſanfter Zeitungsartikel war. Gleichwohl gehört nicht nur Fox, ſondern auch ſein damals noch lebender Vater, Lord Holland, den Junius als einen alten treuen Freund vieler ihm höchſt verhaßten Perſonen unmöglich lieben konnte, unter die ſehr geringe Anzahl derer, von welchen in dieſen Briefen nie übel geſprochen wurde. Dieſe Schonung, die aufmerkſamen Leſern ſchon in frühern Zeiten nicht entgangen iſt, muß ihren Grund in perſönlichen Verhältniſſen gehabt haben. In einem Schrei-

burne betrifft, ſo liegt in ſeinem Weſen etwas, das ſelbſt die Verrätherei mißtrauiſch macht.*) Der beſte der Fürſten hätte ſich vor der Hand mit Lord Sandwich behelfen müſſen. Sie, Mylord, hätten Ihre endliche Entlaſſung und Belohnung erhalten; und ich, der ich Sie um Ihres hohen Amtes Willen nicht höher ſchätze, wäre Ihnen gern bis in Ihre Einſamkeit gefolgt. Aber die Milde, die unſerm Souverain ſo vorzüglich eigen iſt, verleugnet ſich nie. Von dem Augenblicke an, wo er den Thron beſtieg, hat jedes Verbrechen, deſſen die menſchliche Natur fähig iſt, bei ihm Verzeihung gefunden; der Archivar des Kriminalgerichts mag es bezeugen.**) In den Augen jedes

---

ben vom 16. Oktober 1771, welches er mit der Unterſchrift Anti-Fox in den **Public Advertiser** einrücken ließ, worin er aber Fox blos in ſcherzhaftem Tone als den Schwarzen Buben (**my pretty black boy**) bezeichnet, heißt es unter andern: „Ich kenne Junius nicht; aber ich ſehe deutlich, daß er Lord Holland und ſeine Familie abſichtlich geſchont hat. Ob Lord Holland unverwundbar iſt, oder ob Junius ſich ungeſtraft herausfordern läßt, das ſind Fragen, worüber der Schwarze Bube ernſthaft nachdenken mag." (**Micellaneous letters. No. 100.**)

*) Mr. Wedderburne, nachmals Lord Loughborough, war einer der größten Advokaten, und ausgezeichnetſten Parlamentsredner ſeiner Zeit.

**) Eine Anſpielung auf den Prozeß eines gewiſſen M'Quirk, der bei Gelegenheit einer der blutigen Tumulte, welche die Middleſex-Wahl veranlaßte, in einem Handgemenge zwiſchen zwei Pöbelrotten, einen Anführer der Gegenpartei erſchlagen hatte, von der Jury des Mordes ſchuldig befunden, und vom Könige begnadigt worden war. Ueber dieſen unleibli-

Digitized by Google

andern Fürſten, den Sie mitten in den größten von Ihnen allein geſchaffenen Verlegenheiten, in einem Augenblick, wo er ſeinen Thron von redlichen und geſchickten Männern umgeben glaubte, verlaſſen hätten, würde eine ſo ſchamloſe That das Gedächtniß Ihrer frühern Dienſte verlöſcht haben. Aber Seine Majeſtät iſt voll von Gerechtigkeit, und verſteht die Lehre von den Kompenſationen. Er erinnert ſich mit Dankbarkeit, wie ſchnell Sie Ihre Moralität den Bedürfniſſen Seines Dienſtes anzupaſſen, mit welcher Bereitwilligkeit Sie Sich den Verpflichtungen der Privatfreundſchaft, und den feierlichſten gegen das Publikum übernommenen Verbindlichkeiten zu entziehen wußten. Lord Chatham aufgeopfert zu haben, war kein kleines Verdienſt. Selbſt die Niederträchtigkeit und Treuloſigkeit, mit welcher dieſes Opfer gebracht wurde, mag Ihnen genutzt haben. Die Handlung war empörend, aber die Maxime nicht ungefällig. *)

---

chen Mißbrauch der königlichen Prärogative hatte Junius ſchon früher einen eignen Brief voll bittrer Invektiven an den Herzog von Grafton geſchrieben.

*) Was es mit dieſer angeblichen Aufopferung Lord Chatham's zu ſagen hatte, kann man aus den einleitenden Anmerkungen zu dieſem und dem vorigen Briefe erſehen. Der Herzog trennte ſich keinen Augenblick von ihm; und die Stelle, die er im Jahr 1766 annahm, in der ſichern Erwartung, daß Lord Chatham (deſſen Launen ſich nicht immer berechnen ließen) zutreten würde, gab er wenige Monate nachher, da jene Erwartung unerfüllt blieb, wieder auf. Auch muß man nicht vergeſſen, daß Junius den Mann, gegen welchen er dem

Digitized by Google

Doch ſchmeichelten Sie nicht blos dem Menſchen; Sie wußten auch den Machthaber in ihm zu gewinnen. Die Parlamentsmaßregeln gegen Wilkes, im Kabinet zum Voraus beſchloſſen — die Gewalt, den Unterthanen ihre angebornen Rechte zu nehmen, einem einzelnen Zweige der Legislatur willkürlich eingeräumt — die Konſtitution, vom Unterhauſe ſchamlos angegriffen — die Pflicht, ſie zu vertheidigen, vom Oberhauſe verrätheriſch aufgegeben — das ſind die Unternehmungen, die unter der jetzigen Regierung zu Aemtern empfehlen und einen Miniſter machen. Dieſe würden das Urtheil Ihres Souverains beſtimmt haben, wenn ſie auch keinen Eindruck auf ſein Herz gemacht hätten. Es bedurfte keiner andern Verdienſte, um Ihre Zurückberufung ins Kabinet zu entſcheiden. Nicht als wenn Sie deren nicht ſonſt noch im Ueberfluß hätten: — Mr. Hine's Diplom*) — der Herzog von Portland — und Mr. Yorke. — Veruntreuung, Raub und Mord! Es wäre zu viel Ehre für Ihre Galanterie, wenn ich auch noch Nothzucht hinzufügte; aber der Styl Ihrer Liebſchaften ſichert Sie gegen dieſen Verdacht.

Herzog die ſchwärzeſte Treuloſigkeit vorwirft, einen durchaus und unbedingt ſchlechten Mann genannt hatte.

*) Dieſer Hine hatte eine Zolleinnehmerſtelle zu Exeter mit 4000 Pf. St. bezahlt, welche, nach einem völlig unerwieſnen Gerüchte dem General Bourgoyne (der nachher in Amerika ſo unglücklich ward) als eine unverdiente Begünſtigung zu Theil geworden ſein ſollten. Aus dieſem elenden Stoff hatte Junius eine Haupt- und Staatsaktion zu ſpinnen gewußt. — Die beiden übrigen Punkte werden in den folgenden Noten erklärt.

Digitized by Google

Ich weiß, wie man Sie gegen dieſe verſchiednen Anklagen vertheidigt hat. Die Veruntreuung ſoll ihren Lohn in ſich ſelbſt gehabt haben; denn Mr. Bradſhaw*) verſichert auf ſeine Ehre, daß Sie von dem Gelde für das Hineſche Diplom keinen Schilling empfangen haben, daß alles an General Bourgoyne gewiſſenhaft ausgezahlt worden iſt. Eilen Sie, Mylord! Ein zweites Geſchenk wird nöthig ſein, um Oaks in der Familie zu erhalten. Wenn das nicht geſchieht, ſo fürchte ich, Birnam-Wald kömmt unter den Hammer.

Der Herzog von Portland war Ihr älteſter Freund. Zur Vertheidigung ſeines Eigenthums berief er ſich auf weiter nichts, als auf ſein klares Recht, und auf Verjährung gegen die Krone. Sie fühlten das Unrecht, das Ihrem Freunde geſchah; aber das Geſetz, meinten Sie, müſſe ſeinen Lauf haben. Die Nachwelt wird kaum glauben, daß Lord Bute's Schwiegerſohn alle ſeine Kräfte anſtrengen mußte, um die ihm verliehene Schenkung noch vor der allgemeinen Parlaments-Wahl zu Stande zu bringen. **)

---

*) Der Privatſekretair des Herzogs von Grafton. Es geht aus vielen Stellen der Briefe hervor, daß Junius gegen dieſen Mann eine beſonders tödtliche Feindſchaft gehabt haben muß, die vielleicht einen Hauptaufſchluß über ſeine hölliſche Wuth gegen den Herzog gibt. — Oaks war ein Landgut des General Bourgoyne, das damals verkauft werden ſollte.

**) Dieſe Verhandlung war einer der Haupttexte zu den Invektiven gegen den Herzog von Grafton. Während ſeiner Adminiſtration — aber offenbar durch Lord Bute's Einfluß,

Digitized by Google

Von der abſcheulichen Unterhandlung, die mit Mr. Yorke's Tod endigte, iſt genug geſagt worden. Ich kann ohne Mitleid und Grauſen nicht davon reden. Sie, um ſich zu rechtfertigen, klagen öffentlich Ihren Mitſchuldigen an; und Seinem Gemüth mag die Anklage vielleicht ſchmeicheln. Aber als Mörder ſteht Ihr beide auf einer Linie. Es war ein Gegenſtand des Wetteifers zwiſchen beiden, und würde noch heute ein Gegenſtand des Scherzes und Lachens ſein, wenn der Ausgang die unmittelbaren Plane des Kabinets nicht vereitelt hätte.*)

---

nicht durch den ſeinigen — hatte man dem Herzog von Portland eine von ſeiner Familie ſeit ſiebenzig Jahren, zwar nicht ganz regelmäßig, doch ungeſtört beſeſſene ehmalige Krondomaine (Inglewood Forest) unter dem etwas ſchalen Vorwande einer alten Rechtsmaxime, nach welcher gegen die Krone keine Verjährung gelten ſollte (Nullum tempus occurrit regi) genommen, und Lord Bute's Schwiegerſohne Sir James Lowther verliehen. Dieſe Sache veranlaßte große Debatten im Parlament, und führte zu dem unter dem Namen der Nullum Tempus-Akte bekannten Geſetz, wodurch die alte Rechtsmaxime für immer aufgehoben wurde. In dieſer Akte war zwar eine Klauſel, die den Prozeß zwiſchen Portland und Lowther offen ließ; dieſer Prozeß wurde aber zwei Jahr nachher von dem Gerichtshof der Exchequer zu Gunſten des erſten entſchieden.

*) Um die ganze Verruchtheit dieſer Stelle zu faſſen, muß man die Thatſache kennen, worauf ſie ſich bezieht. Nach Lord Camden's plötzlicher Entfernung vom Kanzleramt (S. 147) hielt es eine Zeitlang ſchwer Jemanden zu finden, der bei der damaligen Stimmung der Gemüther dieſes Amt hätte übernehmen wollen. Mr. Yorke, Generalfiskal, ein Mann von

Dieſer Brief, Mylord, iſt nur die Vorrede zu unſerer künftigen Korreſpondenz. Der Ueberreſt dieſes Sommers ſoll Ihrer Unterhaltung gewidmet ſein. Ich hoffe, hin und wieder den Ernſt Ihrer Morgenſtudien aufzuheitern und Sie für die Geſchäfte des Tages vorzubereiten. Ohne auf größre Aufrichtigkeit Anſpruch zu machen, als Mr. Bradſhaw, verſichre ich Sie, daß meine Zuneigung Sie begleiten ſoll, ſo lange Sie Miniſter bleiben.

Darf ich Verzeihung hoffen, wenn ich mich für einen Mann verwende, den Sie, wie ich weiß, nicht lieben? Ich meine Lord Weymouth. An Niederträchtigkeit fehlt es ihm nicht; und ſeine Deſertion iſt von neuerm Datum als die Ihrige.*) Sie wiſſen, daß der Poſten eines Siegelbewahrers ihm zugedacht war; ſchwerlich werden Sie

---

anerkanntem Verdienſt, entſchloß ſich endlich dazu; er hatte aber unglücklicherweiſe früher ſeinem Bruder, Lord Hardwicke, feierlich verſprochen, daß er keinem Antrage des Hofes Gehör geben wollte. Als er zu ſeinem Bruder aufs Land fuhr, um ihm die Gründe mitzutheilen, die ihn zur Annahme der Kanzlerſtelle bewogen hatten, ließ dieſer ſeine Thür vor ihm verſchließen; und aus Verzweiflung darüber gab Mr. Yorke ſich wenig Stunden nachher den Tod.

Dieſes melancholiſche Ereigniß hatte Niemand vorher ſehen können. Wenn die Miniſter und vielleicht der König ſelbſt ſich bemüht hatten, einen der ausgezeichnetſten Rechtsgelehrten zu einem der erſten öffentlichen Aemter zu befördern — was lag darin ſträfliches? Und welche teufliſche Bosheit konnte ſie deshalb als Mörder anklagen?

*) Lord Weymouth hatte zu Ende des Jahres 1770 ſeine Stelle als Staatsſekretair niedergelegt.

Digitized by Google

ihn mit einer Penſion abſpeiſen wollen. Doch er muß Brod haben — oder beſſer, er muß Wein haben; und wenn Sie ihm den Kelch verſagen, ſo machen Sie Sich keine Hoffnung, ihn im Schoße der Miniſterialkirche zu erhalten.

Junius.

III. Lord Mansfield.

Dieſer große Rechtsgelehrte bekleidete mehr als dreißig Jahre lang das Amt eines Präſidenten des oberſten Tribunals der Kings-Bench. In frühern Zeiten hatte er auch einen Sitz im Kabinet, und wurde ſtets als einer der vertrauten Rathgeber des Königs betrachtet. Seine politiſchen Grundſätze waren im vollkommenſten Einklange mit dem Geiſte der brittiſchen Verfaſſung. Da er ſich aber in verſchiedenen Hauptfragen auf die monarchiſche Seite neigte, und Popularität, wie es ſcheint, weder ſuchte, noch achtete, ſo wurde er einer geheimen Vorliebe für den Deſpotismus beſchuldigt. Nichts deſto weniger genoß er als Richter während ſeiner langen und thätigen Laufbahn jenes allgemeinen und unbeſchränkten Vertrauens, welches großen Eigenſchaften in dieſem Stande nur zu Theil wird, wenn ſie mit einem unbeſcholtnen Charakter vereinigt ſind; und in der letzten ruhigern Periode ſeines Lebens wurde Lord Mansfields Name ſelbſt von ſeinen ehemaligen Gegnern nicht ohne Ehrfurcht genannt. Junius war vielleicht der einzige Menſch auf Erden, den weder Scham, noch Scheu, noch Gewiſſen zurückgehalten hätte, von einem Manne dieſer Art, wie von einem Miſſe-

Digitized by Google

thäter zu ſprechen. Was ihm dabei zu Hülfe kam, war ſein gränzenloſer Haß gegen alles, was Schotte hieß, ein Haß, der ſich in ſeiner ganzen Korreſpondenz, in immer gleicher Bitterkeit, und oft auf eine ſehr unedle Weiſe kund gibt.

* * *

An Lord Mansfield.

14. November 1770.

Die Erſcheinung dieſes Briefes wird die Neugier des Publikums rege machen, und Ihnen, Mylord, nicht gleichgültig ſein. Ich bin tief in Ihrer Schuld, und will verſuchen, ein für allemal meine Rechnung mit Ihnen abzuſchließen.

Sie werden meine Wahrheitsliebe nicht in Zweifel ziehen, wenn ich Sie verſichre, daß es nicht Achtung für Ihre Perſon war, was mich bisher bewog, Sie zu ſchonen. Außer dem Ungemach und der Gefahr, wovon die Preſſe bedroht iſt, ſobald Sie Parthei und zu gleicher Zeit Richter ſind, hat mich auch, ich bekenne es, die Schwierigkeit des Unternehmens zurückgeſchreckt. Unſre Sprache hat kein Wort des Vorwurfs, die menſchliche Seele keine Regung des Abſcheu's mehr, die nicht an Ihnen ſchon mit glücklichem Erfolg verſucht und erſchöpft worden wäre. Geſchicktere als ich haben Ihrem Charakter reichliche Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Mein beſcheidnes Geſchäft mag ſein, die zerſtreuten Wohlgerüche zu ſammeln, bis endlich ihre vereinigte Kraft Ihren abgeſtumpften Sinnen fühlbar wird.

Digitized by Google

Erlauben Sie mir zuerſt der ſchottiſchen Aufrichtigkeit, wo ich ſie nur immer finde, meinen Tribut darzubringen. Ich ſetze kein ſonderliches Vertrauen in die Aeußerungen Ihrer Herren Landsleute; und wenn ſie lächeln, fühle ich mich von etwas Unheimlichem bedroht. Bei dieſer Meinung von der ſchottiſchen Nation, habe ich es Ihnen ſtets zur Ehre angerechnet, daß Sie in Ihren frühern Tagen ſo wenig von Ihrer vaterländiſchen Klugheit blicken ließen. Sie hatten gewiſſe urſprüngliche Zuneigungen, die ſie bei jeder Gelegenheit an den Tag legten. Ihr Eifer für die Sache eines unglücklichen Prinzen machte ſich zuweilen mit der Freimüthigkeit des Weines, und mit religiöſer Feierlichkeit Luft.*) Dies war nach meiner Anſicht das vortheilhafteſte Licht, in welchem ſich Ihr Charakter je gezeigt hat. Sie ergriffen wie ein ein ehrlicher Mann die Parthei, zu welcher Sie Sich durch Geburt, Erziehung, Vaterland und Familien-Verbindungen gezogen fühlten. Es lag etwas Edles in Ihrer Anhänglichkeit an das verbannte Haus. Warum blieben Sie nicht bei dieſer einmal ausgeſprochenen Treue? Warum folgten Sie nicht dem Beiſpiel Ihres würdigen Bruders? Ihre Freunde

*) Dies und das Folgende ſind Anſpielungen auf ein gemeines Gerücht, nach welchem Lord Mansfield in ſeiner Jugend öfters, und zwar mit gebeugtem Knie, auf die Geſundheit des Prätendenten getrunken haben ſollte. Aber bereits im Jahre 1753 hatte der königliche Staatsrath und das Haus der Pairs dieſes Gerücht für eine ſchändliche Verleumdung erklärt. — Sein Bruder Murray war im Gefolge des Prätendenten.

Digitized by Google

werden vielleicht ſagen, daß, ob Sie gleich das Schickſal Ihres rechtmäßigen Herrn nicht theilen wollten, Sie dennoch feſt an den Grundſätzen hingen, die ſeinem Vater den Thron gekoſtet hatten, daß Sie, ohne für ſeine Perſon zu kämpfen, ſeiner Sache weſentlich dienten, und daß Sie Sich über den Verluſt einer geliebten Dynaſtie tröſteten, indem ſie den Regierungsmaximen derſelben neues Leben verliehen. Dies iſt die Art und Weiſe, wie der Kopf eines Schotten die Irrthümer ſeiner Herzens gut macht. — Mylord! ich erkenne die Wahrheit dieſer Apologie, und kann ſie durch Ihr ganzes Leben beurkunden. Ich ſehe durchaus den regelmäßigen Plan, die Gewalt der Krone auf Koſten der Freiheit des Volkes zu erweitern. Alle Ihre Gedanken, Worte und Handlungen ſind gleichförmig auf dieſen Zweck gerichtet. Aus Verachtung oder aus Unkenntniß des brittiſchen Landrechts, ſuchen Sie in dem Gerichtshof, dem Sie vorſitzen, Grundſätze einzuführen, von welchen engliſche Rechtsgelehrte nichts wußten. Der römiſche Kodex, das Völkerrecht, die Gutachten fremder Juriſten, ſind Ihr beſtändiger Text; nie fällt es Ihnen ein, die Magna-Charta, oder die Bill der Rechte, mit Beifall oder Ehrfurcht zu nennen. Durch dergleichen treuloſe Künſte wurde von jeher die edle Einfalt und der freie Geiſt unſerer ſächſiſchen Geſetze verunreinigt. Die Normänniſche Eroberung war nicht eher vollendet, als bis normänniſche Rechtsgelehrte ihre Geſetze eingeführt und die Sklaverei in ein Syſtem gebracht hatten. — — — *)

*) Nach dieſem Eingange folgt eine lange und boshafte Kritik ſowohl der richterlichen als der miniſteriellen Handlungen Lord

Digitized by Google

In öffentlichen Geſchäften, Mylord, iſt Schlauigkeit, wie fein ſie auch geſponnen ſein mag, nie ein ſicherer und ehrenvoller Führer. Gleich ſchlechter Münze erhält ſie ſich eine Zeitlang im Kurs, und wird bald verſchrieen. Mit einer liberalen Denkungsart iſt ſie unvereinbar, obgleich oft mit großen Fähigkeiten verbunden. Ich gehe gewiß ehrlich zu Werke, indem ich Ihre Geſchicklichkeit anerkenne. Es thut mir leid für die menſchliche Natur, wenn ich einen Mann von ſo ausgezeichneten Gaben zu ſo niedrigen Kunſtgriffen herabſteigen ſehe. Laſſen Sie Sich aber durch Ihre Eitelkeit nicht gar zu leicht tröſten! Glauben Sie mir, Mylord, Sie werden lange nicht ſo ſehr bewundert als verabſcheut. Blos die Partheilichkeit Ihrer Freunde hebt die Fehler Ihres Herzens gegen die Eigenſchaften Ihres Verſtandes auf. — — —

Hier laſſen Sie uns für heute ſchließen. Nicht meinetwegen wünſche ich, daß Sie über Ihre jetzige Lage ernſtlich nachdenken mögen. Sehen Sie Sich vor, ehe Sie den erſten Eingebungen Ihrer Rachſucht folgen. Dieſe

---

Mansfield's. Der ſchwerſte Vorwurf, den er ihm macht, iſt der, daß er in den Parlaments-Debatten über die Ausſchließung von Wilkes fortwährend eine hartnäckige Neutralität beobachtet, und doch in den geheimen Berathſchlagungen des Kabinets für die heftigſten Maßregeln geſtimmt habe. Alle dieſe Deklamationen gründeten ſich auf eitle Vermuthungen; denn Lord Mansfield ſprach ſeine wahre Meinung über jene Streitfrage, weder im Parlament, noch im Kabinet aus, ſondern nahm ſie, wie er einſt feierlich angekündigt hatte, mit ſich ins Grab.

Schrift iſt der Welt überliefert, und kann nicht mehr zurückgenommen werden. Die Verfolgung eines unſchuldigen Buchdruckers kann weder Thatſachen verändern, noch Beweisgründe widerlegen. Liefern Sie mir nicht neue Materialien gegen Sie ſelbſt! Ein ehrlicher Mann, gleich der wahren Religion, appellirt an die Ueberzeugung, oder vertraut mit Beſcheidenheit auf die innre Stimme des Gewiſſens. Der Betrüger ſetzt Gewalt an die Stelle der Argumente, gebietet Stillſchweigen, wo er nicht Glauben erwecken kann, und verbreitet ſeine Lehre mit dem Schwert.

Junius.

IV. Junius und Horne Tooke.

Horne Tooke, einer der unruhigſten Demagogen ſeiner Zeit, und der auch in einer ſpätern Epoche viel von ſich hören ließ, war im Jahre 1771 mit Wilkes und deſſen Freunden über die Sheriffs-Wahl in London zerfallen. Junius erlaubte ſich in einem ſeiner Läſterbriefe an den Herzog von Grafton, einige bittre Bemerkungen über Horne's Verfahren in dieſem Streit, und behauptete kurz und klar, Horne habe ſich an das Miniſterium verkauft. Dieſe Beſchuldigung veranlaßte eine öffentliche Korreſpondenz zwiſchen Horne und Junius, worin einer den andern in wilden und frevelhaften Proteſtationen eines angeblich patriotiſchen Eifers ſo lange überbot, bis endlich Horne, der es ſeinem Gegner nicht gleich thun konnte, ſich mit dem ſchweren Vorwurf, ſogar die Perſon des Monarchen in Schutz genommen zu haben,

Digitized by Google

zurückziehen mußte. Einige Auszüge aus dieſer in ihrer Art gewiß einzigen Korreſpondenz, werden die beiden Athleten in ihrer ganzen Stärke zeigen.

Junius ſchreibt an Horne, — nach einem perſönlichen Ausfall gegen den König, den wir nicht den Muth haben zu überſetzen: „Ob ich gleich weit entfernt bin, von Ihren Fähigkeiten eine geringe Meinung zu haben, ſo beweiſ't mir doch die Form Ihres Angriffes gegen Wilkes, daß Sie entweder wenig Urtheilskraft beſitzen, oder von Leidenſchaft verblendet ſind. Sie hätten vorherſehen müſſen, daß die Vorwürfe, welche Sie ihm machen, ihm nicht einmal ſchaden konnten; denn glauben Sie mir, Mr. Horne, das Publikum wird ihm ſeinen Klaret und ſeine Bedienten, und ſelbſt den Ehrgeiz, ſeinem Bruder das Kämmereramt von London zu verſchaffen, *) gern verzeihen, ſo lange er gegen ein Miniſterium und ein Parlament kämpft, welche alles verſuchen, um das Land in Sklaverei zu ſtürzen, und ſo lange er dem Könige ein Dorn im Auge ſein wird. Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich Wilkes für einen untadelhaften Mann halte. Die Frage iſt blos, wo finden wir einen, der mit beſſern Grundſätzen eben ſo weit gehen, und eben ſo viel wagen wollte, als Er? Die Umſtände fordern einen ſol-

*) Der Patriot Horne hatte nämlich dem Patrioten Wilkes öffentlich vorgeworfen, daß er noch im Gefängniß der Kings-Bench täglich Klaret getrunken, ſechs Bediente, und darunter drei franzöſiſche, gehalten, und ſeinen Bruder zum Stadtkämmerer befördert habe!

Digitized by Google

chen Mann und er muß unterſtützt werden. Wie würde jener verhaßte Heuchler mit ſeinen Favoriten triumphirt haben, wenn Wilkes den Kürzern gezogen hätte? Und es war nicht Ihre Schuld, daß Er dieſen Triumph nicht genoß u. ſ. w.“

Hierauf antwortete Horne in einem langen Briefe, worin er die Reinigkeit ſeiner eignen Grundſätze vertheidigt, und gegen die von Junius geäußerten lebhaft zu Felde zieht. Von ſich ſelbſt ſagt er: „Das göttliche Recht und das geheiligte Anſehen der Monarchen, ſind Worte ohne Sinne für mich. Es galt zu den Zeiten Karls I. für eine verwegene Aeußerung von Cromwell, daß, wenn er ſich in einer Schlacht dem Könige gegenüber finde, er ſein Gewehr eben ſo getroſt gegen ihn, als gegen jeden andern Mann abfeuern würde. Ich gehe weiter. Hätte ich in jenen Tagen gelebt, ſo würde ich nicht erſt auf eine Gelegenheit gewartet haben, meine Pflicht zu thun. Ich würde ihn aufgeſucht, und ohne alle perſönliche Feindſchaft, mein Gewehr lieber gegen ihn, als gegen jeden andern Menſchen abgefeuert haben.“ Doch ſelbſt mit dieſen Geſinnungen will er das Syſtem von Junius nicht dulden. „Wenn Junius Recht hat, ſo beſteht die Sache der Nation nur darin, daß man den König chikanire; und jeder Schurke muß in jedem Bubenſtück unterſtützt werden, wenn er nur nicht aufhört, ein Dorn im Auge des Königs zu ſein. Dies iſt das letzte Extrem des Faktionsgeiſtes, und der Gipfel politiſcher Verruchtheit. — Was auch der Ausgang der jetzigen traurigen Kriſis ſein mag, mit den Grundſätzen, die Junius predigt, kann

keine Regierungsform beſtehen. Verfolgung der Perſonen aus reiner Bosheit iſt ein Motiv, das ſich blos für den Teufel ſchickt. Wer, oder was auch immer an der Spitze der Regierung ſtehen möge, muß Ehrfurcht und Beiſtand vom Volke fordern können." u. ſ. f.

Gegen dieſe harte Lektion läßt nun Junius in ſeiner Replik alle ſeine Batterien ſpielen. „Mr. Horne unterhält uns, in hohem Tone, von den Heldenthaten, die er verrichtet haben würde, wenn er im vorigen Jahrhundert gelebt hätte. Der unglückliche Karl würde ihm ſchwerlich entgangen ſein. Aber lebende Monarchen haben Anſpruch auf ſeine Ergebenheit und Achtung. Auf ſolche Bedingungen kann man freilich ohne Gefahr ein Patriot ſein. Wenn es ihm mit dieſer pomphaften Rhapſodie Ernſt war, ſo wollen wir ſeinen Argumenten etwas näher treten. Ich glaube, er iſt noch nicht Hofmann genug, um zu läugnen, daß die Konſtitution unter der gegenwärtigen Regierung aufs gröblichſte verletzt worden iſt. Er wird nicht läugnen wollen, daß die Geſetze ohne Scheu übertreten, die Rechte der Unterthanen gekränkt, ihre wiederholten Beſchwerden verachtet wurden. Vergehungen wie dieſe, waren der Grund der Rebellion im vorigen Jahrhundert, und würden damals, wenn ich Mr. Horne recht verſtehe, ihn berechtiget haben, ſeinen Souverain mit kaltem Blute zu erſchießen. Ich will nicht unterſuchen, mit welcher Konſtitution dieſe Lehre vereinbar iſt. In jedem Falle aber liegt ihm ob, zu beweiſen, daß der jetzige König für die Fehler ſeiner Regierung beſſre Entſchuldigungsgründe hat, als Karl I. Er muß beweiſen,

daſs die Konſtitution vor hundert Jahren beſſer verſtanden, daſs die Rechte der Unterhanen und die Gränzen der königlichen Gewalt beſſer beſtimmt waren, als heute. Wenn er nicht im Stande iſt, dieſe Sätze darzuthun, ſo begreife ich nicht, wie er es vor ſeinem Gewiſſen verantworten will, daſs er nicht unmittelbar mit derſelben Freiheit handelt, mit welcher er ſpricht. Ich habe vor dem Charakter Karl des I. eben ſo wenig Achtung als Mr. Horne; und doch mag ich mich an ſeinem Andenken nicht durch eine Vergleichung verſündigen, die ihn beſchimpfen würde."

Mit der Schluſsſtelle dieſes nämlichen Briefes, einer Stelle, welche von Freunden und Feinden des Verfaſſers häufig citirt worden iſt, wollen wir auch dieſe Auszüge beſchlieſsen: „Die Prieſter ſind oft beſchuldigt worden, die Schrift falſch ausgelegt zu haben. Mr. Horne ſcheint ſeinem Beruf Ehre machen zu wollen. Er verdreht ſeinen Text, und legt ſeinem Autor ſeine eignen Irrthümer bei. Dergleichen Künſte können die Nation nicht lange täuſchen; und ohne eine unanſtändige Parallele zu beabſichten, wage ich es, zu prophezeien, daſs die Bibel und Junius noch werden geleſen werden, wenn die Kommentarien der Jeſuiten längſt vergeſſen ſind."

Es bleibt uns nun noch übrig, einen Blick auf die in mehr als einer Rückſicht merkwürdige Geſchichte der immer erneuerten, und bisher immer vergeblichen Muth-

Digitized by Google

maßungen über den Urſprung der Junius-Briefe zu werfen.

Die Entdeckung des Verfaſſers iſt beſonders dadurch erſchwert worden, daß er ſelbſt ſein Geheimniß mit der äußerſten Sorgfalt zu bewahren geſucht hat. Seitdem ein Theil ſeiner Privatkorreſpondenz mit Woodfall bekannt gemacht worden iſt, hat man ſich überzeugen können, daß bei dieſer ſtrengen Beobachtung der Anonymität nicht blos Seltſamkeit oder Ziererei, oder politiſcher Kalkul, ſondern auch wirkliche, oft ſehr lebhaft ausgedrückte Furcht zum Grunde lag. Im Anfange ſchrieb er über dieſen Punkt mit ziemlicher Zuverſicht an Woodfall. So am 5. Oktober 1769: „Verlaſſen Sie Sich darauf, daß es abſolut unmöglich iſt, daß einer dieſer Leute (die Familie Cavendiſh) oder Sie, oder irgend Jemand mich je entdeckte, ſo lange ich mich nicht ſelbſt zu erkennen geben will; alle Künſte, alle Nachforſchungen, alle Beſtechungen würden vergeblich ſein.“ — In einem ſpätern Zeitpunkt hingegen, während der letzten Monate des Jahres 1771 muß er ernſthafte Beſorgniſſe gehabt haben. Damals ſchrieb er an Woodfall: „Geſtehen Sie mir aufrichtig, ob Sie wiſſen oder vermuthen, wer ich bin.“ Und bald darauf in viel ſtärkern Worten: „Ich muß mehr als je auf meiner Hut ſein. Ich bin überzeugt, wenn man mich entdeckte, ich lebte nicht drei Tage mehr; und entginge ich der Gefahr, ſo würden ſie mich mit Parlamentsdekreten verfolgen. — Aendern Sie die Adreſſe auf Sommerſet-Kaffeehaus. Laſſen Sie aber keine Seele darum wiſſen. Ich bin von Ihrer Rechtſchaffenheit zu überzeugt, um zu

Digitized by Google

glauben, daß Sie auf irgend eine Art zu meinem Verderben beitragen könnten. Handeln Sie ehrlich gegen mich! Zur gehörigen Zeit ſollen Sie erfahren, wer ich bin.“! — Das Parlament ſchien er beſonders zu fürchten. So warnte er Woodfall: „Vermeiden Sie, ſo viel als möglich, Händel mit den Gerichtshöfen; vor allen Dingen aber, hüten Sie Sich vor dem Parlament; denn gegen dieſes iſt nicht aufzukommen.“

Das drohende Schreiben an Garrick, welches in dem vorhergehenden Artikel erwähnt iſt, wurde ebenfalls durch die Beſorgniß einer Entdeckung veranlaßt. Garrick hatte ſich ſeit einiger Zeit unendliche Mühe gegeben, den Verfaſſer auszuforſchen; und da Junius wußte, daß Garrick bei Hofe ſehr wohl geſehen war, ihn ſogar im Verdacht hatte, daß er dem Könige Nachrichten zutrüge, ſo glaubte er ihn durch einen Hauptſchlag ſchrecken zu müſſen.

Bei dieſer Lage der Sache, und dem ungeheuern Eindruck, den die Briefe von Junius auf das Publikum gemacht hatten, iſt es nicht zu verwundern, daß die Neugier der Menſchen, und der Wunſch das Geheimniß zu enthüllen, aufs höchſte ſtieg, daß eine Vermuthung die andre jagte, und daß ſelbſt die unwahrſcheinlichſten und abgeſchmackteſten ihre Anhänger fanden. Es iſt nicht zu viel geſagt, daß in dem Zeitpunkte, wo die Briefe erſchienen, und noch verſchiedne Jahre nachher, kaum ein öffentlicher Mann von Bedeutung und Talent in England war, dem nicht einer oder der andre ſie zugeſchrieben hätte. Lord Chatham, Lord Shelburne, (der Vat-

Digitized by Google

des heutigen Marquis von Landsdowne), der Herzog von Portland, Lord George Sackville, Lord Aſhburton, Burke, Wilkes, Horne Tooke u. ſ. f. — Wer nur irgend, in welchem Sinne es ſein mochte, durch Witz oder Beredſamkeit geglänzt hatte, ſogar Perſonen, die auf keines von beiden Anſpruch machen konnten, wurden aus einem oder dem andern phantaſtiſchen Grunde, weil dieſes oder jenes Intereſſe, dieſer oder jener zufällige Umſtand, ein Wort, ein Wink, eine Anekdote ſie zu bezeichnen ſchien, als Junius aufgeführt. Die Erfinder ſolcher Muthmaßungen verliebten ſich oft ſo ſehr in ihre Hirngeſpinſte, daß ſie ſie anhaltend und hartnäckig, und wenn gleich ohne geſunde Kritik, doch nicht immer ohne Erfolg, wenigſtens bei einem Theil ihrer Leſer, zu behaupten ſuchten. In der Verzweiflung griff man mitunter zu ganz abentheuerlichen und ausſchweifenden Konjekturen; und in einem der zahlreichen Bücher, welche dies literäriſche Problem erzeugt hat, wird erzählt, ein Herr vom erſten Range habe an der Tafel einer bekannten Dame mehr als einmal verſichert, Niemand anders als der König könnte die Briefe geſchrieben haben, und dieſe Meinung ſei in der königlichen Familie vollkommen akkreditirt. *)

Außer den berühmten Staatsmännern und Demagogen der Zeit, wurden viele andre, weniger bekannte Perſonen, die entweder Beweiſe von ihren Fähigkeiten gege-

*) S. An Inquiry concerning the author of the letters of *Junius* by *John Roche*. *London* 1813.

den hatten, oder denen ihre Freunde die Geſchicklichkeit zutrauten, etwas außerordentliches zu leiſten, für den Verfaſſer ausgegeben. Auf dieſe Weiſe ſind Charles Lloyd, und John Roberts, beide Sekretaire der Schatzkammer; Samuel Dyer, ein Gelehrter von einem gewiſſen Range, Freund von Johnſohn und Burke; Dr. Buttler, Biſchof von Hereford (auf den Wilkes gemuthmaßt hatte); der Feldprediger Roſenhagen (der ſich gern bei Lord North als Junius producirt hätte, um ihm eine Penſion abzubringen); Henry Flood, ein bekannter irländiſcher Parlamentsredner, und andre, mit nicht gültigern Anſprüchen, als Kandidaten in dieſem ſeltſamen Wettſtreit ans Licht getreten. Aber keiner hat der ihm zugedachten Ehre lange Stich halten können; und wenn über einen oder den andern noch Zweifel geblieben wären, ſo hat ſie Woodfall in ſeiner neuen Ausgabe, durch Argumente von unwiderſtehlichem Gewicht, ſammt und ſonders beſeitigt. Es wäre der Mühe nicht werth, bei allen dieſen jetzt vergeſſnen Hypotheſen zu verweilen; wir ſchränken uns daher hier auf eine kurze Muſterung derjenigen ein, für welche ſich entweder zu gewiſſen Zeiten die Meinung beſonders ausgeſprochen, oder auf welche man die Aufmerkſamkeit des brittiſchen Publikums durch ſcheinbare Gründe oder Kombinationen von Gründen vorzüglich zu richten verſucht hat. In dieſe Klaſſe gehören: Edmund Burke, W. G. Hamilton, General Lee, Lord Aſhburton, Macaulay-Boyd, Delolme, Glover und Francis.

Digitized by Google

Auf Burke fiel der erſte und allgemeinſte Verdacht der Autorſchaft dieſer Briefe; ein Verdacht, deſſen Entſtehung, zu einer Zeit, wo das Genie dieſes großen Mannes ſich erſt durch einzelne Blitze angekündigt hatte, und ſein Charakter noch wenig bekannt war, ſich allenfalls erklären läßt, deſſen Fortdauer aber, ſelbſt bis auf unſre Tage herab, zu den ſeltſamſten Verirrungen menſchlicher Urtheilskraft gehört. *) Wer die Eigenthümlichkeiten eines Schriftſtellers auch nur in ihren ſchärfſten Zügen zu faſſen vermag, der kann zwiſchen Burke und Junius keine andre Verwandtſchaft finden, als die der Gegenſtände, welche ſie behandelten, und der Gewalt über die Sprache, welche ſie beſaßen. Aus jedem charakteriſtiſchen Geſichtspunkte betrachtet, ſind ſie mehr von einander verſchieden, als Rouſſeau und Voltaire. Die Vollkommenheit von Burke iſt der unerſchöpfliche Reichthum der Natur; die von Junius das vollendete Reſultat der Kunſt. Burke's Styl iſt lebendig und voll bis zur Ueppigkeit,

*) Ein gewiſſer John Roche gab im Jahr 1813 eine Schrift von 300 Oktavſeiten heraus, betitelt: **An Inquiry concerning the letters of *Junius*, in which it is proved *by internal as well as by direct and satisfactory evidence*, that they were written by the late R. H. *Edmund Burke*.** — Nicht etwa aus Feindſeligkeit, ſondern aus ganz beſonderm Wohlwollen, und um Burke's Unſterblichkeit noch mehr zu ſichern, übernahm der Verfaſſer dies erbärmliche und undankbare Geſchäft; und zwar, was das merkwürdigſte iſt, nachdem bereits die neue Woodfall'ſche Ausgabe allen ſeinen vermeinten Argumenten zum voraus den Hals gebrochen hatte.

Digitized by Google

ein Strom, der alles mit ſich fortreißt, zuweilen über ſeine Ufer tritt, aber ſelbſt, wenn er Verwüſtung droht, fruchtbar und geſegnet. In Junius iſt alles ſtudirt, geregelt, abgewogen, trocken, verzehrend und verzehrt. Jenen begleitet eine begeiſterte Einbildungskraft bis in die tiefſinnigſten Spekulationen; bei dieſem regiert der berechnende Verſtand, auch da, wo er am lebhafteſten bewegt und hingeriſſen ſcheint. Burke iſt, wie Junius, bitter in ſeinem Spott, und oft heftig ohne Maß in ſeinem Zorn; aber ſelbſt in ſeinen Sarkasmen waltet nie ein feindſeliges Gemüth; und ſeine Leidenſchaft dringt aus dem Herzen; ſie iſt wahr, ſie iſt menſchlich, ſie iſt mittheilend, während Junius nur brennt, ohne zu erwärmen, und, wo er erſchüttern will, Entſetzen und Abſcheu erregt.

Man hat viel Gewicht auf den Umſtand gelegt, daß die erſte Schrift, durch die ſich Burke bekannt machte, eine der gelungenſten Parodien des Ideenganges und der Schreibart von Lord Bolingbroke war. Wer ſo ein Kunſtſtück zu liefern vermochte, meinte man, konnte auch wohl, mit Verläugnung aller eignen Manier und alles eignen Charakters, die Rolle von Junius ſpielen. Aber die Parodie war ein vorübergehender, jugendlicher Verſuch, und Bolingbroke nachahmen, für ein Talent wie Burke's, kein Wunderwerk. Um aber als Junius zu ſchreiben, und zu gleicher Zeit als Burke zu ſprechen, hätte er in einer und derſelben Perſon zwei der außerordentlichſten Originalitäten vereinigen, zugleich Burke und Nicht-Burke ſein müſſen.

Digitized by Google

Wenn aber auch die innern Gründe der Ungereimtheit dieſer Hypotheſe nicht ſo mächtig geweſen wären, ſo hätte wenigſtens der handgreifliche Widerſpruch, in welcher ſie mit allen äußern Verhältniſſen ſtand, ſie ohne Rettung verbannen ſollen.

Burke war in enger, vertrauter Verbindung, mit einer ſehr geachteten politiſchen Parthei; er hatte in der Adminiſtration von Lord Rockingham eine Stelle bekleidet; er war ein treuer, eifriger Anhänger, und bei jeder Gelegenheit ein lebhafter Lobredner dieſer Adminiſtration, von der Junius höchſtens mit Mitleid, oder mit gemäßigter Verachtung ſprach. George Grenville, der einzige Staatsmann, den Junius mit Wohlwollen zu behandeln ſchien, war als Urheber des amerikaniſchen Taxationsſyſtems in Burke's Augen der Stifter unſäglichen Unheils, und konnte von ihm allenfalls (wie es wirklich geſchah) als ein achtungswürdiger, rechtlicher und edler, aber nie (wie Junius that) als ein muſterhafter und wohlthätiger Miniſter geprieſen werden. Wie Junius über Amerika dachte, wiſſen wir; und gerade in dem Zeitraum, in welchem ſeine Briefe geſchrieben wurden, war Burke unabläſſig beſchäftigt, die Rechte der Kolonien zu vertheidigen, Verſöhnung und Frieden für ſie auszuwirken, und ihre Sache in und außer dem Parlament mit jener erhabnen Beredſamkeit zu führen, die, auch ohne ſeine ſpätern und größern Verdienſte, ſeinen Namen unſterblich gemacht haben würde.

Was hätte einen Mann, wie Burke, verleiten können, ſeine Grundſätze, ſeine Freunde, ſeine Parthei, ſeine

Digitized by Google

ganze politiſche Exiſtenz, Jahre lang in einem regelmäßigen geheimen Kriege zu verleugnen und zu untergraben? Und wo hätte er in einem öffentlichen, höchſt thätigen Leben, wovon jeder Tag dem Publikum gewidmet war, auch nur die phyſiſche Zeit zu dieſem fruchtloſen Gaukelſpiel gefunden?

William Gerard Hamilton, bekannt unter dem Namen *Single-Speech-Hamilton*, weil er, obgleich dreißig Jahre Mitglied des engliſchen Parlaments, nur eine einzige und allgemein bewunderte Rede gehalten hatte,*) wurde, vielleicht eben wegen dieſes ſonderbaren Umſtandes, der mit ſeinen bekannten Fähigkeiten und Kenntniſſen unvereinbar ſchien, von Anekdotenkrämern ſeiner Zeit für den Verfaſſer der Junius-Briefe ausgegeben. Was dieſer Sage eine Zeitlang Kredit verſchaffte, war der ſonderbare Vorfall, daß Hamilton eines Tages auf einem Spaziergange dem Herzog von Richmond erzählt hatte, es ſei ein neuer Brief von Junius erſchienen, von dem er ſogar den Inhalt wußte, und daß dieſer Brief, zum Erſtaunen des Herzogs, an demſelben Tage nicht, zwei Tage ſpäter aber wirklich erſchien. Woodfall hat die Anekdote vollſtändig aufgeklärt; er ſelbſt hatte Hamilton

*) Im irländiſchen Parlament ſprach er jedoch, während der zwei Jahre ſeines Staatsſekretariats in Irland, mehr als einmal, und jedesmal vortrefflich. In einer nach ſeinem Tode von Malone veranſtalteten Ausgabe der ſinnreichen und launigten Schrift, die Hamilton unter dem Titel: *Parliamentary Logic* verfaßt hatte, ſind zwei dieſer Reden abgedruckt.

am Morgen des Tages, wo das Geſpräch vorfiel, die Nachricht von dieſem Briefe gegeben, der nachher durch zufällige Hinderniſſe verſpätet wurde. — Hamilton fand ſich übrigens durch die Meinung derer, die Junius in ihm zu erkennen glaubten, nichts weniger als geehrt, und proteſtirte bei jeder Gelegenheit, ja ſelbſt noch auf ſeinem Todtenbette, ſo nachdrücklich gegen den Verdacht (der auch nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit für ſich hatte), daß Niemand mehr den Muth behielt, dabei zu beharren.

Im Jahr 1803 erſchien in London ein zuerſt in Amerika gedruckter Zeitungsartikel, nach welchem der General Lee einem gewiſſen Rodney (den Niemand kannte) im Jahr 1773, bei einem erſten Beſuch anvertraut haben ſollte, er ſei der Autor der Junius-Briefe. Auf dieſe unverbürgte Konfidenz wurde in England nicht ſonderlich geachtet, bis im Jahr 1807 ein Dr. Girdleſtone in Yarmouth aufſtand, und in einem eignen Pamphlet die Richtigkeit der Sache darzuthun ſuchte. Nachdem in der Woodfall'ſchen Ausgabe von 1812 dieſer Verſuch mit verdienter Geringſchätzung behandelt worden war, wagte Dr. Girdleſtone im Jahr 1813 einen zweiten, der, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht glücklicher ausfiel. *) — Ob Lee ſich in einer Anwandlung von Eitelkeit für den Verfaſſer der Briefe ausgegeben, oder ob Rodney ſeine Ausſage erdichtet hatte, iſt nie ins

*) Die zweite Schrift hieß: Facts tending to prove, that General *Lee* was the author of *Junius*. *London* 1813.

Reine gebracht worden. Lee war übrigens ein Mann von Geiſt und Talent, aber ein leidenſchaftlicher Republikaner, der aus Enthuſiasmus für die Sache der Inſurgenten Dienſte bei ihnen nahm, und von der Rechtmäßigkeit ihrer Anſprüche ſo durchdrungen war, daß er bereits vor dem Ausbruch des Krieges an einen ſeiner Korreſpondenten ſchrieb: „Die Amerikaner ſind allerdings das beſte Volk unter der Sonne, und nichts beweiſ't es mehr, als daß Sie, und Grenville, und Bedford, und Newcaſtle, und alle Advokaten der Stempeltaxe nicht längſt gehängt worden ſind.“ Es gehörte eine ſonderbare Verblendung dazu, um in dieſem Manne Junius aufzuſuchen. Ueberdies hat Woodfall faktiſch dargethan, daß General Lee während der Jahre, in welchen die Briefe geſchrieben waren, faſt ohne Unterlaß auf dem Kontinent herum reiſte, und ſich größtentheils in Polen aufhielt, wo er mit dem letztverſtorbnen Könige in genauer Verbindung ſtand.

Mr. Dunning, nachmaliger Lord Aſhburton, iſt einer der Kandidaten, welche die meiſten Stimmen für ſich vereinigten; und Woodfall ſelbſt geſteht, daß es nicht ganz an Gründen dazu fehlte. *) Er war lange

*) Ein früherer Herausgeber der Junius-Briefe, Robert Heron, endigt ſeine Einleitung mit den Worten: „I am, in my own mind fully satisfied that the letters of *Junius* were certainly written by *John Dunning*, Lord *Ashburton* — *Letters of Junius* with Notes etc. By *Robert Heron*. *London* 1804.

Zeit ein ſtrenger Oppoſitioniſt, und hatte in ſeinem Geiſte, in ſeiner Beredſamkeit, in ſeiner Heftigkeit, in ſeinem ganzen Weſen etwas, das an Junius erinnern konnte. Die, welche Junius aus ihm machen wollten, ſchienen aber nicht in Anſchlag gebracht zu haben, daß er von **1767** bis **1770** das Amt eines Generaladvokaten der Krone (sollicitor general) bekleidete, mithin, auch bei dem höchſten Grade von Pflichtvergeſſenheit (deſſen doch Niemand ihn beſchuldigen mochte) es nie hätte wagen können, eine ſolche Rolle zu übernehmen.

Hugh Macaulay Boyd, ein Irländer, der zwiſchen **1776** und **1780** periodiſche Flugſchriften von ſehr demokratiſcher Tendenz unter den Titeln **Freeholder**, **Whig** u. ſ. f. herausgegeben, nachher aber ſich in Oſtindien niedergelaſſen, und dort ten **Indian Observer**, und andere Pamphlete geſchrieben hatte, ſollte nach ſeinem Tode mit Gewalt zum Junius erhoben werden. Drei bekannte Literatoren, der Buchhändler Almon, Campbell und George Chalmers *) arbeiteten an dieſem Unternehmen, an welchem ihre vereinten Bemühungen

*) Almon führte ihn in ſeinem **Biographical Anecdotes (1797)** mit ſchwachen Gründen als Junius auf. — Campbell gab im Jahre **1799** Boyd's Leben und Schriften mit einer Vorrede, die zu ihrer Zeit einen gewiſſen Eindruck machte, und worin er dieſe Meinung mit großer Zuverſicht vertheidigte, heraus. — Chalmers that daſſelbe mit Leidenſchaft in einer Schrift, betitelt: **Supplemental Apology being the documents for the opinion, that *Hugh Boyd* wrote *Junius* letters. London 1800.**

geſcheitert ſind. Boyd war ſtets ein warmer Bewunderer von Junius geweſen, und hatte ſeine Schreibart mit ſichtbarem Beſtreben nachzuahmen geſucht. Seine Produkte blieben aber ſo weit hinter ſeinem Meiſter zurück, daß der Abſtand zwiſchen Junius und ihm keinem urtheilsfähigen und unbefangenen Leſer entgehen kann. — Almon, der erſte Erfinder dieſer Konjektur, hatte in einem Manuſkript, welches Woodfall einſt in ſeiner Gegenwart vorlas, eine auffallende Aehnlichkeit mit Boyd's Handſchrift zu erkennen geglaubt, und dieſem ſeine Bemerkung mitgetheilt, worauf Boyd die Farbe verändert, und mit ſichtbarer Verlegenheit geantwortet haben ſoll: die Aehnlichkeit der Handſchrift iſt kein Beweis. — Woodfall (der Vater), der Boyd genau kannte, und keine große Meinung von ihm hatte, ſprach dieſer Anekdote alle Beweiskraft ab, und erklärte Boyd's Erröthen für eine Aufwallung geſchmeichelter Eitelkeit bei dem Gedanken, daß man ihn für Junius halten konnte. Woodfall wußte beſſer als irgend Jemand, wie die Handſchrift des wahren Junius, und wie die des eingebildeten ausſah. Er wußte ferner, daß Boyd in dem Zeitpunkte, wo Junius ſchrieb, ſich in den drückendſten Geldverlegenheiten befand, und weit entfernt, „ein Exemplar mit vergoldetem Schnitt", als einziges Honorar von ſeinem Verleger zu begehren. Und ob er gleich den wahren Junius nicht kannte, auch nie ihn zu kennen vorgab, ſo beſaß er doch Data genug, um aufs beſtimmteſte zu verſichern, daß Boyd es nicht war und nicht ſein

Digitized by Google

konnte. In dieſer Frage iſt ſeine Autorität als entſcheidend zu betrachten.

Im Jahre 1814 gab ein Ungenannter mit geheimnißvollen Andeutungen, unter dem Titel: „Denkſchriften eines berühmten Literators und Staatsmanns“, ein nachläſſig geſchriebnes, an ſich nicht unintereſſantes hiſtoriſch-politiſches Bruchſtück über die Partheiverhältniſſe und Miniſterialveränderungen zwiſchen den Jahren 1742 und 1757 heraus. Bald darauf erfuhr man, daß dieſes Bruchſtück von Glover, dem Verfaſſer des Leonidas, herrührte, und daß, nach der Meinung des Herausgebers, eben derſelbe Glover — ein eben ſo mittelmäßiger Dichter als Proſaiſt — die Junius-Briefe geſchrieben haben ſollte. Die letzte Behauptung wurde in einer beſondern Schrift umſtändlicher ausgeführt. *) Die dafür angeführten Gründe aber ſind ſo ſeicht, das Manuſkript iſt ein ſo unvollkommnes Werk, und der Abſtand zwiſchen Glover und Junius ſo groß, daß es unnütz wäre, bei dieſer Hypotheſe zu verweilen.

Eben ſo ſchwach und noch lächerlicher war der Verſuch eines gewiſſen Dr. Busby (deſſelben, der vor einigen Jahren durch einen abgeſchmackten Prolog, womit er Lord Byron überbieten wollte, einen Tumult im Opernhauſe veranlaßte), dem bekannten Delolme die Junius-

*) An Inquiry concerning the Author of the letters of Junius, with reference to the *Memoirs by a celebrated literary and political Character.* London 1814.

Digitized by Google

Briefe anzuhängen. *) Delolme's verſtändiges, aber oberflächliches Buch über die brittiſche Staatsverfaſſung hatte zu ſeiner Zeit einen gewiſſen Namen erworben, und es iſt merkwürdig, daß Junius, der ſich nicht leicht entſchloß, von andern Gutes zu ſagen, durch ein dieſem Buche ertheiltes Lob, den erſten Grund zur Reputation deſſelben gelegt hat. Der Verfaſſer, von Geburt ein Genfer, war der engliſchen Sprache ſo mächtig geworden, daß er ſelbſt den urſprünglich franzöſiſchen Text in reines und gutes Engliſch zu überſetzen vermochte. Dies machte ihm alle Ehre. Aber von da bis zu den Junius-Briefen war der Weg noch weit. Dr. Busby hat zur Rechtfertigung ſeines verzweifelten Syſtems ein verzweifeltes Mittel gewählt. Um zu beweiſen, daß ein Fremder ſchreiben konnte wie Junius, behauptete er, Junius habe an ſehr viel Stellen ſeiner Briefe wie ein Fremder geſchrieben, und ſuchte dieſe verwegne Behauptung durch einen großen Aufwand pedantiſcher Wortkritik und elender Sylbenſtecherei zu erhärten. Allem Vermuthen nach hat ſein hinfälliges Spinngewebe nie einen andern Proſelyten gefangen, als ihn ſelbſt.

Endlich hat man im vergangenen Jahre in zwei anonymen Schriften **) einen noch lebenden, in Eng-

*) **Arguments and Facts, demonstrating, that the letters of Junius were written by John Lewis** ***De Lolme*****, by** ***Thomas Busby*****, Mus. Doctor. London 1816.**

) **The Identity of ***Junius*** **with a distinguished living character established, — und: A Supplement to Junius identified. 1817.**

land ſehr geachteten, auch im Auslande nicht unbekannten Mann, als Verfaſſer dieſer Briefe bezeichnet. Sir Philipp Francis (ſeit 1806 Ritter des Bath-Ordens) zur Zeit des Gouverneurs Haſtings, Beiſitzer des hohen Raths von Oſtindien zu Calcutta, nachher ein ſehr thätiges Mitglied des Parlaments, ein ausgezeichneter Redner und Geſchäftsmann, und obgleich meiſtentheils in Verbindung mit der Oppoſition, doch von dem Miniſterium jederzeit geſchätzt, und oft zu Rathe gezogen, ſoll, der neuſten Angabe zufolge, der wahre Junius ſein. Die ſcharfſinnigen Herausgeber des Edinburgh Review haben ſich für dieſe Vermuthung zwar nicht entſchieden, doch ſo günſtig erklärt, daß ſie in jedem Fall Aufmerkſamkeit verdient.

Die äußern Umſtände treffen allerdings auffallend, und ungleich beſſer, als bei irgend einer frühern Hypotheſe, zuſammen. Mr. Francis war ſehr jung in einem untergeordneten Poſten bei dem Büreau der auswärtigen Geſchäfte angeſtellt, ging im Jahre 1760 als Legationsſekretair nach Liſſabon, und gelangte im Jahre 1763 zu einer Stelle im Kriegsſekretariat, von welcher ihn Lord Barrington, der Chef deſſelben, im Jahre 1772 in Ungnade entließ. Nach ſechs- bis achtmonatlicher Abweſenheit von England erhielt er plötzlich, und ohne irgend eine bekannte Veranlaſſung oder Empfehlung, im Jahre 1773, den wichtigen Poſten in Oſtindien, den er in einem unruhigen und ſchwierigen Zeitpunkte, auf eine für ſeinen Verſtand und Charakter gleich ehrenvolle Weiſe bekleidete. — Verſchiedne Hauptzüge in der Geſchichte

von Junius, — ſeine genaue Kenntniß der innern Verhältniſſe des Kriegsdepartements, und ſein lebhaftes Intereſſe an allem, was darin vorging, — ſein ganz beſondrer Haß gegen Lord Barrington — ſein plötzliches Verſtummen im Jahre 1772 kurz nach der Entlaſſung des Mr. Francis aus dem Kriegsſekretariat, — ſein kurzes Wiederaufleben im Jahre 1773, und gleich nachher ſein definitives Verſchwinden vom Weltſchauplatz, — dies alles, ſo wie ſeine ausgebreitete Bekanntſchaft mit Dingen, die ſich am Hofe, im Kabinet, in den Miniſterialbüreaus, und in den höhern Zirkeln zutrugen, läßt ſich aus der neuſten Muthmaßung bequem und befriedigend genug erklären. Man begreift auch vollkommen, wie Lord North, wenn ihm allein (und wie es ſcheint, von dem Verfaſſer der Briefe ſelbſt) das Geheimniß entdeckt worden war, ſich zu einer ſehr vortheilhaften Kapitulation herbei laſſen konnte, um einen Mann von ſo großen und ſo gefährlichen Talenten aus England zu entfernen, und doch für den Staatsdienſt zu erhalten. Selbſt der Umſtand, daß Sir Philipps Vater (als Ueberſetzer des Horaz und Demoſthenes in England bekannt) Lord Hollands Kaplan geweſen war, ſcheint über die der Familie des letztern bewieſene ſonderbare Schonung, ein unerwartetes Licht zu verbreiten.

So weit hat die neue Hypotheſe eine ganz anziehende Geſtalt. Was aber die innern Wahrſcheinlichkeitsgründe betrifft, ſo können wir unmöglich daſſelbe davon ſagen. Da es von Mr. Francis kein ausgebreitetes Werk giebt, ſo läßt ſich ſein Styl, ſeine Manier, ſein ſchriftſtelleriſcher Charakter nur aus einigen Flugſchriften, und gedruckten

Parlamentsreden beurtheilen. In dieſen erſcheint er allerdings als ein Mann von nicht gemeinen Fähigkeiten und Kenntniſſen. Aber ſelbſt eine ſo große kritiſche Autorität als die des **Edinburgh Review** überzeugt uns nicht, daß auch nur ein ferner Nachklang von den mächtigen und furchtbaren Akkorden, womit Junius ſeine Zeitgenoſſen erſchütterte, darin zu vernehmen wäre.

Wenn man übrigens bedenkt, daß der, welcher das Genie und den Ruhm dieſes Schriftſtellers auf ſich nehmen ſoll, zugleich alles das tragen muß, was ihn vor Welt und Nachwelt entehrt hat, ſo erſtaunt man, wie unter den Augen eines noch lebenden Mannes die Frage: ob er Junius war? — mit eben der Ruhe und Kaltblütigkeit behandelt werden konnte, mit welcher man allenfalls unterſucht haben mag, ob Macpherſon den Oſſian geſchrieben hatte? Sir Philipp Francis kann nicht viel weniger als achtzig Jahre alt ſein. Ob er von den Sorgen und Meinungen der Welt noch Kenntniß nimmt, wiſſen wir nicht. Aber anſtändiger wäre es wohl geweſen, dieſe Verhandlung bis auf ſeinen Tod zu verſchieben, wo ohnehin, wenn die gegenwärtige Vermuthung gegründet ſein ſollte, das funfzigjährige Geheimniß ſich enthüllen muß.

Beitrag zur geheimen Geſchichte des Anfangs des Kriegs von 1806.

Aus ungedruckten Papieren des Herrn von Gentz.

Die Schlacht bei Jena.

Vorbericht.

Ueber die junge Macht des preußiſchen Staates ſollte nur zu bald die ſchickſalsſchwere Kataſtrophe hereinbrechen, welche ſeit dem Beginn der ganz Europa erſchütternden franzöſiſchen Revolution von Vielen ſchon lange geahndet worden. Der frühe Nachlaß der Kraft, der mit dem Tode Friedrichs II. eingetreten, ſetzte ſeine Wirkungen auch unter einer wohlwollenderen Herrſchaft fort. So brav die Geſinnung des Volkes und der Wille des Fürſten war, ſo wenig konnten trotzdem die unvollkommenen Organiſationen dieſes Staates, die, wie ſie damals waren, vielleicht nur die allerenergiſchſte Leitung zuſammen zu halten vermocht hätte, der einmal in den obern Kreiſen und Ständen überhand genommenen Fäulniß, und gleichzeitig einem ſo ungeheuren Andrang von außen, wie ihn die Revolution und Frankreichs Uebermacht entgegen ſtellte, längeren Widerſtand

Digitized by Google

leiſten. Während die Franzoſen unter der ſieggewohnten Anführung ihres erſten Konſuls und Kaiſers Napoleon ein Stück des europäiſchen Staatenſyſtems nach dem anderen begruben und durch neue Erwerbungen täglich mehr den letzten Schein des Gleichgewichts und der Sicherheit zerſtörten, wähnte die preußiſche Regierung, den einmal eingegangenen Frieden und das freundſchaftliche Verhältniß zu Frankreich fortdauernd und unbeſchadet der eigenen Zukunft für ſich erhalten zu können. Selbſt im Jahre 1805, als Oeſterreich und Rußland auf die Mithülfe Preußens zuverſichtlich zählten, hielt dieſes, in unglückſeligem Schwanken, das Schwert in der Scheide und ſchloß ſogar in der Hauptſtadt des Kaiſerſtaats einen neuen Vertrag mit Napoleon ab, durch welchen es nicht nur Rußlands Macht von neuen Anſtrengungen entmuthigte, und Oeſterreich, das den Kampf unter andern Verhältniſſen auch nach der Schlacht von Auſterlitz wohl fortzuſetzen vermocht hätte, zum Frieden von Preßburg nöthigte, ſondern ſich ſogar eine neue Erwerbung vom Kaiſer Napoleon gleichſam aufzwingen ließ, die bekannte Beſitznahme Hannovers, die noch dazu den Bruch mit England nothwendig herbeiführte. Von dieſem Augenblicke an war die Sicherheit, mit der Preußen den Schein alter unüberwundener Macht behauptete, und als letzter Hort des europäiſchen Feſtlands die Rolle eines allgemeinen Mittlers ſpielen zu können meinte, unwiederbringlich verloren. Napoleon hatte das Schwanken und die unzuverläſſige Politik des Berliner Kabinets durchſchaut; daß eine Macht wie Preußen äußerlich ungebrochen und mit dem Ruhme Friedrichs des Großen bekleidet, daſtand, mußte an ſich einem Charakter wie dem ſeinigen, und noch dazu in einer Periode, wo er Oeſterreich und Rußland ſo eben den Frieden diktirt hatte und die Ausſicht hegte, England, wenn auch nur zum Schein, zur Ausſöhnung zu ſtimmen, ein wahres Aergerniß ſein; er ſann jetzt, Preußen zu vernichten und ſchenkte ihm — Hannover. Die preußiſche Regierung hatte weder den Muth es zu nehmen, noch es abzulehnen. Man nahm Hannover in Beſitz und meinte die Erwerbung bis zum allgemeinen Frieden nur für proviſoriſch erklären zu dürfen. Wie nun Preußen Schritt vor Schritt tiefer von dem

Digitized by Google

Netze umgarnt wurde, das zu ſeinem Verderben ausgeworfen war, wie es endlich durchſchaut, daß der Friede mit Frankreich nicht mehr zu erhalten ſei, wie es den Kampf plötzlich, ohne rechte Vorbereitung, ohne namhafte Alliirte herausfordert, die Doppelſchlacht von Jena und Auerſtädt ſogleich das Schickſal der Monarchie mit einem Schlage entſchied, die preußiſchen Feſtungen fielen, faſt ehe ſie angegriffen waren, der Reſt preußiſcher Truppen hinter die Oder, die Weichſel und bis in die äußerſten Gränzen des Reichs zurückwich, Napoleon triumphirend in Berlin reſidirte, kurz eine Niederlage erfolgte, wie kein anderer großer Staat jemals, ſelbſt Oeſterreich, nach den glänzendſten Siegen der Franzoſen, nie erfahren hatte: — dieſe fürchterlich niederſchlagende Kette von Ereigniſſen, durch welche auch der letzte Reſt deutſcher Freiheit und Unabhängigkeit in Feſſeln gelegt wurde, wird, namentlich in ihren Urſprüngen bis zum Ausbruche des Kampfes, eine der denkwürdigſten Epochen neuerer Staaten- und Völkergeſchichte, vielleicht die lehrreichſte Warnung für Deutſchland und vor allen für Preußen bleiben. Nur mit Wehmuth, mit tiefem Antheil, tiefer Bekümmerniß, kann und darf man dieſe Periode betrachten; Hohn oder Schadenfreude konnte nur bei denen obwalten, für welche das allgemeine Wohl Deutſchlands gleichgültig iſt. Auch liegt in Preußens Unglück durchaus nichts, was den Hohn herausfordern könnte. Denn das Größte und Wunderbarſte in ſeinen Schickſalen war dies, daß gerade die Niederlage zu ſeinem Segen gedeihen ſollte, und daß es, obwohl ſo furchtbar gebeugt und zu Boden geworfen, in kürzeſter Zeit größer als jemals wieder aufſtand, für die Befreiung Europas von Frankreichs Druck die eigentliche Seele ward, und in verjüngter Geſtalt ſeinen Rang unter den Großmächten Deutſchlands und Europas nicht nur wieder eingenommen, ſondern erhöht hat.

Leider iſt in vielen Schriften und Geſchichtswerken, welche dieſe preußiſche Kataſtrophe beleuchteten, eine ſehr verſchiedene und oftmals gehäſſige Beurtheilung dieſer Ereigniſſe beliebt worden, namentlich gleich nach der Niederlage ſelber. Um ſo mehr muß es uns erfreuen, dieſe lehrreiche Periode, die der Leidensgeſchichte voran-

Digitized by Google

ging, in einem ſcharfen, treuen, zugleich aber gerechten und patriotiſchen Sinne wiedergeſpiegelt zu wiſſen. Solches iſt aber nie in höherem Grade und meiſterhafterer Weiſe geſchehen, als erſt jüngſt in einer Reihe von Artikeln, welche das United Service Journal (Auguſt, September, November, December) 1836 aus ungedruckten Papieren des Herrn von Gentz veröffentlicht hat.

Der Verfaſſer, immerfort für die Entfeſſelung Deutſchlands und Europas wirkend, hielt ſich ſeit dem Schlage von Auſterlitz faſt immer in Dresden auf, wo er, gleichſam auf neutralem Gebiet, der Sache Oeſterreichs, in deſſen Dienſten er ſchon mehrere Jahre war, wie der allgemeinen Sache Europas, ſeine fortgeſetzte Thätigkeit unbemerkter widmen konnte. Während dieſer Zeit verfaßte er ſeine berühmteſten Schriften gegen die franzöſiſche Gewaltherrſchaft, Werke, die auch unzweifelhaft das Ausgezeichnetſte ſind, was er ſelbſt geſchrieben hat, und was die politiſche Literatur Deutſchlands überhaupt aufweiſen kann. Als Preußen für den Krieg entſchieden hatte, und ſeine Armee gegen die thüringiſch-heſſiſchen Gebirge ausrückte, ward Gentz von dem Grafen v. Haugwitz, der in jener wichtigen Zeit als erſter Miniſter die preußiſchen Angelegenheiten leitete, und wohl beſonders in Rückſicht auf das Wiener Kabinet Vortheil aus Gentz's Anweſenheit zu ziehen wünſchte, von Dresden in's Hauptquartier geladen. Er folgte, und befand ſich bis nach dem Treffen von Saalfeld immer in der Nähe der leitenden Perſonen, und in einer Stellung und Wirkſamkeit, wie ſie ſo ehrenvoll kaum jemals einem Mann von ſeinem Range zu Theil geworden ſein dürfte. Er hatte Gelegenheit, die Urſachen des plötzlichen Wechſels im preußiſchen Syſteme und des für ihn wie für ganz Europa noch unerwartet plötzlicheren Ausbruchs des Kriegs, ſo wie alle nachfolgenden Bewegungen bis zum neueſten Datum, aus dem Munde und den Mittheilungen der verſchiedenſten Hauptakteurs und aus eigener Wahrnehmung auf den Grund kennen zu lernen. Er notirte ſich alles pünktlich, was er erfuhr, und ſtellte aus ſeinen Tagebüchern gleich nach dieſen Vorfällen, entweder um ſo wichtige Erfahrungen nicht verloren gehen zu laſſen, oder

Digitized by Google

aus offiziellen Zwecken, eine ausführliche Schilderung dieſer Ergebniſſe zuſammen, eine Arbeit von ſo vollendetem Scharfſinn, ſo anſchaulicher, portraitähnlicher Darſtellung, ſo reichen, ſicheren Aufſchlüſſen, und in ſo meiſterhafter und angemeſſener Form, daß nicht leicht ein ähnliches Glanzſtück eines hiſtoriſch-politiſchen Memoires aufzuweiſen ſein möchte. Wie es nach England gekommen iſt, wiſſen wir nicht. Doch läßt ſich vermuthen, daß es vielleicht gleich nach dieſer Zeit dahin geſendet worden und daß uns gerade aus dieſer geheimen Quelle noch mehrere unerwartete Schätze dieſer Art zufließen könnten. Das Aufſehen, welches dieſe getreue Schilderung der vor und bei jener Kriſis ſo unzulänglichen Verwaltung des preußiſchen Staats in Deutſchland und namentlich in Preußen hervorbrachte, war außerordentlich, und die Wirkung dürfte ſich wohl ſo bald nicht verlieren. Nur eine ſo geiſtreiche, kräftige, wahrhaft theilnehmende und doch ſchon durch ihre Stellung unpartheiiſche Feder, nur ein ſo kundiger und in die Zeitverhältniſſe eingeweihter Mann, nur Gentz konnte eine ſolche Beſchreibung, einen ſolchen Bericht liefern. Den erſten Eindruck können wir auch jetzt noch nicht beſſer wiedergeben, als mit den Worten einer wohlbekannten Stimme, die ſich damals von Berlin aus alſo vernehmen ließ: „Dieſer Aufſatz erregt verdientes Aufſehen durch die Meiſterſchaft der Auffaſſung und die Klarheit und Schärfe, mit denen die Perſonen und Verhältniſſe, die Stimmungen und Anſichten geſchildert ſind. Die ganze Virtuoſität von Gentz iſt darin zu erkennen. Jedoch erregt der Aufſatz auch Widerſpruch; einigen albernen und grundloſen haben wir ſchon in einem Tagblatt geleſen; es wird aber auch ernſter und gewichtiger nicht fehlen, denn wir hören, daß der Graf Paul v. Haugwitz zur Rechtfertigung ſeines von Gentz allerdings nicht günſtig geſchilderten Vaters, ein bedeutendes Stück aus deſſen Memoiren dem Druck übergeben will. Es wird aber ſchwer ſein, das Urtheil von Gentz zu entkräften. Der Vorwurf, daß Gentz ſeinem Vaterlande Preußen zum Schaden rede, iſt ganz grundlos; er zeigt den lebhafteſten Eifer für deſſen Erfolg und Gedeihen; daß er lebende Perſonen kompromittire, iſt auch nicht zu behaupten, es müßte denn

alle Geſchichte kompromittiren. Zudem iſt es nicht Gentz, der den Aufſatz in Druck gab; derſelbe lag ſchon ſeit dreißig (?) Jahren in England und wurde dort bekannt gemacht. Jedenfalls iſt es ein unſchätzbarer Beitrag jener Geſchichtsepoche, die nächſt dem ſiebenjährigen Kriege die wichtigſte des preußiſchen Staates iſt."

An der Aechtheit und Authenticität des Aufſatzes, als eines von Gentz wirklich und der Hauptſache nach im Moment niedergeſchriebenen, kann durchaus kein Zweifel ſein. Daß er in ſeiner jetzigen Geſtalt alsbald nach jenen Vorgängen redigirt wurde, ſpringt aus allen Zügen und Farben, aus der ganzen Lebendigkeit und Sicherheit der Schilderung entgegen. Wer des Verfaſſers Charakter und Schriften näher kennt, wird ſeinen Mann auch in den kleinſten Nebenzügen wieder finden. Obſchon der Aufſatz in der engliſchen Ueberſetzung manche Feinheit verloren haben mag, und vielfach in franzöſiſch-engliſche Stylwendungen aufgelöst iſt, ſcheint doch das Gepräge Gentz'ſcher Darſtellungsformen im Ganzen mit großem Geſchick wiedergegeben. Sollte ja noch ein Reſt von Unglauben an den Urſprung dieſes Memoires übrig bleiben können, ſo würde außer den inneren Anzeigen zum Ueberfluß noch ein urkundliches Zeugniß der Aechtheit dafür ſprechen, welches kurz nach dem Erſcheinen jener Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung mitgetheilt wurde. Man erfuhr, daß eine der ausgezeichnetſten Damen des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, mit welcher Gentz in vieljährigem Briefwechſel ſtand, noch heute ein vom **10.** Februar **1807** datirtes Schreiben deſſelben aus Dresden bewahre, worin er, nebſt mehreren anderen, auch jetzt noch ungedruckten Arbeiten, dieſes Tagebuchs erwähnt hatte. In dieſem merkwürdigen Schreiben, das ſechszehn Quartſeiten füllen ſoll, und zu deſſen Veröffentlichung einige Hoffnung gemacht wurde, lautete es in Bezug auf dieſe Artikel ſo: **Enfin un journal de mon voyage au quartier-général du Roi de Prusse, dans les premiers jours d'Octobre (1806), lequel journal expliquera** ***un jour*** **les véritables causes de la chûte subite et lamentable de la monarchie prussienne.**"

Wir geben dieſe Aufſätze nach der Rückůberſetzung ins Deutſche, wie ſie in dankenswerther Weiſe von der Minerva (Oktober, November 1836, Januar und April 1837) mitgetheilt worden iſt. Gar manchen franzöſiſchen Ausdruck, manche engliſche Stylform, die Gentz ſo und in ſolcher Art gewiß nicht gebraucht hat, ausmerzen zu wollen, wäre ein unſicheres und vergebliches Bemühen geweſen. Das deutſche Publikum hat ſie in dieſer Form freundlich aufgenommen, man könnte wohl gar ſchaden, wo man beſſern wollte, und würde der Vollendung des deutſchen Originals doch ſchwerlich bedeutend näher rücken. Nur ein Paar der auffallendſten Fehlgriffe des engliſchen Ueberſetzers ſind entfernt worden und einige Namen haben wir nach den Mittheilungen Unterrichteter verbeſſert.

Einen beſonderen Vorzug dieſer von Gentz aus der Höhe ſeiner Kraft und ſeines Strebens hinterlaſſenen Leiſtung — ein Vermächtniß, wie wir im Intereſſe Deutſchlands kaum ein ſchöneres wünſchen konnten, und das neben einigen andern Gaben der jüngſten Zeit auch das Meiſte dazu beigetragen hat, das Andenken an die Verdienſte dieſes ausgezeichneten Mannes zu erneuern — einen beſonderen Vorzug gerade dieſer Schrift wollen wir hier am Schluß hervorheben. Ihrer Schärfe und ihres ächt deutſchen Patriotismus ungeachtet zeichnet ſie ſich durch eine äußerſt gerechte und unpartheiiſche Anerkennung der mitten in dieſem Unglück wirkenden Kräfte und jedweden Verdienſtes aus, und bewirkt dadurch neben ſo viel Niederſchlagendem noch einen wohlthuenden und erhebenden Eindruck. Der hochedlen Geſinnung des Königs wird nirgends zu nahe getreten. Die große, unglückliche, unvergeßliche Königin Louiſe ſtrahlt im ganzen Zauber ihres Geiſtes und Herzens, in der vollen Hoheit ihrer Geſinnung und Haltung. Prinz Louis Ferdinand ſtirbt den Heldentod, als Held und Menſch und — Freund bejammert. Hardenberg und Stein leuchten ſchon wie eine tüchtige Reſerve im Hintergrund. Würdige Unterfeldherren, Männer, von denen ein großer Theil ſpäter zur Wiedererhebung des preußiſchen Waffenglanzes beitrug, Möllendorf, Rüchel, Blücher, Schmettau, Tauentzien, Kalkreuth, Götzen und viele Andere werden mit gebührender Anerkennung

kennung genannt. Auch Luccheſini's Geiſt und Talente verdienen das ihnen hier geſpendete Lob. So begegnen uns durchweg wohlthuende Erſcheinungen mitten im Gewühl des hereinbrechenden Unglücks. Selbſt daß einige Namen, die hier noch in zweideutigem Lichte erſcheinen, nachher gerade die größten Verdienſte erworben haben, Scharnhorſt namentlich und Kleiſt, dieſer damals erſter Adjutant des Königs, trägt zur Milderung des Bildes bei. — Und wenn wir nun die ſchwere Verantwortung und Schuld betrachten, die die Geſchichte von dem Namen Haugwitz, vom Herzoge von Braunſchweig und einigen Hauptleitern nicht wegzunehmen vermag, ſo miſcht doch auch hier ein gewichtiger Gedanke einige Gunſt und Nachſicht für ſie ein. Ihre Schuld und ihr Unglück war mit dem Unglück und den Gebrechen des ganzen Staats aufs innigſte verbunden. So oft, in bedrängteren Zeiten zumal, mittelmäßige, kaum für den gewöhnlichſten Lauf der Dinge ausreichende Köpfe an der Spitze der Staatsangelegenheiten ſtanden und ſich bis zu einer Kataſtrophe behaupten konnten, war die Organiſation eines Staats ſchon längere Zeit krankhaft und erſchüttert. Dem Einzelnen die ganze Laſt des Unglücks aufzubürden, wäre ungerecht. Der Staat, das Volk, das Zeitalter ſelbſt iſt — mitſchuldig. Doch zu allen Zeiten wird man den Zuſtand der Staaten am ſicherſten nach den Männern beurtheilen können, die an ihrer Spitze ſtehn!

Erſter Artikel.

Donnerſtag den 2. Oktober reiſ'te ich von Dresden ab, und kam Freitag den 3. 11 Uhr Abends in Naumburg, dem Hauptquartiere, an. Die Stadt war voll; der König mit dem verſammelten Generalſtabe, — die Königin mit ihrer Oberhofmeiſterin, und zwei Ehrenda-

Digitized by Google

men, — mehrere Prinzen, Generäle und Officiere jeden Ranges, Diplomaten und andre Hochgeſtellte waren hier verſammelt.

Ich werde mich darauf beſchränken, hier nur zu nennen: den Kurfürſten von Heſſen (der den Tag zuvor angekommen), den Herzog von Braunſchweig; des Königs Brüder; den Prinzen von Oranien; den Herzog von Weimar, den Prinzen Paul von Würtemberg (erſt kürzlich in preußiſche Dienſte getreten); den Marſchall Möllendorf; General Kalkreuth; die beiden Kabinetsminiſter Grafen Haugwitz und Marquis Luccheſini; die beiden Kabinetsſekretaire Lombard und Beyme; den Grafen von Görtz, ſächſiſchen Geſandten; den Baron von Waitz, heſſiſchen Geſandten; den Fürſten von Wittgenſtein, preußiſchen Geſandten in Kaſſel; Hr. v. Schladen, preußiſchen Geſandten in München. Von Truppen befanden ſich nur die beiden erſten Bataillone der Garde zu Fuß in Naumburg; der Reſt der Armee war ſchon aufgebrochen und auch das Hauptquartier ſollte den nächſten Tag nach Erfurt verlegt werden.

Kaum war Graf Haugwitz von meiner Ankunft benachrichtigt, ſo erhielt ich auch ſchon eine Einladung zu ihm; er empfing mich auf die herzlichſte Weiſe mit den Worten: „Seit wir uns zuletzt geſehen (in Wien), hat ſich Manches ereignet. Ich weiß, daß Sie nicht ganz zufrieden mit mir geweſen ſind. Ich weiß aber auch, daß Sie es nicht ſein konnten; doch hoffe ich, werden Sie Ihre Meinung ändern, wenn Sie erſt beſſer berichtet ſind. Keines Falls ſollen Sie Urſache haben, zu bedauern,

meiner Einladung gefolgt und zu einer ſo intereſſanten Kriſis hierher gekommen zu ſein. Es iſt meine Abſicht, Sie von allen Vorfallenheiten in Kenntniß zu ſetzen. Auch habe ich Sie über mancherlei zu befragen, werde jedoch nicht eher eine Frage an Sie richten, als bis Sie von der Integrität unſrer Pläne und der Politik unſres Marſches überzeugt ſind. Der Federkrieg hat bereits begonnen — es wird nicht mehr lange dauern, ſo haben wir auch den Krieg mit Kanonen, da ſo eben die Nachricht eingetroffen iſt, daß Napoleon in Würzburg angekommen. Ich erwarte jeden Augenblick, zum König ins Konſeil gerufen zu werden, hoffe aber, daß wir noch vor Nacht ein detaillirteres Geſpräch mit einander führen können." Einen Augenblick darauf ward der Graf in der That zum König beſchieden.

Den ganzen übrigen Tag ſchienen vielfache Geſchäfte und Unterhandlungen mit dem Kurfürſten von Heſſen auszufüllen, der, obgleich Preußen ſtets ergeben, doch ſeit einigen Wochen ſeinen frühern Eifer gemäßigt und über die Art und Weiſe, ſo wie über die Form ſeiner Anſchließung ſtipulirte. Ich war noch nicht hinlänglich berichtet, um die Stellung, in welcher ſich dieſer Fürſt Preußen gegenüber befand, vom richtigen Standpunkte aus würdigen zu können; ich wußte nur, daß man ihm das Oberkommando des rechten Flügels der preußiſchen Armee angeboten, daß er es angenommen, und daß er noch in derſelben Nacht nach Kaſſel zurückkehren werde. Da ich ferner auch nichts Beſtimmtes darüber wußte, welche Pläne man in Hinſicht meiner gefaßt, ſo hielt ich

es für das Klügſte, ruhig die fernere Einladung des Grafen Haugwitz zu erwarten, und bis dahin Niemanden zu ſehen. Eine Ausnahme würde ich mit dem Herzog von Weimar gemacht haben, der nicht weit von mir logirte; allein ich kam zu ſpät, denn er war ſchon ausgegangen, als ich ihm meinen Beſuch machen wollte. Auch ſpäter gelang es mir nicht, ihn zu treffen.

Erſt gegen 10 Uhr Abends ſchickte der Graf Haugwitz den Geheimenrath Lecoq, ſeinen erſten Sekretair, zu mir, mit dem Auftrag, ihn zu entſchuldigen, und mich zu erſuchen, zu ihm zu kommen. Ich fand ihn in emſiger Arbeit vor einem großen Haufen von Papieren ſitzend. Er ſagte zu mir: „Sie ſehen, wie man mich jetzt in Anſpruch genommen; vor 2 Uhr Morgens bin ich nicht im Stande, fertig zu werden; aber morgen geht es nach Erfurt, wo Alles eine andre Geſtalt gewinnt. Ich hoffe nicht, daß Sie meine Einladung ausſchlagen werden, mich dahin zu begleiten.“

Auf dieſen Vorſchlag war ich nicht vorbereitet. Ich hatte erwartet, in 1 bis 2 Tagen abgefertigt zu werden; und da ich durchaus nicht wußte, welchen Zweck ſie hatten, ſo war ich über dieſe Verzögerung meiner Reiſe ſehr ungehalten. Auch verhehlte ich dieſe Stimmung nicht, und erklärte dem Grafen Haugwitz ohne Zaudern, daß, wenn nicht ein ſehr wichtiges Geſchäft meiner harre, ich bitten müſſe, davon abzuſtehen, meine Exkurſion weiter auszudehnen. Sehr lebhaft antwortete er mir hierauf:

„Es iſt mir von äußerſter Wichtigkeit, Sie noch ferner zu ſehen. Es betrifft den Zweck und den Erfolg

13*

TAYLOR INST. OXFORD

unſres Unternehmens. Sie dürfen uns durchaus nicht verlaſſen, ehe ich wenigſtens im Allgemeinen mit Ihnen über den Gegenſtand geſprochen habe, der mir am Herzen liegt. Uebrigens werde ich Alles verantworten. Ich weiß, daß ſie in Wien damit zufrieden ſein werden, daß Sie hier ſind. Sie können der allgemeinen Sache nie einen weſentlicheren Dienſt erzeigen. Ich ſelbſt werde für Pferde, Wohnung und alle andern Requiſite Sorge tragen. Sollten wir morgen in Weimar, wo ich mich nicht aufzuhalten gedenke, keine Gelegenheit haben, uns zu ſprechen, ſo wird ſich dieſe deſto eher am nachfolgenden Tage in Erfurt finden."

Dieſe Worte, und der Gedanke, daß ich, im Falle ich nicht mitginge, meine ganze Reiſe hierher vergeblich gemacht hätte, entſchieden.

Sonnabend den 4. Oktober. — Ich verließ Naumburg um 7 Uhr Morgens. Der Weg nach Auerſtädt bot eins der feierlichſten Schauſpiele, die ich in meinem Leben geſehen. Der König und die Königin ſaßen in einem verſchloßnen Wagen, von zwanzig andern gefolgt, und waren von allen Seiten von Truppen, Kanonen und Geſchützwagen umringt. Großartig war der Anblick. In dem Augenblick paſſirte der Wagenzug die Brücke zu Köſen und die Höhen, welche dies Städtchen umgeben; der Gedanke aber, daß die Herrſcher einer Schlacht zueilten, deren glücklicher Erfolg eine europäiſche Umänderung hervorbringen mußte, während andrerſeits ein entgegengeſetztes Reſultat die letzte Friedenshoffnung für ſo viele

Digitized by Google

Länder zerſtören würde, machte dieſen Marſch zugleich imponirend und trauerregend.

Der König machte in Auerſtädt nicht Halt, aber Graf Haugwitz blieb daſelbſt eine Stunde, und ich frühſtückte mit ihm, dem Fürſten Wittgenſtein und dem General Kalkreuth, deſſen Hauptquartier an dieſem Tage in Auerſtädt war. Da hier nicht genug Pferde vorräthig waren, mußte man erſt nach mehreren ſchicken. Graf Haugwitz reiſte demzufolge eher ab, als ich, empfahl mich jedoch zuvor insbeſondere dem General Kalkreuth, ein Umſtand, den zu bedauern ich keineswegs Urſache hatte, da er mir zu einer fünfſtündigen Unterhaltung mit einem der merkwürdigſten Männer der Armee verhalf. Ich halte dieſen Augenblick für den geeignetſten, um mich in wenigen Worten über die Idee auszuſprechen, die ich mir bei meiner Ankunft im Hauptquartier über Preußens Unternehmung gebildet hatte.

Wie Jedermann, war auch ich im höchſten Grade verwundert über die plötzliche Umwälzung, welche im Syſteme des Berliner Hofes Statt gefunden, und, wie alle Welt, glaubte auch ich eine Zeit lang nicht an die Aufrichtigkeit und Realität dieſer Umwälzung. Doch ſchon mehrere Wochen vor meiner Abreiſe von Dresden hatte ich allen Grund, meine Zweifel über dieſen Gegenſtand zu beſeitigen. Seit dieſer Periode ließ ich mir es aber auch mehr als je angelegen ſein, die Politik des Plans zu prüfen, deſſen Entwickelung ich vor Augen gehabt hatte.

Digitized by Google

Obgleich ich in Dresden, ſo weit es irgend möglich, in das Geheimniß eingeweiht worden, ſo glaubte ich dennoch nicht, alle nöthigen Beweiſe zu beſitzen, meine Meinung zu fixiren. Wenn ich jedoch diejenigen Beweiſe zuſammenfaßte, in deren Beſitz ich mich befand, ſo kam ich ſehr bald zu der Schlußfolgerung, daß der zum Ausbruch der Feindſeligkeiten gewählte Moment weder zeitgemäß, noch günſtig ſei; daß Preußen im Kriege mit England, mit Schweden, vorausſehend, wie es doch mußte, daß Oeſterreich (von welchem es in Betreff der Reciprocität von Dienſtleiſtungen nichts zu erwarten hatte) ſich nicht neuen Gefahren ausſetzen würde durch Theilnahme am erſten beſten neuen Kriege, der wie aus den Wolken herabfiele, in der That nur allein auf Rußland rechnen konnte, deſſen, obgleich immer wichtiger Beiſtand, doch durch die Stellung des Feindes beträchtlich geſchwächt wurde; daß es aber, da es um dieſe Unterſtützung nicht früh genug nachgeſucht, um bei Eröffnung des Feldzugs davon Nutzen zu ziehen, ohne einen einzigen Verbündeten ins Feld rücke. Denn als ſolche konnte ich doch weder Heſſen noch Sachſen rechnen, indem dieſe beiden Heere höchſtens als Nebenzweige der preußiſchen Macht zu betrachten waren, deren Beiſtand ohnedem faſt zu ſehr durch die Nothwendigkeit aufgewogen wurde, ihre eigenen Länder zu vertheidigen. Demnach rückte alſo Preußen allein ins Feld, wo ſo manche vor ihm gefallen waren. Kurz, ich gelangte zu der Ueberzeugung, daß weit bedeutendere und dringendere Beweggründe, als die, mit denen ich bekannt geworden (obgleich ich mir nicht denken konnte, daß deren

noch zu erfahren übrig ſeien), allein ſolch einen Entſchluß rechtfertigen konnten. In dieſem Lichte erſchienen mir die politiſchen Verdienſte der Expedition. Was nun die militäriſche Kompoſition anbetraf, ſo war ich nicht im Stande, zu entſcheiden, in wie weit ſie die Fehler im Plane entfernten oder gänzlich aufhoben.

Auch ich theilte die allgemeine günſtige Anſicht, welche viele kompetente Richter über Preußens militairiſche Hülfsquellen hegten. In der That war das, was ich davon in Dresden geſehen und gehört, nicht von der Art, mich zu entmuthigen. Prinz Louis, Fürſt Hohenlohe, General Grawert, Graf Tauentzien, Graf Götzen und eine Menge andrer Offiziere untergeordneteren Ranges flößten mir großes Zutrauen ein. Und durfte ich endlich die Beſchaffenheit der Armee nach dem beurtheilen, was ich ſelbſt geſehen, ſo hatte ich Grund, ſie für ausgezeichnet zu halten.

Was den Plan des Feldzugs anbetrifft, und die Centralleitung der Operationen, ſo waren mir dieſe zu fern, um Hülfsmittel zu richtiger Berechnung zu bieten. Gerade hierüber bedurfte ich genauere Nachrichten; allein die erſte Mittheilung, die mir aus dem Hauptquartier wurde, war nicht von der Beſchaffenheit, mich zufrieden zu ſtellen.

General Kalkreuth, der erſte im Range nach den Feldmarſchällen, kommandirte die zweite Linie, oder das Reſervecentrum. Dieſe Linie beſtand zum größten Theile aus Eliteregimentern, wie die Garden, das Regiment des

Digitized by Google

Königs, das der Leibwache, das Regiment Gensd'armes und die Dragoner der Königin.

Der bewährte Ruf des Generals, und die glänzenden Thaten ſeiner früheren Carrière, hatten ihm vielleicht Grund zur Hoffnung auf einen mehr aktiven Poſten gegeben, und ich entdeckte bald, daß Unzufriedenheit und Pikirtheit in Verein mit einer von Natur ſcharfen, ſarkaſtiſchen Gemüthsſtimmung auf ſeine Anſichten Einfluß hatten. Demungeachtet aber ſchienen mir ſeine Meinungen höchſte Beachtung zu verdienen. Die Unterhaltung der erſten Stunde, die ich mit ihm verbrachte, beſchränkten ſich auf allgemeine Betrachtungen. Als er aber ſah, daß ich hinlänglich mit manchen der intereſſanteſten Punkte vertraut war, wurde er offener, und konverſirte endlich, da er auch von meiner Seite Freimüthigkeit bemerkte, ohne allen Rückhalt. Er ſagte mir, daß Niemand mehr als er ſelbſt einen Krieg mit Frankreich gewünſcht, daß Niemand mehr als er von der Nothwendigkeit einer ſolchen Maßregel überzeugt ſei, daß aber auch gegenwärtig Keiner froher wäre, wenn ſich irgend ein ehrenvolles Mittel fände, der Exploſion vorzubeugen; daß, nach der Art und Weiſe zu ſchließen, in welcher die Vorbereitungen getroffen würden, dieſer Krieg von keinem Erfolg ſein könne, und daß er ohne das wunderbarſte Glück zu den unglückſeligſten Folgen führen müſſe. Er ſetzte mir ferner auseinander, daß er keineswegs der Hoffnung entſagt, wenn ſich der König nicht bewogen gefühlt hätte, den Plan aufzugeben, die Armee in Perſon zu kommandiren, mit Zuratheziehung derjenigen Generäle, die ſich des Vertrauens der

Digitized by Google

Armee erfreuten; daſs mit einem Souverain, den die Natur nicht mit militäriſchen Anlagen erſten Ranges ausgeſtattet, ein ebengenanntes Arrangement, wenn auch nicht das allerwünſchenswertheſte, doch aber noch das beſte geweſen wäre, welches ſich dargeboten. Auch ſei dies vorher die allgemeine Anſicht geweſen, und der König habe ſelbſt noch am 18. September dieſen Plan gehegt, und dadurch, daſs er den General Zaſtrow zu ſich berufen, und an die Spitze ſeines Stabs geſtellt habe, deutlich kund gethan. Nur erſt, als dieſer General in Naumburg angekommen, habe ſich plötzlich die ganze Lage der Dinge verändert, indem jetzt erſt die Intriguen ans Tageslicht getreten ſeien, welche der Herzog von Braunſchweig (der während der ganzen Zeit, wo die Armee verſammelt war, gänzlich bei Seite geſtellt worden) und deſſen blinder Anhänger, Obriſt Kleiſt, erſter Adjutant des Königs, fortwährend geſponnen hätten. Kleiſt habe des Königs Skrupel, der ſich geſcheut habe, die Verantwortlichkeit des Oberkommandos der Armee zu übernehmen, dahin benutzt, ihm den Vorſchlag zu machen, das Kommando dem Herzog ſelbſt anzubieten, der Abneigung zum Trotz, welche letzterer anſcheinend dagegen offenbart hatte. Nachdem dieſe Maſsregel einmal angenommen worden, habe man ſich nicht damit begnügt, ihm die höchſte Leitung der Armee anzuvertrauen, ſondern ſich auch alle Bedingungen gefallen laſſen, die der Herzog auferlegt hätte. Seit dieſem unglückſeligen Augenblick ſei alles verändert und umgeſtürzt worden, und der König von da an nur ein Freiwilliger in ſeinem Heere geweſen. Niemand ſei über etwas befragt

Digitized by Google

worden, außer Feldmarſchall Möllendorf, der einzige General, welchen der Herzog ſeines Vertrauens gewürdigt hätte; aber auch dieſer ſei nur das Echo von des Herzogs Wünſchen geweſen, da er ſeine eigenen Wünſche nicht mehr hätte äußern dürfen. Ein ſogenanntes Ordnungsbüreau unter Obriſt Scharnhorſt, einem Hannoveraner, habe die Armee auf eben ſo gehäſſige, als lächerliche Weiſe tyranniſirt, da die grilligen Einfälle dieſes Büreaus Alles geleitet, und wahre Erfahrung für nichts gegolten habe.

Durch mein Erſtaunen, und meine Bitte, dem Gemälde den letzten Pinſelſtrich zu geben, noch mehr aufgeregt, erklärte er mir endlich rund heraus, der Herzog von Braunſchweig ſei ein des Kommando's durchaus unfähiger Mann, und habe weder hinlängliche Vorausſicht, noch ſei ſein Charakter kräftig genug und einer ſo großen Aufgabe gewachſen; ſeine Mittelmäßigkeit, Unentſchloſſenheit, Treuloſigkeit, Scheinheiligkeit, Eitelkeit und übertriebene Eiferſucht würden ſelbſt das beſtmögliche Unternehmen vereiteln. So gut nun auch die Truppen ſeien, und der Geiſt, der ihre Offiziere beſeele, dieſe Vortheile könnten unmöglich die Nachtheile eines ſolchen Oberkommandanten aufwiegen; die Armee hege durchaus kein Vertrauen zu dem Herzog und werde und könne auch nie welches faſſen. Er für ſeinen Theil ſei ſtets bereit, ſeine Schuldigkeit zu thun, und ſich bis zu dem letzten Augenblick zu opfern; aber er könne es ſich nicht länger verhehlen, und bitte mich, an dieſe ſeine Prophezeihung zurückzudenken: „daß, wenn nicht binnen acht Tagen (nach deren Ablauf die Operationen beginnen ſollten) irgend ein glücklicher Umſtand

Digitized by Google

eintráte, der dem ganzen gegenwärtigen Zuſtande der Angelegenheiten eine andere Geſtalt gäbe, dieſer Feldzug zu Ende ſein werde, geſchehe dies nun durch einen ähnlichen Rückzug, wie der von 1792, oder durch irgend eine bedeutende Kataſtrophe, welche die Schlacht von Auſterlitz verwiſchen würde."

In Beziehung auf den Plan des Feldzugs erzählte er mir verſchiedene Dinge, die mir eben ſo richtig als klar erſchienen. Des Königs Anſicht zuwider, hätten der Herzog von Braunſchweig und Graf Haugwitz ſeit einigen Tagen unaufhörlich die Nothwendigkeit hervorgehoben, offenſiv zu verfahren, und gegen den Feind zu marſchiren. Es könne aber nichts abſurderes geben, als dieſen Vorſchlag, da ihre Maßregeln ohne alle Haltbarkeit waren, und ohnedem die Zeit der Offenſive auf immer vorüber ſei. Wenn ſie dies jetzt noch zu unternehmen wünſchten, ſo müßten ſie jedenfalls mit dem Feinde zuſammentreffen, wo er aus dem Thüringer Walde hervorrückte; und wie vortheilhaft es auch immer geweſen wäre, im Rücken deſſelben, in einer Entfernung von acht bis zehn Meilen eine ſo wünſchenswerthe Stellung wie dieſe zu haben, ſo wäre es andererſeits wahre Tollheit, ſich am Fuße dieſer Berge in einen Kampf einzulaſſen, welche, im Falle des geringſten Unglücks, ſie bei ihrem Rückzuge hemmen, und allgemeine Unordnung verurſachen würde. Dagegen wäre ein ſogenannter Defenſivfeldzug bei dem gegenwärtigen Zwecke des Kriegs auch ganz unnütz, und von Schwierigkeiten und Gefahren umringt, hauptſächlich von denen hervorgerufen, deren beklagenswerthe Unklugheit den König dahin

verleitet habe, ſich noch in dieſem Jahre in Bewegung zu ſetzen. Man hätte aber durchaus vorher nichts unternehmen ſollen, ohne ſich mit Oeſterreich gemeinſchaftlich verbunden, oder **100,000** Ruſſen zur Unterſtützung zu haben, die durch Schleſien und die Lauſitz nach der Oberpfalz defilirend, die Hälfte der franzöſiſchen Streitkräfte an der Donau beſchäftigt hätten, während die Preußen nach dem Rhein marſchirt wären.

Seine Bemerkungen waren oft mit den bitterſten Sarkasmen vermiſcht. Als die Rede auf das Uebergewicht kam, welches der Geiſt der Neuerung und die Chimäre einiger damals vielgeltender Schriftſteller in der preußiſchen Armee erlangt hätten, und wie ſehr hierdurch der frühere Charakter und die Disciplin dieſer Armee entartet ſei, fügte er hinzu, daß unter anderen Abſurdidäten noch an dem heutigen Tage Befehle, bezüglich auf die Leitung der militäriſchen Operationen, von der Hausvoigtei in Berlin (das Staatsgefängniß) ausgegangen ſeien, inſofern nämlich als der nur allzu berüchtigte Bülow, obgleich in dieſem Gefängniß eingeſchloſſen, nichts deſto weniger fortwährend das große Orakel der Hauptakteurs bleibe.

Unſere Unterhaltung ward durch das Diner unterbrochen, welchem fünf Adjutanten des Generals Kalkreuth und mehrere Artillerieoffiziere beiwohnten, lauter Männer von Talent und Verdienſt. Es waren Major Kalkreuth, des Generals Neffe, Major Ziethen, Major Loſſow, Kapitän Wolhke und Lieutenant Arnheim von den Dragonern. Obgleich ſie ſich natürlich mit mehr Zurückhaltung ausſprachen, ſo war doch ihr Verdacht und ihre Beſorgniß

nicht minder augenſcheinlich, wenn auch mit Gefühlen der muthigſten Art vermiſcht. Kurz, dieſe erſte Lektion war mehr als hinreichend, alle meine Zweifel zu beſeitigen und meiner Ungewißheit ein Ende zu machen.

Perſönliche Rauhheit des Generals und verletzter Stolz blickten allerdings bei dieſen Mittheilungen hier und da hindurch; allein die ſoliden, unbeſtreitbaren Argumente, auf welche ſich der größte Theil ſeiner Beſchwerden ſtützte, machten auf mein Gemüth einen Eindruck, den die Zeit nicht wieder zu verlöſchen vermocht hat.

Ich verließ Auerſtädt um 4 Uhr, und kam ziemlich ſpät nach Weimar. Hier ſah ich mich genöthigt, die Nacht zuzubringen; der Herzog war bereits nach Gotha abgereiſt, und der Herzogin hauptſächlichſte Beſorgniß galt ihrem jüngſten Sohne, dem Prinzen Bernhard, der in einem Alter von vierzehn Jahren und bei ziemlich zarter Konſtitution gebeten hatte, als Freiwilliger im Korps des Fürſten Hohenlohe zu dienen, und welchen ich den Tag vor meiner eigenen Abreiſe Dresden verlaſſend geſehen hatte. Ich erzählte dies der Herzogin. Sie äußerte ſich bei dieſer Gelegenheit auf die liebenswürdigſte Weiſe, und ganz dem großartigen Charakter angemeſſen, von welchem ſie wenige Tage nachher, inmitten des entſetzlichſten Unglücks, ſo bewunderungswürdige Beweiſe an den Tag legte.

Sonntag den 5. Oktober. — Ich verließ Weimar um 9 Uhr Morgens, und kam gegen Mittag nach Erfurt. Dort fand ich wieder Alle, welche in Naumburg geweſen waren, und außerdem noch die kommandirenden Offiziere, ſowie den Stab der verſchiedenen Korps, aus denen das

Centrum der Armee beſtand. Die Zahl der beim Hauptquartier angeſtellten jeden Ranges belief ſich auf zweitauſend, die Truppen und das Gefolge ungerechnet, welches unaufhörlich hin und her paſſirte.

Die verſchiedenen Korps und Kommando's waren am 5. Oktober folgendermaßen vertheilt. Der Herzog von Braunſchweig leitete das Ganze. Unter ihm ward die erſte Linie des Centrums, welche die Umgegend von Erfurt okkupirte, vom Feldmarſchall Möllendorf kommandirt, das zweite oder Reſervecentrum aber, welches zwiſchen Auerſtädt und Weimar poſtirt war, vom General Kalkreuth. Der Feldmarſchall hatte im Centrum unter ſich den General Graf Wartensleben, und auf dem rechten Flügel den Prinzen von Oranien, deſſen Korps ſich zwiſchen Gotha und Eiſenach ausdehnte; auf dem linken Flügel kommandirte General Graf von Schmettau, den Grund zwiſchen Erfurt und Blankenhain beſetzt haltend. Die Avantgarde des Centrums ſtand unter den Befehlen des Herzogs von Weimar und des Herzogs von Braunſchweig-Oels. Sie okkupirte die Paſſage des Thüringer Waldes, zwiſchen Arnſtadt, Ilmenau u. ſ. w., ihre Vorpoſten bis nach Meiningen, Hildburghauſen u. ſ. w. vorſchiebend.

Der große rechte Flügel der Armee, der Form halber unter dem Kommando des Kurfürſten von Heſſen ſtehend, in der That aber unter den Generallieutenants Rüchel und Blücher, war ſeit einigen Tagen an der Werra poſtirt, und kommunicirte mit der Spitze des rechten Flügels vom Centrum bei Berka und Eiſenach. Der große

linke Flügel ſtand unter dem Kommando des Fürſten Hohenlohe, der wieder den Prinzen Louis von Preußen und die Avantgarde unter ſich hatte; General Graf Tauentzien ſtand auf der äußerſten Linken und Generallieutenant Grawert auf der äußerſten Rechten. Fürſt Hohenlohe hatte ſein Hauptquartier zu Jena; Prinz Louis ſtand mit 7000 Mann bei Rudolſtadt, und Graf Tauentzien mit 6000 Mann bei Hof. Als dieſe Streitkräfte wurden auf 150,000, von Andern ſogar auf 170,000 Mann geſchätzt. Unter dieſen waren 20,000 bis 25,000 Mann Sachſen. Nach dem Berichte ſolcher jedoch, denen als Gutunterrichteten ich alle Urſache habe, Glauben beizumeſſen, belief ſich die Geſammtzahl nicht ſo hoch, ſondern bildete eine Totalſtreitmacht von 130,000 Mann ſchlagfertiger Truppen; und um die Geſammtſtreitmacht auf dem Kriegsſchauplatze überhaupt oder in der Nachbarſchaft zu kennen, mögen hierzu noch gezählt werden das Korps des Generals L'Eſtocq aus ungefähr 8000 Mann beſtehend und in der Nähe von Münſter poſtirt, und die Reſerve des Prinzen Eugen von Würtemberg, ungefähr 12 bis 15,000 Mann ſtark, der den Befehl erhalten hatte, in Eilmärſchen nach Halle zu marſchiren.

Man hatte mir in Erfurt eine der hübſcheſten Wohnungen in der Stadt bereitet, eine ganz beſondere Gunſt unter gegenwärtigen Umſtänden. Graf Haugwitz lud mich zum Diner ein, und hier war es, wo ich den Marquis Lucheſini wieder ſah, der den Tag vor meiner Ankunft in Naumburg abgereiſt war, und mich mit auffallender Herzlichkeit empfing. Nach beendigtem Diner ging Graf

Haugwitz mit mir ins anſtoßende Zimmer, wo eine dritthalbſtündige Unterhaltung begann. Da dieſe Unterredung in vieler Hinſicht die Baſis aller Kommunikationen war, die mir in Erfurt gemacht wurden, ſo werde ich verſuchen, ſie mit beſtmöglichſter Genauigkeit wiederzugeben. Als Vorrede will ich nur einige auf mich Eindruck machende Worte anführen. Graf Haugwitz ſagte nämlich unter andern zu mir: „Sie ſind verwundert, ſich hier zu finden. Der Vorſchlag, den ich auf des Königs eignen Befehl zu machen gehabt, wird Ihnen zu manchen Konjekturen Veranlaſſung gegeben haben. Die Sache iſt die, wir wünſchen Ihre Meinung in Hinſicht unſeres Unternehmens zu hören. Die beſonderen Gegenſtände, über welche ich Ihre Meinung erbitte, ſind, obwohl an und für ſich wichtig genug, doch nur ſekundär; der Hauptpunkt iſt der, daß Sie unſer Freund werden, und Sie werden es, davon bin ich überzeugt, ſobald ich mich näher gegen Sie erklärt habe.“

Nach dieſer Einleitung fuhr er folgendermaßen fort: „Gewiß ſind Ihnen die mannichfachen Vorwürfe nicht unbekannt, mit welchen man uns ſeit geraumer Zeit wegen angeblicher Doppelſinnigkeit überhäuft hat. Wenn es jedoch überhaupt eine Macht gab, die wir zu täuſchen beabſichtigten, ſo war es Frankreich. Nothwendigkeit war unſer Geſetz; unabläßig haben wir die Wohlfahrt aller andern gewünſcht. Seit geraumer Zeit haben wir uns davon überzeugt, daß Frieden und Napoleon ſich nicht mit einander vertragen. Eine falſche Friedensmaske war Alles, was wir zeigen konnten. Dieſen uns aufgezwungenen

zweideutigen Charakter haben wir aus zweierlei Gründen nicht aufgegeben: einmal, weil der König, zu mächtig gegen alle Kriegsideen eingenommen, ſich von Jahr zu Jahr ſchmeichelte, daß dieſe koloſſale Macht durch irgend ein zufälliges Ereigniß ebenſo ſchnell wieder zuſammenſtürzen werde, als ſie entſtanden, und wir auf dieſe Weiſe von einer ſchwierigen, gefährlichen Kriſis gerettet würden, welche zu wagen ihn nur die äußerſte Nothwendigkeit verleiten konnte; und zweitens dünkte es uns nach allem Elend, welches unſere Freunde rings um uns erdulbet, räthlich, daß Europa im äußerſten Falle an uns eine unverſiegbare Hülfsquelle habe. Dennoch ſahen Sie uns im letzten Jahre entſchloſſen und zum Kriege vorbereitet, und unfehlbar würden wir auch in denſelben verflochten worden ſein, wenn nicht die Schlacht von Auſterlitz mit ihren Reſultaten, und vor Allem der Rückzug und ausdrückliche Wunſch des Kaiſers von Rußland, den König davon abgebracht hätten.

„Ich war zu jener Periode in Wien, allein und von Jedermann verlaſſen. Ich unterzeichnete, das Meſſer an der Kehle, einen Vertrag, durch welchen ich mir unglücklicherweiſe den Haß Vieler zuzog. Nun that ich aber Folgendes: Bei meiner Ankunft in Berlin bat ich den König, wie Viele bezeugen können, den Vertrag nicht anzuerkennen, ſondern mich zu entlaſſen. Die Furcht vor einer plötzlichen Exploſion hielt den König davon zurück; er ratificirte meinen Vertrag, jedoch mit Hinzufügung wichtiger Modifikationen. Das beunruhigende Schweigen, welches die franzöſiſche Regierung hierüber beobachtete,

bewog den König, mich nach Paris zu ſenden. Hier war es, wo ich endlich die gegen uns vorherrſchenden Gefühle entdeckte — daß man uns nämlich den Vertrag vom 3. November nie verzeihen werde; daß man noch weniger unſere Exiſtenz mit einer beträchtlichen, und noch dazu nicht geſchlagenen Armee vergeben könne; daß Napoleon den Augenblick ſchon berechnet habe, wo er mit allen ſeinen Streitkräften über uns herfallen werde; und daß Talleyrand allein, dem Syſtem einer freundſchaftlichen Union zwiſchen Frankreich und Preußen zugethan, den Ausbruch bisher verzögert habe.

„Napoleon erklärte mir gleich in der erſten Audienz, daß, ſeitdem der König für gut befunden, den Vertrag von Wien zu modifiziren, er ihn als annullirt betrachte, und einen neuen fordern werde. Er machte mir, trotz Talleyrand und Duroc, ſo merkwürdige Vorſchläge, daß ich mich ſchämen würde, ſie hier zu wiederholen, und erſt nach vielen Bemühungen gelang es mir, den Vertrag vom 15. Februar wieder zu erlangen. Als der Marquis von Luccheſini mit Ueberbringung deſſelben nach Berlin beauftragt ward, kamen wir überein, daß, wenn er bei ſeiner Ankunft die Armee noch vereinigt fände, er dem König rathen ſolle, ſeine Ratifikation zu verweigern; allein er fand die Armee ſchon auseinandergegangen. Aus Gründen, die nur Gott weiß und vielleicht Herr von Hardenberg, hatte man den König ohne mein Wiſſen zu dieſer Maßregel bewogen. Es war abermals nothwendig, nachzugeben; allein der König wußte von dieſer Stunde an, daß er nichts gewonnen habe, als Zeit. Bei

Digitized by Google

meiner Rückkehr nach Berlin erklärte ich dem König ohne Hehl, daß ich durch dieſe Reiſe nichts gewonnen hätte, als eine letzte, beklagenswerthe Friſt; daß weder der Friede noch der Vertrag von Paris ſechs Monate lang dauern könnten; daß es uns obläge, uns auf den Krieg vorzubereiten, und die erſte beſte Gelegenheit zu ergreifen, unſerem vorgeblichen Alliirten, der keine andere Abſicht habe, als uns zu unterwerfen und zu vernichten, zuvorzukommen. Es gelang mir, den König zu überzeugen, und in Folge meiner Vorſtellungen geſchah es, daß 50,000 Mann unſerer Truppen auf dem Kriegsfuß gelaſſen wurden, trotz aller Proteſtationen der verſchiedenen Partheien.

„Vom Monat März an glaubte der König täglich, am Vorabend der Explosion zu ſtehen. Während Rußland und England ihre Friedensunterhandlungen eröffneten, geriethen ſie bei uns ins Stocken. Inmitten der Unterhandlungen nun, und ehe wir davon Gewißheit hatten, daß der Kaiſer von Rußland dem von Oubril unterzeichneten Vertrag die Ratifikation verweigern würde, kamen wir zu einem Endentſchluß. Luccheſini hatte nämlich zu dieſer Zeit den letzten Schleier weggeriſſen, der noch die Treuloſigkeit des franzöſiſchen Gouvernements bedeckte, und uns zu jedmöglichen Entdeckungen verholfen. Er wird Ihnen hierüber ſelbſt weitläufigere Erklärung geben. Sein letzter Courier kam am 7. Auguſt an, und noch an demſelben Tage ward der Befehl erlaſſen, zwei Drittheile der Armee auf den Kriegsfuß zu ſetzen, und dieſelben ohne Aufſchub zu koncentriren. Größtes Geheimniß und Vorſicht wurden zur Pflicht gemacht, und nur allein der Kai-

ſer von Rußland davon in Kenntniß geſetzt. Der König ſchrieb eigenhändig noch an demſelben Tage an ihn, wo der Befehl erlaſſen ward, indem er ihm die ganze Lage auseinanderſetzte, und mit ſeinem Plane vertraut machte.

„Während dieſer Unterhandlungen erhielten wir einerſeits die Beſchwerden des franzöſiſchen Gouvernements gegen Herrn Luccheſini, mit dem förmlichen Geſuch, ihn zurückzurufen, und andrerſeits die Nachricht, daß der Vertrag des Herrn d'Oubril in St. Petersburg verworfen worden ſei. Die Zurückrufung des Herrn Luccheſini war eine Maßregel, die ganz in unſeren Plan paßte; und um die Täuſchung zu vollenden, ward Herr von Knobelsdorf ſtatt ſeiner ernannt. Gegen Ende des Monats Auguſt erhielt der König einen Brief vom Kaiſer von Rußland, der nichts zu wünſchen übrig ließ; Graf Götzen ward nach Dresden geſandt, um ſich des Kurfürſten von Sachſen zu verſichern; der Kurfürſt von Heſſen hatte ſich ſchon ſeit einiger Zeit für uns erklärt. Kurz nach dem erſten September waren unſere Vorbereitungen hinlänglich getroffen. Es wurden dem Wiener Hofe und kurz darauf auch dem von London Mittheilungen gemacht. Die Ankunft des Herrn von Knobelsdorf in Paris und das Reſultat ſeiner erſten Audienz veranlaßten den Anfang des Bruches. Das iſt, fügte Graf Haugwitz hinzu, der genaue Beſtand der Sache. Die Dokumente, welche ich Ihnen hierbei übergebe, werden die Beweiſe und Partikularitäten liefern. (Er händigte mir die beiden Verträge von Wien und Paris ein; einen Bericht, welchen er im Monat Mai dem König abgeſtattet, und der Bezug hatte auf die Verhältniſſe mit

Frankreich; ferner verſchiedne Botſchaften des Marquis Luccheſini und endlich die Note des H. v. Knobelsdorf, welche derſelbe in Form eines Ultimatum präſentirt hatte.) In der Kürze werden Sie etwas zu ſehen bekommen, was Sie noch mehr in Verwunderung ſetzen wird (er ſpielte auf das Manifeſt an). Sagen Sie mir nun, nach dem, was ich Ihnen bereits vorgelegt, ob ſich meine Behauptung nicht rechtfertigt, wenn ich ſage, daß unſere Politik weiſe und von beſter Abſicht iſt, und ob wir keinen Grund zum Widerruf gehabt haben?"

Ich hatte dem ganzen Vortrag mit ernſteſter Aufmerkſamkeit zugehört. Eine Antwort mußte ich nothwendig geben. Ich bat daher um Erlaubniß, mit einer kurzen Vorrede zu beginnen, worin ich bemerkte, daß die mir vom König zu Theil gewordene Ehre, mich in einem Augenblick von ſo großer Wichtigkeit hierher zu beſcheiden, mir nicht allein ganz unerwartet komme, ſondern auch in Erwägung meiner geringen Stellung in der Welt alle nur denkbaren Anforderungen überſteige. Ich könne übrigens auf keine andere Art von Antwort bedacht ſein, als meine Meinung mit größter Freimüthigkeit zu äußern, da ich überzeugt ſei, man habe mich ſicher nur deshalb hierher kommen laſſen, wenn man mich überhaupt über irgend etwas zu befragen hätte, um von mir die reine Wahrheit zu vernehmen, wie ſie ſich meinem Geiſte überhaupt darbiete. Er unterbrach mich, indem er erklärte, es verſtehe ſich dies ein für allemal von ſelbſt, und mich aufforderte, meine Gedanken durchaus frei zu äußern.

Digitized by Google

So legte ich ihm denn kurz und beſtimmt meine auf Preußens Syſtem bezüglichen Ideen vor, von der Zeit des unglücklichen Vertrags von Baſel an bis zu den letzten Verträgen. Ich bemerkte ihm in den klarſten Worten, daß, „während ich mir verſchiedene Ereigniſſe als durch des Königs unüberſteigliche Abneigung gegen den Krieg verurſacht erklären könne, es doch auch wieder manche gäbe, zu deren Billigung ich mich nicht entſcheiden könne. Der König möge gute Gründe gehabt haben, ſich in keinen Krieg einzulaſſen, nachdem ſich Rußland und Oeſterreich davon zurückgezogen, und ich hätte in dieſer Beziehung bereits früher eine von der öffentlichen verſchiedene und Preußen durchaus günſtige Meinung gehegt. Dagegen aber habe mich alles das, was auf ihrer Seite ſeit dem Ende des letzten Jahres geſchehen ſei, im höchſten Grade betrübt; ich könnte nicht umhin, einen Vertrag und noch dazu einen Allianzvertrag mit dem gemeinſamen Feinde geſchloſſen, und dies in der Hauptſtadt des Kaiſers ſelbſt, der doch autoriſirt ſei, die Souveraine als ſeine Verbündeten zu betrachten, als meinen Gefühlen widerſprechend und meinen Prinzipien entgegen, anzuſehen. Den Vertrag von Paris und die definitive Okkupation von Hannover müßte ich aber ebenfalls, wie auch ſein früherer Vortrag beweiſe, als politiſches Stratagem betrachten, und als Mittel, Zeit zu gewinnen; ich könnte mich aber mit ſolchen Mitteln nicht verſöhnen. Ich würde vielleicht ein ſchlechter Rathgeber und unerfahrener Miniſter geweſen ſein, wüßte aber, daß ich, wenn keine andere Alternative als dieſe Verträge oder Krieg exiſtirt hätte, den König

gebeten haben würde, den Entſchluß zu faſſen, ſeine Skrupel zu überwinden, und lieber die Waffen zu ergreifen gegen den Unterdrücker."

Er antwortete mir in der feinſten, ruhigſten Weiſe, und fügte hinzu: „Wo Meinungen natürlich verſchieden ſein müſſen über Probleme ſo ſchwieriger, verwickelter Natur, werde er ſicherlich meine Rechte nicht beſtreiten, meine eigne Meinung aufrecht zu erhalten. Er fühle ſich mir ſehr für die Offenheit verpflichtet, mit der ich dieſe meine Anſicht geäußert. Zu gleicher Zeit ſei es ihm aber auch angenehm, meine Meinung darüber zu erfahren, ob ich glaube, daß es ihm gelingen werde, durch eine offne Erklärung gegen die Mächte, an deren guter Meinung Preußen fortwährend gelegen ſein müſſe, ſo weit dies überhaupt zu thun rathſam ſei, den unglückſeligen Verdacht der Verrätherei zu verſcheuchen, der auf dem Berliner Kabinet laſte, und dadurch ſelbſt diejenigen anders zu ſtimmen, welche meine Anſicht theilten, ſo daß ſie ihm Glauben ſchenkten in Hinſicht ſeines ehrlichen Zweckes und der Reinheit ſeiner Abſichten."

Ich erwiederte, daß ich, was der Höfe Meinung beträfe, inkompetent ſei, hierin irgend etwas zu anticipiren; in Beziehung auf das Publikum aber, wollte ich ihm aufrichtig ſagen, was ich hierüber dächte. Ich hielte es nämlich für ſehr ſchwierig, die gute Meinung wieder umzuſtoßen, welche ſich in Folge der letzten Vorgänge zu Gunſten Preußens gebildet; allein meiner Anſicht nach müſſe man es vermeiden, die bewußte Frage von Neuem aufzuregen. Deutſchland iſt leidend; die Tyrannei, welche

Digitized by Google

daſſelbe bedrückt, iſt unerträglich geworden; der grauſame Uſurpator, welcher ſie ausübt, wird von Allen verabſcheut. Es iſt hinreichend, Preußen bewaffnet zu ſehen, mit der offenbaren Abſicht, ſo gehäuftem Jammer und Elend ein Ende zu machen, um alle Herzen für Sie zu gewinnen. Sie erzeigen mir die Ehre, mich um Rath zu fragen, es iſt dieſer: Laſſen Sie die Vergangenheit auf ſich beruhen; bieten Sie die Gegenwart in einer Weiſe dar, welche keinen Zweifel zuläßt über die Gerechtigkeit Ihrer Sache, die Beſtimmtheit und Feſtigkeit Ihrer Entſchlüſſe, oder über die Weisheit Ihrer Maßregeln; zeigen Sie endlich die Zukunft unter einer Geſtalt, welche durchaus jede Spur perſönlichen Intereſſes entfernt, und ich will es übernehmen, nicht nur Bürgſchaft zu leiſten für die öffentliche Meinung, ſondern auch für allgemeine Indulgenz und Vertrauen.

Dieſe Antwort ſchien ihn zu erfreuen. Er erwiederte: „Sie haben durchaus Recht, und wenn Sie uns jetzt verließen, nachdem Sie uns dies geſagt, ſo würde ich mir ſchon deshalb gratuliren, Sie geſehen zu haben. Wir werden Ihrem Rathe folgen, jedoch mit einer einzigen Einſchränkung. Mit unſeren Feinden nämlich müſſen wir von der Vergangenheit reden. Wir haben ihnen zu viele gute Dinge zu erzählen; allein mit unſeren Freunden und dem Publikum ſoll von derſelben nicht wieder die Rede ſein. Laſſen Sie uns nun zuerſt über die Gegenwart erklären. Sie ſehen, was ſich ereignet hat. Wir haben uns mit ungeheuren Koſten gerüſtet, und werden dieſe Armee noch fortwährend vermehren müſſen. Alle,

die in der Nachhut zurückgeblieben, haben bis zum letzten Regiment Befehl erhalten, zu marſchiren. Unſere Abſicht iſt, einen kräftigen Krieg zu führen. Einmal ausgerüſtet, ſoll uns kein Unglück, keine verlorene Schlacht zum Rückſchritt bewegen. Uebrigens wird es uns nicht an Verbündeten fehlen. Der Kaiſer von Rußland hat ſich bereits erklärt, und zwar in einer Weiſe, die uns zu jeder Hoffnung von ſeiner Seite berechtigt. Frankreich hat nie eine Ahnung von unſeren eigentlichen Verhältniſſen zu dieſem Souverain gehabt. Es iſt aber ein ſolches, daß, wenn wir uns heute am Rande des Verderbens befänden, und der Kaiſer geſtern erſt einen Vertrag mit Frankreich unterzeichnet hätte, von welcher Art er auch immer ſein möchte, er uns doch mit ſeinen Hülfsquellen zur Hand ſein würde. Ferner ſchmeicheln wir uns günſtigen Gedeihens der mit England eingeleiteten Unterhandlungen. Ja, Sie werden vielleicht erſtaunen, zu erfahren, daß es nach Briefen, die ich von Hamburg empfangen, ſcheint, als ob ein engliſcher Geſandter bereits hierher unterwegs ſei. Was Oeſterreich anbetrifft, ſo ſind wir über deſſen Theilnahme nicht hinlänglich unterrichtet, hegen aber doch die feſte Ueberzeugung, von deſſen freundſchaftlicher Geſinnung. Sie kennen Wien beſſer, als ich; haben Sie mir in dieſer Beziehung irgend eine befriedigende Nachricht, die Sie füglich mittheilen können, zu berichten, ſo würde ich Ihnen dafür ſehr verbunden ſein."

Ich erwiederte, daß, wenn er unter Wien die Abſichten des dortigen Kabinets verſtehe, er mit Unrecht glaube, daß ich beſſer unterrichtet ſei, als er, es müſſe

denn ſein, daß er weniger davon wiſſe, als nichts. Ich ſei zu keiner Zeit in die Regierungsgeheimniſſe eingeweiht geweſen, und wenn ich früher auch einige Kenntniſſe über den allgemeinen Stand der Dinge in jenem Lande beſeſſen, ſo hätte eine lange Abweſenheit dieſelben wieder verwiſcht. Wenn eine einfache Konjektur ausreiche, ſo würde ich mich ſtets an ein Prinzip halten, welches mir zu natürlich erſchiene, als daß es nicht wohl begründet wäre, daß ſich nämlich der Kaiſer ſicher keinen ehrenwerthen Mitteln entgegenſtellen werde, die eine wünſchenswerthe Veränderung der gegenwärtigen Lage Deutſchlands und Europas beabſichtigten, inſofern der dahin zweckende Plan ſich nicht in einer Weiſe böte, daß das vorhandene Elend im Falle des Mißlingens, oder des geringſten Mißgeſchickes nur verdoppelt werde. Was jedoch die ſchon gefaßten oder noch zu faſſenden, und auf den gegenwärtigen Moment bezüglichen Beſchlüſſe anbeträfe, ſo wüßte ich davon ſo wenig, daß mir nicht einmal bekannt wäre, wie des Kaiſers Kabinet das Unternehmen anſähe, in welches ſich der König von Preußen eingelaſſen. Auch hegte ich eine ſo gute Meinung von den politiſchen Kombinationen des Berliner Kabinets, um nicht anzunehmen, daß daſſelbe auf ganz andere Weiſe, als ich, von einem ſo weſentlichen Gegenſtande, der ſo nothwendig zu den Bedingungen eines erfolgreichen Reſultats gehöre, unterrichtet ſei.

Ich bemerkte, daß ihn dieſe Antwort mehr in Verlegenheit brachte, als alles Andere, was ich während unſerer bisherigen Unterhaltung geäußert hatte. Indeſſen hatte er ſich zu beſtimmt über die Ungewißheit ausgeſpro-

chen, die über dieſem Hauptgegenſtand ſchwebte, als daß er dieſen ſeinen Schritt hätte rückgängig machen können; auch bewies die Aengſtlichkeit, mit der er ſich bemühte, von mir einige Kunde zu erlangen, wie höchſt unvorbereitet er eigentlich war. Er ſagte hierauf, man gehe ſo eben damit um, einen General von Bedeutung an den Wiener Hof zu ſenden; es ſei die Ausführung dieſes Plans bisher nur deshalb hinausgeſchoben worden, um nicht unzeitig einen Allarm zu erregen, der die öſterreichiſche Regierung hätte kompromittiren können; auch ſei ja der Krieg noch nicht erklärt, und der Plan des Feldzugs noch nicht entſchieden entworfen; man habe jedoch in der Zwiſchenzeit dem Kaiſer zu verſtehen gegeben, daß er doch von ſeiner Seite irgend einen bedeutenden Offizier ſenden möge, indem man zugleich habe merken laſſen, daß im Falle ſeine Wahl auf den General Stutterheim fallen ſolle, dies mit unſeren Wünſchen ganz übereinſtimme. Sobald nun aber die eine oder andere dieſer Miſſionen in Ordnung gebracht ſei, werde man ſogleich mit dem kaiſerlichen Hof über die gegenwärtigen, wie die zukünftigen Pläne konferiren, und es werde in Zukunft von ſeinem Hofe nichts beſchloſſen werden, ohne des kaiſerlichen Hofes vollkommenſte und formellſte Zuſtimmung. Es ſchiene ihm von äußerſter Wichtigkeit, ſich ſo bald als möglich über jede Maßregel zu verſtändigen, die zu einem entſcheidenden Erfolge, wie er ihn vorausſetze, erforderlich ſein möchte.

Meine Erwiederung lautete: ich müſſe mit dieſer ſeiner Meinung ſo vollkommen übereinſtimmen, daß ich in der That geglaubt, man habe ſich ſchon ſeit längerer Zeit

mit dieſen Fragen beſchäftigt, und irgend eine darauf bezügliche Unterhandlung oder Diskuſſion eingeleitet. Ferner ſei ich wegen Preußens bewährter Solidität in Hinſicht aller militairiſchen Pläne überzeugt, daß nichts mehr dazu beitragen könne, dem Kaiſer Vertrauen einzuflößen, als eine genügende Kenntniß des beabſichtigten Vorhabens. In dieſer Beziehung wie in vielen andern, ſei meiner Anſicht nach nichts weſentlicher, als einen Plan zu haben, damit man mit Genauigkeit die Direktion ihres Marſches kenne. Dadurch würde Preußen eine feſtbeſtimmte Stellung gewinnen, und Andere ermuthigen, ſich ihm anzuſchließen.

Er erwiederte, es ſei dies gerade einer der Gegenſtände, die er mit mir zu beſprechen am meiſten gewünſcht, und da ich mir ſicher hierüber einige Ideen entworfen, ſo bitte er mich, ſie ihm mitzutheilen, wogegen er mir nachher auch ſeine Anſichten über dieſen Gegenſtand nicht vorenthalten wolle. Ich ließ mich ohne Zögern in dieſe imaginaire Diskuſſion ein. Ich hatte in der That viel über die politiſchen Reſultate dieſes Kriegs nachgedacht, jedoch ſtets in der Vorausſetzung, daß es ein allgemeiner werde, da ich im entgegengeſetzten Falle nur Niederlage und Verzweiflung erwartete.

Während ich in Naumburg des Grafen Haugwitz Botſchaft erwartete, hatte ich meine ganze Zeit darauf verwendet, meine Ideen über den zukünftigen Weg, welchen Deutſchland einſchlagen müſſe, um fremdem Joche zu entgehen, zu Papier zu bringen. Deshalb war ich jetzt wegen einer Antwort nicht in Verlegenheit. Jedoch

hielt ich es aus mehreren Gründen für zweckdienlich, mich genau auf die Frage zu beſchränken. Dies kündigte ich auch dem Grafen Haugwitz an, indem ich ihm ſagte, daß ich mich in Beziehung auf eine vorläufige Prüfung der Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs nicht kompetent fühle, mich darauf einzulaſſen, und dieſen Punkt ihm überlaſſen müſſe, da ich präſumire, daß er ſicher nicht ein ſo ſchwieriges, gewagtes Unternehmen begonnen, ohne alle Chancen deſſelben erwogen zu haben. Nach dieſem entwickelte ich meinen Plan, von welchem ich hier nur einige charakteriſtiſche Umriſſe entwerfen will.

Die Franzoſen vom Rhein zu verjagen, ſollte der Hauptzweck des Krieges ſein, der einzige, an welchem ich Intereſſe nehmen könnte; ſei dieſer Plan vollführt, ſo handle es ſich ferner darum, die gehäſſige Konföderation aufzulöſen, die ſich unter den Auſpizien einer fremden, willkührlichen Macht gebildet, und dann erſt zu prüfen, ob eine Wiederherſtellung der frühern Konſtitution des Reichs, mit ſolchen Modifikationen, wie ſie die Umſtände erforderten, jeder andern Inſtititution vorzuziehen ſei.

Sollte dieſe Wiederherſtellung als unausführbar befunden werden, ſo müſſe man Deutſchland in zwei große, durch eine immerwährende Allianz vereinigte Konföderation theilen: eine unter die Protektion Oeſterreichs, und die andere unter die Preußens, deren Mitglieder jedoch alle ihre Souverainitätsrechte behalten ſollten, jedoch unter der Reſtriktion eines gleichförmigen Militairſyſtems. Da es, was die Territorialbeſtimmungen anbeträfe, unmöglich ſein würde, zu einer neuen Ordnung der Dinge zu gelan-

Digitized by Google

gen, ohne die eine oder andere Entziehung, ſo habe man darauf zu ſehen, daß Baiern in Hinſicht des gegenwärtigen Standes der Dinge verantwortlicher ſei, als irgend eine andere Macht in Deutſchland, mit Ausnahme jedoch des Kurfürſten Erzkanzlers. Dieſes müſſe man auf ſeine früheren Beſitzungen beſchränken, höchſtens mit Ausnahme von Bamberg, als Entſchädigung für das Herzogthum Berg. Dies letztere müſſe wieder mit Cleve vereinigt und Preußen gegeben werden, um das Gehäſſige zu beſeitigen, daß ein fremder General inmitten von Deutſchlands Fürſten ſeinen Sitz aufſchlage, und um Düſſeldorf und Weſel in die Hände derjenigen Macht zu bringen, welche ausdrücklich mit Vertheidigung des Nordens von Deutſchland beauftragt ſei. Ferner müſſe man Tyrol und Voralberg dem früheren Beſitzer wieder reſtituiren — da doch die Idee, das Haus Oeſterreich dieſer Länder zu berauben, für ein rechtliches Gefühl allzu empörend ſei. Oeſterreichs Grenzen in Italien müſſe man ausdehnen bis an den Mincio, nicht als vollſtändige Maßregel für den neuen Plan von Italiens Organiſirung (woran zu denken jetzt noch nicht die Zeit ſei), ſondern als durchaus nothwendige Bedingung.

„Was Deutſchlands abſolute Unabhängigkeit und eine permanente Ordnung von deſſen Angelegenheit u. ſ. w. anbetrifft, bemerkte Graf Haugwitz, mit jenem heitern, wohlwollenden Weſen, welches alle, die mit ihm zu thun gehabt, kennen zu lernen Gelegenheit hatten, — ſo ſind Ihre Worte ganz meine Gedanken, ja, ich möchte hinzufügen, es iſt mir, als wären ſie aus meinen Papieren.

Hier iſt der Plan, nur mit einer geringen Veränderung. Wir haben den Rheinbund anerkannt, weil unſere Vorbereitungen noch nicht weit genug gediehen waren, um mit Frankreich zu brechen, und weil wir keinen entſchiedenen Beweis der Treuloſigkeit hatten, der doch nothwendig war, um des Königs Entſchluß zu beſtärken, — allein wir erkannten ihn unter dem ausdrücklichen Vorbehalt an, daß der Bildung einer Konföderation der nördlichen Staaten Deutſchlands kein Hinderniß in den Weg geſtellt werde. Dieſe Bedingung iſt nicht erfüllt worden; übrigens will ich Ihnen nicht verhehlen, daß der Plan dieſes Nordbundes nie ernſtlich von mir gehegt, und eigentlich nur vorgeſchoben wurde, um Zeit zu gewinnen. Siege ſind uns vor Allem nöthig; erfreuen wir uns deren, ſo verſpreche ich Ihnen, daß Sie nichts mehr vom Rheinbund, oder von Mürat hören ſollen. Was die auf Territorialbegränzung bezüglichen Anordnungen betrifft, ſo ſtimme ich ebenfalls ganz mit Ihnen überein. Baiern ſoll die Zeche bezahlen; auch begreife ich, daß es rathſam iſt, Preußen nach Frankreich zu nicht blos wieder auf den früheren Fuß zu ſetzen, ſondern es ſogar zu vergrößern — und ihm ſo eine Stellung zu verleihen, in welcher es wirkſamer Oeſterreichs rechte Flanke decken kann. Was die Reſtauration von Tyrol und die Erweiterung von Oeſterreichs Gränzen nach Italien anbetrifft, ſo halte ich dieſe Maßregeln für die dringendſten von allen."

Unſer Geſpräch hatte bereits über zwei Stunden gewährt. Die überhandnehmende Finſterniß machte dies dem Grafen Haugwitz bemerklich. Hierauf ſagte er, er

habe mir nach dieſer allgemeinen Verſtändigung noch zwei wichtige Vorſchläge zu machen: — erſtens möchte ich ihm noch einige Tage mit meinem Rathe, und im Nothfall auch mit meiner Feder beiſtehen, und zweitens möchte ich, wenn ich im Beſitz aller Informationen wieder nach Wien käme, einfach erzählen, was ich geſehen und gehört, um ſo dazu beizutragen, auch den letzten Schimmer des Verdachts zu vertilgen, inſofern man überhaupt noch welchen hege.

Meine Antwort lautete dahin, daß ich, was den erſten Vorſchlag anbeträfe, mich dem Anſuchen nicht entziehen wolle, inſofern ich im Stande ſei, hierin Genüge zu leiſten, und ſich mein Aufenthalt nicht über eine Woche verlängere. Was aber meine Reiſe nach Wien betreffe, ſo müſſe ich bitten, mir zu geſtatten, den desfallſigen Antrag abzulehnen. Ich hätte durchaus kein Recht, mich in ſo wichtige Geſchäfte zu miſchen, wenn ich nicht ausdrücklich dazu berufen würde; ich wüßte überhaupt nicht, wie man meinen Aufenthalt hier in Wien aufnehmen werde, da ich hierbei nur meinem eigenen Antriebe gefolgt wäre, der mir dies Unternehmen auf jede Gefahr hin anbefohlen. Mehr aber könne ich nicht wagen. Ueberdies werde ſich der getreue Bericht, welchen ich jedenfalls von dem erſtatten würde, was ich auf dieſer meiner Reiſe erfahren, weit beſſer ſchriftlich machen, ohne dadurch Verhältniſſe und Konjekturen anzuerkennen, zu denen mein plötzliches Wiedererſcheinen in Wien unfehlbar Veranlaſſung geben würde.

Digitized by Google

Hiernach war vom zweiten Vorſchlag nicht weiter die Rede, und Graf Haugwitz kehrte zum erſten Theil ſeines Vorſchlags zurück. Er verkündigte mir, daß er mich vor allen Dingen erſuchen wolle, mich mit der Reviſion eines Manifeſtes zu beauftragen, welches Hr. Lombard verfaßt, ſowie auch dies Dokument ins Deutſche zu übertragen. Er verſicherte, Lombard ſei ganz der Mann, wie ich mir ihn wünſchen könne, bereit, jede Bemerkung und Kritik anzunehmen, die ich für gut befinden würde, ſowie auch ſich jeder Veränderung zu unterziehen, welche ich für nothwendig erachten ſollte. Dann bat er mich, einen Artikel zu ſchreiben, als Antwort auf die von den franzöſiſchen Journalen unter fingirtem Datum aus Dresden und Kaſſel veröffentlichten, in Beziehung auf die Stellung dieſer beiden Höfe und deren Verhältniſſe zu Preußen.

Nach Hauſe zurückgekehrt, notirte ich mir Alles in der Kürze, wie man es eben geleſen. Sodann aber durchlas ich die Papiere, welche mir Graf Haugwitz anvertraut, und brachte ſpäter den Artikel über die beiden kurfürſtlichen Höfe zu Papier, wie er in der Erfurter Zeitung vom 7. Oktober abgedruckt worden iſt.

Um 9 Uhr Abends ging ich zum Marquis Luccheſini. Da in Erfurt Jedermann ſehr früh zu Bett ging, ſo hatte er mich ein für allemal eingeladen, jeden Abend mit ihm tête à tête zuzubringen. Mit größter Bereitwilligkeit machte ich von dieſer Erlaubniß Gebrauch. Ich kannte den Grafen Haugwitz, und wußte, wie ich die mit ihm gehabte Unterredung im Allgemeinen zu nehmen

hatte. Mehr als ein Beweggund lag für ihn vor, die Geſchichte des vergangenen und gegenwärtigen Zuſtands der Dinge in glänzendem und günſtigem Lichte erſcheinen zu laſſen. Was er mir eröffnet und erzählt, hatte mich, anſtatt zu befriedigen, nur begieriger nach wirklicher Aufklärung gemacht. Auch wußte ich ſehr gut, daß des Marquis Lucheſini Berichte nichts weniger als ein Evangelium ſeien. Allein es waren doch auf dieſe Weiſe immer noch mehr Chancen vorhanden, zwiſchen den beiden falſchen Verſionen zur Wahrheit zu gelangen, zumal ich wußte, daß der letztere Miniſter nichts weniger als ein Buſenfreund des Grafen Haugwitz ſei. Ich kannte ihn von früher her ſehr genau, und war ſo im Stande, ihn nach Wunſch zu befragen. Was aber den Punkt betraf, der mich am meiſten intereſſirte (nämlich vollſtändige Kenntniß der Beweggründe, welche den plötzlichen Beginn der Feindſeligkeiten von Seiten Preußens veranlaßt hatten), ſo war ich ſicher, hierüber im Laufe der Unterhaltung ins Klare zu kommen. Dies waren die Gründe, weshalb ich die Abende bei Herrn Luccheſini als eine Quelle vortrefflicher Informationen betrachtete.

Die erſte Unterhaltung bezog ſich durchaus auf die Geſchichte deſſen, was ſich in Paris ereignet, und den Bruch mit Preußen zur Folge gehabt hatte. Auch Luccheſini beſtärkte mich in der Meinung, die über den Vertrag von Wien und Paris zu bilden, mich Graf Haugwitz befähigt hatte. (Späterhin bot er mir, wie man nachher ſehen wird, noch detaillirteren Bericht.) Er verſicherte, daß er ſelbſt ſeit geraumer Zeit einen Krieg mit Frankreich

für unvermeidlich gehalten habe. Er wußte mit Beſtimmtheit, daß die Reſtitution Hannovers vom erſten Beginn der Unterhandlungen mit England der engliſchen Regierung ganz anheim geſtellt worden war. In Berlin hatte man ihm dies nicht glauben wollen. Dieſer Schritt, gerade in einem Augenblick gethan, wo Laforêt Befehl erhalten, dem Berliner Kabinet anzuliegen, die Maßregeln zu vervollſtändigen, derentwegen er akkreditirt worden, erſchienen in ſo treuloſem Lichte, daß ſelbſt diejenigen, welche die franzöſiſche Regierung vollkommen kannten, dieſer Nachricht kaum Glauben beimeſſen konnten. Herrn von Oubrils Unterhandlungen warfen ein neues Licht über die Pläne und geheimen Abſichten dieſer Regierung. Der am **20.** Juli unterzeichnete Vertrag enthielt zwei geheime Artikel, von denen der eine auf die Kompenſation des Königs von Neapel wegen der Baleariſchen Inſeln Bezug hatte, und der andre als Nachſchrift zum Artikel 8. die Erklärung enthielt, daß Frankreich und Rußland vereint den König von Preußen veranlaſſen ſollten, Frieden zu ſchließen mit dem König von Schweden, ohne von dieſem Souverain Schwediſch-Pommern als Opfer zu verlangen.

Sicher konnte den König von Preußen nichts mehr verletzen, als dieſe unverſchämte Klauſel, der zufolge man ihm einen Plan unterſchob, gegen welchen er immer proteſtirt hatte, und den er ſogar zurückgewieſen, als Frankreich denſelben in Vorſchlag gebracht hatte. Was aber dieſen Artikel noch anſtößiger machte, war, daß Napoleon, als er von ſeinen künftigen Plänen ſprach, zu wiederholten Malen geäußert hatte: „Dieſer König von Schweden

15*

iſt ein rechtlicher Mann. Ich werde mich nicht blos darauf beſchränken, ihm ſein Land zu retten, ſondern auch verſuchen, es zu vergrößern.“ Während der Konferenzen mit Dubril hatten ſich die franzöſiſchen Unterhändler ſtets dahin geäußert, daß, wenn der Kaiſer von Rußland ſein Gebiet in Polen auszudehnen wünſche, ſie ohne weitere Schwierigkeit darein willigen würden. Lucchesini zufolge war vom Kabinet der Tuillerien hauptſächlich deswegen zu dem geheimen Theile des Vertrags die Hinzufügung eines förmlichen Artikels nicht gefordert worden; und endlich war vor Lauderdales Abreiſe nach Paris eine neue Erklärung gegen die engliſche Regierung erfolgt, dahin lautend, daß Frankreich ſeine Unterſtützung zur Reſtauration des Kurfürſtenthums darbieten wolle. Napoleon ſchmeichelte ſich hierbei, daß er, im Verein mit dem Kaiſer von Rußland, den König von Preußen bewegen werde, Hannover aufzugeben. An eine Reſtitution der abgetretenen Provinzen ward gar nicht gedacht. „Irgend eine nichtsſagende Entſchädigung, ſagte der Marquis, war Alles, was ſie je für ihn im Sinne gehabt, und jeder Tag offenbarte den Plan deutlicher, ihn direkt zu opfern, und den Untergang ſeiner Monarchie vorzubereiten.“ Dies war das Weſentliche der Information, die er vor einigen Monaten ſeinem Hofe überbracht hatte. Aber vor Allem entſchieden die beiden Berichte, welche der Marquis am **22.** und **29.** Juli erſtattete, vereint mit den dem Kurfürſten von Heſſen gemachten Vorſchlägen, und die feindlichen Maßregeln gegen den Prinzen von Oranien, den König für den Krieg.

Digitized by Google

Mehr als einmal fühlte ich mich während dieſer Erzählung verſucht, die Frage aufzuwerfen, ob denn alles dies hinreichende Beweggründe für den Entſchluß ſeien, ſo plötzlich mit Frankreich zu brechen, allein es ſchien mir doch klüger, dieſe Frage zu verſchieben. Leicht hätte ich ſonſt dem Marquis Dinge ſagen können, die ihn in Verlegenheit gebracht, oder ihn gegen mich kühl gemacht hätten; allein das durfte ich nicht, da ich, bevor es zur Diskuſſion kam, erſt vollſtändig unterrichtet ſein wollte. Er erzählte mir hierauf die Geſchichte ſeiner Rückberufung. Die franzöſiſche Regierung hatte eine ſeiner Botſchaften aufgefangen (verſchiedener Umſtände halber glaube ich, daß dies von ſeiner Seite beabſichtigt worden), und die Zurückberufung des Herrn Luccheſini verlangt. Laforêt hatte den Befehl, zu erklären, daß er, im Falle dieſem Geſuch nicht auf der Stelle gewillfahrt werde, für nichts ſtehe. Indeſſen war der Berliner Hof, wie mir Graf Haugwitz bereits erzählt, ſehr über dieſen Lärm erfreut. Nichts ſchien ihm zur Verbergung ſeiner Pläne günſtiger zu ſein, und Hr. v. Knobelsdorf, bekannt als einer von Napoleons eifrigſten Anhängern, ſowie auch als ein Vertheidiger des Friedensſyſtems, ward ausdrücklich gewählt, um die Franzoſen hinter das Licht zu führen.

Das Merkwürdigſte bei dieſer letzten Maßregel blieb jedoch (es war dies eines der Stratageme des Grafen Haugwitz), daß Hr. v. Knobelsdorf ſelbſt düpirt ward. Er bildete ſich im völligen Ernſte ein, man habe ihn nach Paris geſandt, um durch ſeinen perſönlichen Kredit das gute Einverſtändniß wieder herzuſtellen. Nichts ahnend,

kam er dort an, mit der feſten Ueberzeugung, in wenigen Tagen jede Schwierigkeit aus dem Wege geräumt zu haben, und war ſogar ſo thöricht, zu wähnen, ſeine Inſtruktionen ſeien dem Marquis Lucheſini, in welchem er nur einen in Ungnade gefallenen Miniſter ſah, unbekannt. Deshalb verhehlte er ſie auch ſorgſam vor ihm, und wenn letzterer vollkommene Unkenntniß erheuchelnd, ihm erzählte, daß er glaube, ſeine Inſtruktionen gingen dahin, den Rückzug der franzöſiſchen Truppen zu verlangen, ſtimmte der andre bei, hinzufügend, er halte es für nicht ſchwer, des Kaiſers Zuſtimmung hierzu zu erlangen. Gleich in der erſten Audienz wandte ſich Napoleon mit folgenden Worten an Herrn v. Knobelsdorf: „Ich bin ſehr erfreut, Sie hier zu ſehen; ich liebe ſchlichte, gerade Männer wie Sie; allein mit Ihrem Hofe bin ich ſehr unzufrieden. Was bedeutet das Einmiſchen in die Angelegenheiten der nördlichen Konföderation; weßhalb bekümmert man ſich um das längere Verweilen meiner Truppen in Deutſchland?"

Herr v. Knobelsdorf wünſchte, begreiflich zu machen, daß es auch nicht im entfernteſten des Königs Abſicht ſei, den Kaiſer zu beleidigen; daß es ihm aber doch wünſchenswerth erſcheine, wenn dem Verweilen der franzöſiſchen Truppen in Deutſchland irgend eine Gränze geſetzt werde. Darauf äußerte Napoleon ſehr aufgebracht und leidenſchaftlich: „Was! Wiſſen Sie denn nicht, daß ich Cattaro nöthig habe und es auch haben will? Auch nicht ein Mann ſoll über den Rhein, ehe dieſer mein Wille vollführt iſt. Was die armſeligen **7000** bis **8000** Mann anbetrifft, welche an der Gränze von Weſtphalen ſtehen,

ſo werde ich Mittel finden, über ſie zu verfügen; aber vor Allem iſt es nothwendig, daß Ihr König entwaffnet und vollſtändig entwaffnet, und alle Ihre Truppen auf Friedensfuß geſtellt werden.“ Knobelsdorf war nicht wenig beſtürzt, als er dieſe Worte vernahm; da er jedoch am nächſten Morgen ein Geſchenk von vier Pferden mit einem Wagen erhielt, ein Umſtand, deſſen ſich bisher noch Niemand, außer dem türkiſchen Geſandten, zu erfreuen gehabt, glaubte er, wieder auf dem Gipfel der Gunſt zu ſtehen. Er ſchrieb an ſeine Frau, ſie möge nur ganz unbeſorgt ſein, an Krieg ſei gar nicht zu denken; und als Napoleon zur Armee abging, fragte er ſogar bei ſeinem Hofe an, ob er ihn nicht auf ſeiner Reiſe begleiten ſolle.

Als der Marquis Lucheſini Paris verließ, hatte er beim Abſchied eine ziemlich lange Audienz, die ganz ruhig verlief. Napoleon ſprach unaufhörlich mit ihm von ſeinen Plänen zum Beſten der Menſchheit, hinzufügend, man möge ihn nur ruhig gewähren laſſen, und Europa werde ſich bald in der wünſchenswertheſten Lage befinden. Die Unterhandlungen mit England betreffend, bemerkte er: „Ich weiß recht wohl, daß Lord Lauderdale nichts iſt, als einer meiner Pariſer Spione. Längſt hätte ich ihn ſchon ſeiner Geſchäfte enthoben, aber die Miniſter wollen darein nicht willigen.“ Hierauf bat Lucheſini den Herrn von Talleyrand (mit welchem er bis zuletzt auf gutem Fuß geſtanden), ihm eine Erklärung dieſer Maßregel zu geben, und erfuhr nun, daß in der That beide, ſowohl er als Champagny, dem Kaiſer erklärt hatten, es ſei, im Falle ein neuer Kontinentalkrieg ausbrechen ſolle, durchaus

nothwendig, wenigſtens den Schein einer Unterhandlung mit England zu retten, um das Volk nicht in Unruhe und Furcht zu verſetzen. Er ertheilte ihm bei dieſer Gelegenheit die Verſicherung, und wiederholte dieſe ſpäterhin noch öfters, daß ein Krieg mit England in der That das Einzige ſei, woran das franzöſiſche Publikum Intereſſe nehme, in ſofern, als die Uebel, die durch ihn über das Land verhängt würden, immerfort gefühlt würden, und kein Wunſch würde in allen Klaſſen und Ständen aufrichtiger gehegt, als der, ſolch einem Kriege ein Ende zu machen. Wenn in Paris die Rede ſei von Frieden, ſo wäre Friede mit England das allgemeine Verlangen; alle andern Friedensſchlüſſe ſeien dem Publikum ſo gleichgültig wie Bonapartes Siege und Eroberungen. Auch ſei, wie er ihm ferner ſagte, die Unterhandlung mit England in der That ziemlich vorgerückt geweſen. Malta und das Kap waren bewilligt. Einige Schwierigkeiten hatten in Hinſicht Surinams obgewaltet, das aber am Ende auch aufgegeben wurde; allein der große Felſen, an welchem ſie zerſplitterten, war Sicilien; hierüber waren beide Theile gleich feſt, und ſchien man von keiner Seite nachgeben zu wollen.

Uebrigens glaubte der Marquis Luccheſini, daß, wenn man auch über dieſen Punkt übereingekommen, zwei große Schwierigkeiten noch im letzten Akt der Unterhandlungen entſtehen würden. Die franzöſiſche Regierung würde nämlich als einen Ehrenpunkt einige Modifikationen der bisher obwaltenden Seerechtsprinzipien gefordert haben, zu denen England ſicher ſeine Zuſtimmung nie geben werde.

Digitized by Google

Auf der andern Seite müßten, trotz des großen Leichtſinns, mit welchem Frankreich ſtets die Frage einer Reſtitution Hannovers betrachtet habe, ſich gerade über dieſen Punkt beträchtliche und ernſtliche Bedenklichkeiten erheben. Denn die engliſche Regierung würde nicht mit einem einfachen Konſens von Seiten Frankreichs zufrieden ſein, ſondern eine mit aller Förmlichkeit geleiſtete Garantie verlangen, und eine ſolche ſei, wie die Dinge jetzt ſtünden, ohne einen Krieg mit Preußen, nicht möglich. Einen Augenblick ſchmeichelte ſich Napoleon, es werde ſich vielleicht durch des Kaiſers von Rußland Vermittlung irgend ein Arrangement treffen laſſen; allein dieſe Berechnungen waren ebenſo falſch, wie die meiſten von denen, welche man auf dieſen Monarchen bezüglich gemacht hatte.

Montag den 6. October. — Um 10 Uhr Morgens begab ich mich zu Herrn Lombard, da ihm ſeine Geſundheit nicht geſtattete, auszugehen. Ich fand ihn in einem bemitleidungswerthen Zuſtand, an Händen und Füßen gelähmt, und nur mit großer Mühe im Stande, von einem Stuhl zum andern geſchafft zu werden. Allein ſein Geiſt hatte die ganze frühere Friſche bewahrt, und weder ſein Einfluß, noch ſeine Bedeutſamkeit hatten ſich in der letzten Zeit vermindert. Er war weit mehr Miniſter, als Graf Haugwitz, der durchaus zu keiner wichtigen Maßregel ſchritt, ohne zuvor Herrn Lombards Zuſtimmung erlangt zu haben, und mehr als einmal habe ich gehört, wie letzterer zu ſeinem Bruder Peter, des Miniſters Günſtling und Privatſekretair, ſagte: „Sage doch dem Grafen

Haugwitz, ich hätte ihm dieſen Abend etwas mitzutheilen. — Vergiß nicht, daß Graf Haugwitz morgen früh zu mir kommt." Auch er empfing mich ſehr freundſchaftlich. Früher waren wir ziemlich vertraut geweſen; allein während der letzten drei Jahre meines Aufenthaltes in Berlin von einander abgekommen, da ich mich mit ſeinen verderbten Prinzipien und ſeinem halsſtarrigen Benehmen nicht vertragen konnte; und ſo mochten es nun wohl ſieben Jahre ſein, ſeitdem wir uns nicht geſehen. Als ich hereintrat: rief er aus; „Hier zum wenigſten ſind wir Freunde; glauben Sie mirs, im Herzen waren wir es immer, mehr als Sie je gedacht. — Wir mögen verſchiedner Anſicht geweſen ſein über die Methode, aber nicht über das Objekt. Ich konnte mich ſo lange nicht für den Krieg entſcheiden, oder dem Könige rathen, ihn zu unternehmen, als die Nation dieſer Maßregel heftig entgegen war. Jetzt iſt es allgemeiner Wunſch, und keine Seele hegt andere Gefühle." Er ſprach hierauf von ſeinem Manifeſt, und meinte, es ſei bereits ſeit einer Woche vollendet; ſeitdem er aber erfahren, daß der König mich berufen, habe er nicht eher etwas Weiteres damit vornehmen wollen, als bis er meine Meinung über das Dokument vernommen. Hierbei überreichte er mir als Einleitung zu dem Manifeſt einen Brief, welchen er in des Königs Namen an den Kaiſer Napoleon geſchrieben, und welcher letzterem mit Knobelsdorfs Ultimatum präſentirt worden war. Hierzu fügte er einen Brief von Napoleon an den König, von früherem Datum, wenn ich nicht irre, vom 22. September. Dieſe Papiere hat

er mich, zu Hauſe zu leſen, und nach dem Eſſen zu ihm zurückzukehren, um ihm meine Meinung darüber zu ſagen, und dann zur Prüfung des Manifeſts zu ſchreiten. Ich übergehe verſchiedene intereſſante Anekdoten, die er während dieſer erſten Unterhaltung erzählte, da wir ſpäter noch eine zweite hatten, bei welcher Gelegenheit er auf dieſelben noch näher anſpielte; ihnen allen wird der gehörige Platz angewieſen werden.

Nach Hauſe zurückgekehrt, las ich ſogleich den Brief an Napoleon; war aber nicht ſehr davon erbaut. Das Dokument war entſetzlich lang, und enthielt zum größten Theile Klagen und Auslegungen, die wiederum im Manifeſt erſchienen, und in einem ſo geſchwätzigen, familiären, ja faſt indecenten Tone geſchrieben waren, daß ich erſchrack. Mir ſchien es, als ſei der König durch dieſen Brief mehr kompromittirt, als gerechtfertigt. Man konnte von demſelben daſſelbe ſagen, was Rivarol von Mirabeaus berüchtigter Adreſſe an Ludwig XVI., welche darauf antrug, die Truppen von Paris zu entfernen, „er enthält zu viel Liebe für eine ſolche Drohung, und zu viel Drohung für ſo viel Liebe.“ Ich konnte mir es nicht verhehlen, daß Napoleons Brief — (nicht im Styl des Bonapartiſtiſchen Kabinets, ſondern im beſten Style aus Talleyrands Büreau geſchrieben) von weit richtigerem Gefühle und größerer Würde zeugte. Die Quinteſſenz dieſes Briefes war, daß ein Krieg zwiſchen Frankreich und Preußen eine politiſche Monſtroſität ſein würde, da doch beide Staaten darauf hingewieſen wären, im vollkommenſten Einverſtändniß zu leben.

Digitized by Google

Ich dinirte mit Graf Haugwitz, M. Luccheſini und ſeinem jüngern Sohn, dem Grafen Görtz, und dem Baron Waitz, dem heſſiſchen Geſandten. Graf Haugwitz erzählte mir vor dem Eſſen, daß er den Artikel, welchen ich den Tag zuvor in Betreff der beiden kurfürſtlichen Höfe geſchrieben, vor dem Abdruck den beiden Geſandten dieſer Höfe mitgetheilt habe, und daß ſie ganz damit zufrieden ſeien. Ich hatte keine Zeit, mich mit ihm auf weitere Erörterungen einzulaſſen; aber da ich während des Eſſens über das Zweifelhafte in dem Benehmen des Kurfürſten von Heſſen, oder vielmehr des Herrn von Waitz näher nachgedacht, von welchem ich wußte, daß er dem preußiſchen Bündniß nicht ſehr zugethan, und für einen Krieg ebenfalls nicht günſtig geſtimmt ſei, ſo verfehlte ich nicht, dieſe meine Beobachtungen nach dem Eſſen dem Marquis Luccheſini mitzutheilen. Ich bekannte ihm, daß mir des Herrn von Waitz fingirte Satisfaktion verdächtig erſcheine, und beharrte um ſo mehr bei dieſer Bemerkung, als ich ſeit einigen Tagen zu bemerken Urſache zu haben glaubte, daß es Zweck war, die abſolute Verbindung mit Heſſen zu verhehlen, und man in der That mit dem Kurfürſten weit vertrauter ſtand, als man Luſt hatte, dies zu zeigen. Allein der Marquis verſicherte aufs Poſitivſte, daß mein Verdacht ungegründet; daß der Kurfürſt von Heſſen aller Neutralitätsdemonſtrationen zum Trotz mit Herz und Seele für ihr Intereſſe ſei; und wenn er zu ſchwanken geſchienen, ſo könne der Grund nur etwas habſüchtiger Natur geweſen ſein, um nämlich bei einer Unterhandlung auf ſeine eigne Rechnung ſich Englands Subſidien nicht ent-

Digitized by Google

gehen zu laſſen. „Uebrigens, fügte er hinzu, machen Sie ſich doch, was den in Frage ſtehenden Artikel betrifft, ja kein Gewiſſen daraus; man muß dieſe Herren zum Handeln zwingen, wenn ſie nicht von ſelbſt kommen wollen."

Um 4 Uhr kehrte ich zu Herrn Lombard zurück; ich hatte mir vorgenommen, meine Ideen über den Brief an Napoleon nicht zu verhehlen, und äußerte mich daher durchaus freimüthig. Er nahm dies ziemlich gut auf, verſuchte eine etwas ärmliche Vertheidigung, und begnügte ſich endlich mit der Verſicherung, daß ich im Manifeſte weniger Fehler finden würde. Dies las er mir nun vor, und ich fand es in der That weit beſſer, als den Brief, und als ich erwartet hatte; indeſſen vollkommen befriedigt war ich doch nicht, obwohl ich einſah, daß die Aufgabe große Schwierigkeiten bot. Preußen befand ſich in einem merkwürdigen Dilemma; ſeine beſten Argumente waren wie zweiſchneidige Meſſer, die den, der ſie führt, ſelbſt verwunden. War es deſſen Abſicht, ſich gegen Frankreich der zahlloſen Opfer zu rühmen, die es an Menſchen und Prinzipien gebracht, ſo riskirte es, ſich in Europas Meinung herabzuſetzen; hegte es dagegen den Wunſch, ſich wieder in Europas Meinung zu heben, ſo mußte es damit zugleich anerkennen, daß es Frankreich beſtändig getäuſcht. Ein offnes Geſtändniß der Ungerechtigkeit, eine Art von Retraktation war vielleicht das einzige Mittel, den doppelten Stein des Anſtoßes zu vermeiden. Allein da die Miniſter, welche das doppelte Manifeſt publicirten, dieſelben waren, welche die Politik deſſelben ſeit vielen Jahren geleitet hatten, ſo konnte man von ihnen nicht erwar-

ten, daß ſie einen derartigen Schritt thun würden. Einige glänzende Phraſen, ohne viel Zuſammenhang und Bedeutung, ein kurzgefaßter Styl, ein epigrammatiſches Syſtem waren die einzigen Hülfsquellen, die dem Verfaſſer dieſes Artikels verblieben. Und berückſichtigt man daher nun die gebrechliche Grundlage, auf welcher das Werk errichtet werden mußte, ſo wäre es ungerecht zu leugnen, daß die ganze Kompoſition kein unbedeutendes Talent verrieth.

Nach Beendigung dieſer erſten Vorleſung ſchlug er mir vor, den Gegenſtand artikelweis zu beſprechen. Willig nahm er die verſchiednen Winke und Fingerzeige an, die ich mir erlauben zu müſſen glaubte. In der That zeugten auch viele Stellen von dem indecenten Tone, der mir in dem Briefe ſo aufgefallen war; ſie wurden geſtrichen, oder modificirt. Er bat mich, die Feder zur Hand zu nehmen, und genau den Styl zu bezeichnen, den ich dem ſeinigen zu ſubſtituiren wünſche. Dies aber war auch die einzige Operation, vermittelſt welcher ich gewiſſen Stellen des Manifeſtes direkt meinen Beiſtand lieh. Der Paragraph, welcher ſich auf die Ermordung des Herzogs von Enghien bezog, war faſt ganz in der Weiſe abgefaßt, die mir im Briefe ſo zuwider geweſen war; er veränderte ihn nach meinem Rathe. Allein hierbei beſchränkte ich mich nicht blos auf eine reine Kritik der Autorſchaft, ſondern fragte ihn, ob er auch durchaus überlegt, welches Fundament dieſe Beſchuldigung habe. Dies und noch einige Beiſpiele ähnlicher Tendenz, ſagte ich, ſind das Signal zu einem Krieg auf Leben und Tod; und wie perſönlich befriedigend es auch immer ſein mag, Verbrechen ans Licht

Digitized by Google

gebracht zu ſehen, gegen welche die Feigheit unſerer Zeit zu nachſichtig geweſen, ſo bitte ich Sie doch ſehr, die Sache vom Geſichtspunkte des Staatsmanns aus zu betrachten, Ihres Tadels auch durchaus gewiß zu ſein, und den Sieg in beiden Händen zu haben, ehe Sie ſich ſolcher Sprache in einem diplomatiſchen Dokument bedienen. Dieſelbe Bemerkung wendete ich noch auf andere Stellen an; ſo war z. B. ein Artikel darunter, wo man ſich gegen Napoleon der Bemühungen rühmte, Ludwig XVIII. dahin zu bringen, ſeinen Rechten auf die Krone zu entſagen. Ich ſtellte Lombard vor, wie ſehr es in Preußens Intereſſe liege, dieſen abſcheulichen Vorſchlag zu vergeſſen. Die Stelle ward zwar weggelaſſen, allein während der Diskuſſion offenbarte ſich die Kolliſion zweier großer Intereſſen. Um Napoleons Unrecht hervorzuheben, konnte man unmöglich zu viel Gewicht auf die Beweiſe der Ergebenheit und Unterwerfung legen, welche Preußen ſo reichlich geſpendet. Dagegen konnte man aber, um Preußens Sache den ehrenwerthen Zeitgenoſſen vom glänzendſten Geſichtspunkt aus zu zeigen, wieder nicht genug bemüht ſein, die Erinnerung von deſſen langer Willfährigkeit gegen den gemeinſamen Feind Europas zu verwiſchen.

Lombard und das Berliner Kabinet waren aus leicht zu errathenden Gründen Vertheidiger der erſten Maßregel. Ich gab der zweiten den Vorzug. Indeſſen waren ſie nicht ſo blind, um zu verkennen, daß ſie auf Dornen wandelten. Unter andern merkwürdigen Erſcheinungen, die aus dieſen widerſprechenden Intereſſen entſprangen, fühle ich mich veranlaßt, beſonders eine zu erwähnen, da

Digitized by Google

ſie mir ganz beſonders zur Charakteriſirung des Zweideutigen in ihrer Stellung beizutragen ſcheint. Nichts hatte wohl in der That ein gehäſſigeres Licht geworfen, als jene Allianz mit Napoleon. Andererſeits war aber gerade dieſer Umſtand in den Augen derer, welche das alte preuſſiſche Syſtem billigten, ganz dazu geignet, die Ungerechtigkeit gegen Napoleon zu ſteigern. Demzufolge machte auch Lombard den Vorſchlag, das, was im franzöſiſchen Original mit dem Namen Alliance bezeichnet war, in der deutſchen Ueberſetzung des Manifeſts ganz einfach Traktat zu benennen; und obgleich er zuletzt einſah, daß dies Stratagem doch mißglücken könne, und zwar durch die bloße Konfrontirung beider Texte, ſo deuteten doch hinreichende Spuren von manchen Stellen der Deklaration darauf hin, daß er Werth darauf lege.

An dem Abſchnitt des Manifeſts, welcher Preußens Rechtfertigung in Beziehung auf die Verträge von Wien und Paris enthielt, weigerte ich mich mit Beſtimmtheit, Antheil zu nehmen, oder auch nur die Art und Weiſe der Darſtellung zu kritiſiren. Ich wiederholte gegen Lombard, was ich ſtets gegen den Grafen Haugwitz und Marquis Luccheſini erklärt hatte, daß mir dieſe Verträge zu unverzeihlich erſchienen, als daß ich mich dazu verſtehen könne, ſie irgend zu entſchuldigen, und ſo die Baſis derſelben anzuerkennen. Auch kam eine Stelle, in welcher die Prinzipien der engliſchen Regierung in Beziehung auf die neutrale Schifffahrt direkt angegriffen wurden. Ich ſetzte das Thörichte dieſer Tirade in einem Augenblicke, wo es höchſt wünſchenswerth war, ſich England geneigt zu machen, aus=

Digitized by Google

einander, und war eben im Begriff, auch die Nutzloſigkeit dieſes Ausfalls zu beweiſen, als ſich H. Lombard kurz entſchloß, die Stelle zu ſtreichen. Die ſchwierigſte und ſtürmiſchſte Periode unſerer langen Debatte war die Beſprechung des Schluſſes der Rede. Nach den auf den Kaiſer von Rußland bezüglichen Worten kam eine ziemlich lange Stelle, welche, ohne Oeſterreich zu nennen, doch in einer Weiſe darauf anſpielte, daß Niemand daſſelbe verkennen konnte. Der Sinn dieſer merkwürdigen Anſpielung war, der Kaiſer möge Preußen doch wenigſtens mit ſeinen beſten Wünſchen unterſtützen, wenn er keinen beſſern Beiſtand leiſten könne. Gleich anfangs war ich mit dieſer Stelle ſo unzufrieden, daß ich entſchloſſen war, ſie jedenfalls zu ſtreichen. Ich ſtellte Lombard vor, wie undelikat es ſei, aus freien Stücken eine Macht zu kompromittiren, die eine ſolche Verlegenheit durchaus nicht wünſchen könne, und berief mich dabei auf Preußens abſolute Intereſſen, die doch ſicher nicht dazu rathen könnten, ſich durch eine ſo offenbare Verletzung den Wiener Hof zu entfremden.

Allein ich ſtieß bei dieſer Gelegenheit auf einen hartnäckigeren Widerſtand, als bei allen vorangehenden Unterhandlungen, und Lombard nahm endlich ſogar zu dem Einwand ſeine Zuflucht, der König habe dies ſelbſt ſo gewünſcht. Ich ſah jetzt klarer ein, als je, daß, um hier zu ſiegen, größtmögliche Feſtigkeit unumgänglich nothwendig ſei. So erklärte ich denn gerade heraus, daß, wenn dieſe Stelle nicht geſtrichen werde, ich mich nicht allein zur Theilnahme an der Ausarbeitung des Manifeſts nicht

entſchließen könne, ſondern daſſelbe auch durchaus des-avouiren werde; daß ich mich ferner in die Nothwendigkeit verſetzt ſähe, Erfurt noch in dieſer Nacht zu verlaſſen, nachdem ich dem König zuvor brieflich die Gründe vorgelegt, welche mich zu dieſer plötzlichen Abreiſe bewogen hätten. Erſtaunt ſah er mich an, und nach kurzem Ueberlegen ergriff er heftig die Feder, und ſtrich das Ganze durch.

So ſaßen wir bis 9 Uhr. Das an dieſem Abend beſprochene Dokument war von äußerſter Wichtigkeit. Es ſollte Preußens künftiges Schickſal beſtimmen, und dennoch hing deſſen Ausführung, Modificirung, ja ſelbſt Vernichtung ganz allein von Herrn Lombard ab. Weder Graf Haugwitz, noch ſonſt Jemand ward dabei zu Rathe gezogen, das Manifeſt blieb, wie es aus unſeren Händen gegangen, und der König ſah es nicht eher, als bis es gedruckt und publicirt ward.

Nachdem die Korrekturarbeiten vollendet, that mir Lombard kund, der König erwarte die Veröffentlichung des Manifeſts mit Ungeduld; er ſei nicht geſonnen, das Schwert eher zu ziehen, bevor er ſeine Beweggründe dazu erklärt, ſo daß ich durch Beſchleunigung der Ueberſetzung einen großen Dienſt erzeigen würde. Nach Hauſe zurückgekehrt, ging ich daher ſogleich ans Werk, und um 8 Uhr des nächſten Morgens war die Arbeit vollendet.

Dienſtag den 7. Oktober. Ich ſah heute Morgen verſchiedene von den in Erfurt verſammelten Perſonen, und unter Andern viele Offiziere aus des Königs Gefolge. Ich darf es ſagen, denn es iſt der Wahrheit getreu, daß

faſt alle Bekannte, denen ich auf der Straße begegnete, mich mit dem Kompliment begrüßten: „Gott ſei Dank, daß Sie hier ſind! nun können wir doch wenigſtens jetzt nicht mehr zum Beſten gehalten werden.“

Während ich darüber nachdachte, was in einer Lage, wo ſolche Garantieen erfordert wurden, um Unruhe und Argwohn zu beruhigen, am meiſten zu fürchten ſei, begann ich zugleich zu vermuthen, daß die Wirkung, welche meine Gegenwart hervorbrachte, wahrſcheinlich der Beweggrund geweſen ſei, durch welchen bewogen der Miniſter mich eingeladen. Mancherlei Umſtände beſtätigten ſpäter dieſe meine Anſicht.

Nach dem Diner beim Grafen Haugwitz hatte ich eine abermalige Unterredung mit dieſem. Es war ihm eine Botſchaft vom Grafen Finkenſtein zugekommen. Da der Kaiſer zur Zeit der letzten Kommunikationen Preußens von Wien abweſend geweſen war, ſo hatte Graf Finkenſtein noch keine poſitive Antwort erhalten. Graf Haugwitz brachte hierauf den Plan einer militairiſchen Miſſion von Neuem in Anregung. Ich befand mich, als er dieſen Gegenſtand berührte, in nicht geringer Verlegenheit, denn einerſeits zitterte ich bei dem Gedanken, daß ſich Preußen allein in dieſen gigantiſchen, furchtbaren Kampf einlaſſen ſolle. Ich berechnete die Folgen für dies Königreich und die anderen Mächte, und war überzeugt, daß es ohne Oeſterreichs Hülfe nicht ſicher in den Hafen gelangen könne; andererſeits fühlte ich mich aber nichts weniger als befugt, Maßregeln anzuregen oder anzuempfehlen, durch welche der Wiener Hof beunruhigt oder kompromittirt

werden konnte, indem ich aus verſchiedenen, bereits offenbaren Andeutungen ſchloß, daß der Kaiſer es nicht für geeignet erachten werde, an dem Kriege Theil zu nehmen, und daß es weit mehr meine Pflicht ſei, ſo weit als möglich Alles zu entfernen, was ſich dieſem ſeinem Entſchluſſe entgegenſetze. Zum Glück (für mich, meine ich) ſchien Graf Haugwitz ſo ganz von Oeſterreichs günſtiger Stimmung überzeugt, und über die künftigen Beſchlüſſe dieſer Macht ſo durchaus beruhigt zu ſein, daß ich nur die Rolle zu ſpielen brauchte, die er mir ſelbſt zuwies. Da nun von ſeiner Seite nichts darauf hindeutete, eine ſo beſprochene militairiſche Miſſion für durchaus dringend zu erachten, ſo hielt ich mich für gerechtfertigt, die Sache ebenſo anzuſehen, meine wirkliche Meinung über dieſen Gegenſtand mochte nun geweſen ſein, welche ſie wolle. Gegen mein Erwarten ſchien die Wahl auf General Phull zu fallen, vielleicht wohl, um damit zugleich den geheimen Wunſch zu erreichen, ihn von der Armee zu entfernen, wo er ſich nicht gut mit dem Herzog von Braunſchweig vertrug, während ich faſt gewiß wußte, daß der König den Grafen Götzen vorzog. Dieſe Gelegenheit ergriff ich, meine Meinung dahin zu äußern, daß ich den General Phull trotz der hohen Idee, welche ich von ſeinen militairiſchen Kenntniſſen hege, und meiner perſönlichen Hochachtung gegen ihn, doch nicht für eine ſolche Miſſion geeignet halte, und zwar hauptſächlich wegen ſeiner allzugroßen Heftigkeit. Aus der Art und Weiſe, mit welcher Graf Haugwitz dieſe Bemerkung entgegen nahm, konnte ich erſehen, daß dies Thema noch bei weitem nicht reiflich

genug überlegt ſei. Er ſprach hierauf mit mir von Rußland, und äußerte, ich könnte mich überzeugt halten, daß der Kaiſer zu keiner Zeit günſtiger für den Krieg geſtimmt geweſen, daß er ihn eifriger als ſelbſt Preußen wünſche, und daß er, ohne ſich auf freundſchaftliche Unterhandlungen zu beſchränken, eine höchſt energiſche Sprache gegen ſeine Nachbarn führen wolle, und ſich dahin geäußert habe, er werde zu gleicher Zeit drei Armeen ausmarſchiren laſſen, eine nach Schleſien, die andere nach Galizien, und die dritte nach Italien; kurz, daß er Neutralität in keinem Falle zugeben werde.

Dieſe Worte machten auf mich einen ganz beſondern Eindruck. Unfähig, mein Erſtaunen zu verbergen, ſprach ich mit vieler Wärme und Eifer. Ich bemerkte ihm, daß, wenn ich ihn recht verſtanden, ich das Wiedererſcheinen eines Syſtems vor Augen ſähe, welches ſchon bei einer frühern Gelegenheit die Veranlaſſung grauſamen Mißgeſchicks geweſen ſei. Ich erinnerte ihn an das vergangene Jahr, und ſprach die Ueberzeugung aus, daß der Plan, Preußen zum Krieg zu zwingen, einen der hauptſächlichſten Gründe des unglücklichen Reſultats vom Feldzug des Jahres **1805** geweſen ſei; daß ich eine Erneuerung dieſes Plans gegen Oeſterreich fürchte, wo gleiches Unglück die Folge ſein müſſe, und daß, wenn Oeſterreich auf irgend eine Weiſe gegen ſeinen eigenen Willen gezwungen werde, gegen Frankreich zu den Waffen zu greifen, es auf oben angegebenem Wege gefunden worden ſei. Ich könne durchaus nicht begreifen, wie ein ſo aufgeklärter Mann als er, hierüber mit ſolcher Selbſtzufriedenheit zu ſprechen

Digitized by Google

im Stande ſei, und daß es, wenn auch ein übrigens ſo gerechter, großherziger Fürſt, wie der Kaiſer von Rußland, einen ſolchen Plan gebildet habe, von Preußens Seite nothwendige Pflicht ſei, ihn auf die Gefahr aufmerkſam zu machen, da man ja, um jede Möglichkeit einer Vereinigung der großen Mächte zu zerſtören, nichts Beſſeres als jenen Plan erdenken könne. Ohne eine ſolche Vereinigung aber ſei ein erfolgreicher Krieg gegen Napoleon nicht denkbar.

Graf Haugwitz war erſtaunt und beſtürzt über die Wärme, mit der ich dieſen Kommentar gab. Bald jedoch war er wieder im Beſitz ſeiner ganzen Heiterkeit, und erwiederte auf die artigſte Weiſe, daß, ſeitdem er ſich vorgenommen, mich in den Beſitz aller Thatſachen zu ſetzen, er dieſen Umſtand nicht habe verhehlen können; übrigens hätte ich Unrecht, mich dieſerhalb ſo in Unruhe zu verſetzen; denn obgleich er in der That dem Kaiſer von Rußland in den Sinn gegeben, kein Neutralitätsſyſtem zu geſtatten, ſo dürfte ich mich doch überzeugt halten, daß mit der größten Diskretion zu Werke gegangen werde; zudem beweiſe wohl Preußens bisheriges vorſichtiges und rückſichtsvolles Benehmen hinlänglich, daß es deſſen Wunſch nicht ſein könne, irgend jemand Gewalt anzuthun; keines Falls ſei aber in dieſem Jahre etwas zu fürchten, da die Jahreszeit ſchon viel zu weit vorgeſchritten, als daß der Kaiſer von Rußland noch jetzt ſeine Truppen zu gleicher Zeit nach ſo verſchiedenen Richtungen hin werde aufbrechen laſſen. Bis zum Frühjahr aber ſei zu hoffen, daß die Angelegenheiten eine ganz andere Geſtalt angenommen,

Digitized by Google

und ohne zu den Waffen ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen, ferner von Neutralität keine Rede mehr ſei.

Gegen Abend ſtattete ich Herrn Lombard, zu deſſen übrigen Leiden noch ein heftiger Fieberanfall gekommen war, weßhalb er ſo eben den König hatte um Erlaubniß bitten laſſen, nach Berlin zurückzukehren, meinen Beſuch ab. Mit ihm hatte ich nun eine ſo außerordentlich merkwürdige Unterredung, daß ich Sorge trug, auch nicht ein Wort davon zu verlieren.

Nachdem er über ſeine körperlichen Leiden geklagt, ſagte er plötzlich: — „Oh! wenn Sie all den verſchiedenen Jammer wüßten, der mich nun ſeit mehreren Jahren, beſonders ſeit den ſechs letzten Monaten heimgeſucht! Man hat mich wie einen Miſſethäter angeklagt und behandelt. Durch ganz Europa hat man mich als einen von Napoleon beſoldeten Verräther ausgeſchrieen. Von allen Seiten haben ſie konſpirirt, meine Entlaſſung und Beſtrafung zu erlangen; alle Prinzen des königlichen Hauſes, ja ſelbſt die Königin waren gegen mich im Bunde.

„Die, welche von mir geſagt, ich ſei ein beſtochener Söldling, wußten das Gegentheil recht gut. Sie waren ja früher mit meiner Lebensweiſe bekannt; ſie hat ſich ſeitdem nicht geändert. Ich war zu allen Zeiten ſo arm wie eine Kirchenmaus. Meine Frau hat kaum ein Zimmer, in welchem ſie ihre Freunde empfangen konnte; was mich anbetrifft, ſo waren ein einfacher Lehnſtuhl und eine Tabackspfeife das Ziel meiner Wünſche. Es iſt doch wahrlich nicht der Mühe nicht werth, ein Schelm zu ſein, um in ſolchem Elend zu leben.

„Faſt auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit Haugwitz; kaum beſitzt er die Mittel, die Ausgaben einer beſcheidnen Haushaltung zu beſtreiten, und iſt dabei mit Schulden überhäuft.

„Nur öffentliche gegen uns aufgeregte Bosheit konnte ſolche lächerliche Lügen erſinden; die Sache aber iſt, daß Krieg ſeit den beiden letzten Jahren Bedürfniß war, und ich es wußte, daß er unvermeidlich ſei. Von Monat zu Monat konnte ich die wachſende Wahrſcheinlichkeit deſſelben berechnen, beſonders aber ſeit dem Ende des vorigen Jahrs. Nur durch allerhand Kniffe und Pfiffe ſind wir dieſem bisher entgangen. Kurz, ich ſah voraus, daß die verhängnißvolle Stunde nahe war."

„Aber, ſagte ich zu ihm, wenn Sie von der Unmöglichkeit, den Krieg zu vermeiden, ſo überzeugt waren, wie konnten Sie da ſo viele anerkannt günſtige Gelegenheiten vorüber laſſen, wo ſich der König unter den vortheilhafteſten Auſpicien darauf einlaſſen konnte?"

Er erwiederte: „Fragen Sie Graf Haugwitz: fragen Sie Luccheſini. Sie alle müſſen anerkennen und ſagen, welche Meinung ich eine lange Zeit hindurch gehegt. Es iſt wahr — und ich bekenne es — ich ließ mich einen kurzen Augenblick von dem Ungeheuer, das jetzt die Erde verwüſtet, düpiren. Als ich ihn im Jahre 1803 zu Brüſſel ſah, wußte er mich äußerſt geſchickt zu faſſen; allein weniger durch ſeine inſinuirende Schmeichelei, als vielmehr dadurch, daß es ihm gelang, mir den Glauben an den Adel und die Größe ſeines Charakters und ſeine friedfertige Stimmung einzuflößen, und vor allem durch

die Scheinheiligkeit, mit der er über Preußens Angelegenheiten ſprach, ſo wie durch ſeine erheuchelte Zuneigung gegen dies Reich. Allein die Täuſchung währte nicht lange; das Jahr **1803** war noch nicht zu Ende, als mein Traum entſchwunden war; und ſeitdem hat ſich meine Anſicht nicht wieder geändert. Ich ſah ein, daß dieſer eingefleiſchte Teufel auf ſeiner entſetzlichen Laufbahn nicht eher Halt machen werde, bis er alles Beſtehende zerſtört und vernichtet; und wenn auch fernerhin ſein kunſtvoller Charlatanismus großherzigen Gemüthern imponirte, ſo war ich doch ſtets in Verzweiflung. Denn ich konnte nichts thun, und Andere nicht mehr, als ich."

Ich war im Begriff, um eine noch deutlichere Erklärung zu bitten, als er mir mit den Worten zuvorkam: „Ich ſehe alle Ihre Einwürfe voraus. Dieſer Augenblick iſt zu kritiſch für nur halbes Zutrauen; und geſetzt auch, es wäre Ihre Abſicht, mich zu kompromittiren, ich ſtehe über der Furcht, und fühle es, daß ich nahe am Grabe bin.

„Sie wundern ſich, daß ich bei ſo vielen dringenden Beweggründen nicht auf einer veränderten Politik beſtanden habe. Kennen Sie den König? Meine Rechtfertigung liegt in dieſer einzigen Frage. Ich möchte wohl wiſſen, was Sie in meiner Lage gethan hätten, um einen Krieg zu beginnen unter den Augen eines Königs, der Kriegsgedanken haßt, und zudem auch die Mittel nicht in Händen zu haben glaubt, ſich auf einen Krieg füglich einlaſſen zu können. Darin ruht das große Geheimniß meiner Unentſchloſſenheit und Verlegenheit. Die preußiſche Monarchie iſt nicht organiſirt, wie andere Staaten. In

unſrem Lande müſſen während eines Kriegs alle Regierungs-zweige in der Armee konſolidirt ſein. Demnach kann der König das Oberkommando derſelben keinem Andern anver-trauen. So gut wie Andere ſah auch er ſeit langer Zeit, daß dieſer kritiſche Stand der Dinge nicht lange währen könne; und er mochte es nun gern thun oder nicht, das Schwert mußte endlich gezogen werden.

„Immer noch ſchmeichelte ſich der König, daß irgend eine ſeinen Beſchlüſſen fremde Kataſtrophe die ſchwere Aufgabe glücklich löſen könnte. Zuletzt endlich, als ſich das Gewirre mehrte, als das Land laut ein verändertes Syſtem forderte, und er ſah, wie er allein ſtand in ſei-nen Meinungen, da gab er nach, doch ganz gegen ſeinen Willen; dafür ſtehe ich. Es wäre ein Unglück, wenn jetzt noch der Wunſch in ihm auftauchte, zu widerrufen — und wahrlich, es ſteht dies faſt nicht mehr in ſeiner Macht. Können Sie aber wohl glauben, ich wäre ohne Beſorgniß über die Folgen? Ach! faſt wünſche ich mir Glück wegen dieſer meiner körperlichen Leiden, daß ſie mir zur ehrenvollſten Entſchuldigung dienen für meine Abreiſe. Die düſterſten Ahnungen umſtürmen mich; und könnte ich in Ihrer Seele leſen, ich würde in ihr gewiß etwas Aehnliches finden, — aber ich wünſche es gar nicht zu wiſſen, was Sie denken. Wohl iſt das Heer vortrefflich und tapfer; doch wo iſt der mächtige Geiſt, die Bewegungen deſſelben zu leiten? Ich hoffe, auch Sie hegen nicht länger Zutrauen gegen den Herzog von Braunſchweig! Möglich, daß meine körperliche Schwäche auch den Muth und die Hoffnung des Herzens vernichtet

Digitized by Google

hat; aber keines Falls will ich bei der Exploſion zugegen ſein. Das erſte Unglück wäre hinreichend, mich zu tödten; und wird es mich auch ſpäterhin in Berlin begraben, ſo iſt das Alles, was ich wünſchen könnte.“ Dieſe letzten Worte ſprach er in höchſter Aufregung. Ich ſah ihn ganz erſchöpft, und war nicht Willens, ein Geſpräch fortzuſetzen, das mir mehr Aufklärung gegeben, als mir angenehm war; deshalb ergriff ich die erſte Gelegenheit, mich zu empfehlen.

Den letzten Theil des Abends widmete ich dem Marquis Luccheſini. Ich verſuchte es, das Geſpräch wieder auf Wien und die Pariſer Verträge zu lenken. Ich wünſchte noch mehr Aufklärung, und ſie ward mir reichlich geſpendet. Folgendes iſt das Weſentliche unſerer Unterhaltung: — Alles konſpirirte dahin, dem Grafen Haugwitz durch die erſte ſeiner Maßregeln eine Schlinge zu legen. Seine iſolirte Stellung in Wien, ſeine Unkenntniß der militairiſchen Operationen, ſein Mangel an Muth, und endlich ſeine nicht ſehr große Faſſungskraft waren Schuld daran, daß er über jedwede Lüge heftig erſchrack. Sie machten ihn glauben, die Franzoſen würden unmittelbar in Schleſien einrücken, eine Revolution in Polen veranlaſſen, und die preußiſche Monarchie von der ſchwächſten Seite angreifen; einmal hieß es bei Neiße, dann wieder bei Breslau. Die erſte Woche nach der Schlacht von Auſterlitz ward er mit größter Kälte behandelt; auf einmal ſchickt Napoleon zu ihm, und ruft ihm beim Hereintreten entgegen: „Obgleich, wie Sie wohl wiſſen, ein Tag dem andern folgt, ſo ſind ſie doch in dem, was ſie bringen, nicht alle gleich; vorher

wollte ich Krieg mit Euch — jeʒt biete ich Hannover.“ Seit dieſem Augenblick begünſtigte er ihn fortwährend auf jede mögliche Weiſe, verſicherte ihn bei verſchiedenen Gelegenheiten der hohen perſönlichen Achtung, die er ſtets gegen ihn hegen werde, und wenn ja ſich irgendwo ein ſchwieriger Punkt zeigen wolle, ſo möge er ſich nur direkt an ihn wenden, und jedes Hinderniß werde leicht aus dem Wege zu räumen ſein.

Die unglückſelige Sicherheit, welche dieſe Worte einflößten, dauerte auch während deſſen Anweſenheit in Paris fort. „Es war ein großes Elend, ſagte der Marquis, daß Graf Haugwitʒ ſich ſo weit täuſchte, um wähnen zu können, er habe dieſen Mann in ſeiner Taſche.“ Als er Ende Februar nach Paris kam, bemerkte er gegen Lucheſini, dem ſchon damals die zweideutige Stellung, in der ſie ſich befanden, bedenklich erſchien: „Seien Sie nur ganz ruhig; ſo bald ich ihn geſehen habe, iſt Alles abgemacht; denn ich weiß ja, was er in Wien zu mir geſagt hat.“ Allein wie war er in Verzweiflung, als er nach fünftägiger Anweſenheit in Paris auch nicht eine einzige Audienz erlangt hatte. Endlich erhielt er eine, und zwar eine ſchreckliche. Napoleon ſchonte ihn ſo wenig und bediente ſich ſo ſtrenger Ausdrücke, daß Haugwitʒ es endlich wagte, ihn an ſeine ſchönen Verſprechungen in Wien zu erinnern. Hierauf erwiederte Napoleon etwas gemäßigter: „Ja, das iſt ganz gut; ich ſchäʒe Sie, und werde das auch ſtets thun; allein ich will nicht gefoppt ſein; wer hat je geſehen, daß man einem Vertrage in dem Augenblicke der Ratifikationen Modifikationen anhängt? — Was iſt das für eine

Digitized by Google

Ratifikationsmethode? Sie ſind ein ehrlicher Mann, Graf Haugwitz; aber Sie haben keinen Kredit mehr in Berlin. Hardenberg und noch viele Andere treiben ihr Spiel mit Ihnen; ein paar hirnkranke Narren nöthigen Ihren König zum Krieg, während ihm der Friede Noth thut; man mißbraucht ihn, und ich fürchte, es wird ſchlecht enden.“ Er ſchloß mit den Worten, daß ihm jetzt nichts übrig bliebe, als mit Talleyrand zu kommuniciren, dem er ſeinen Willen kund thun werde.

Beſtürzt, ja faſt zerknirſcht, kehrte Graf Haugwitz nach Hauſe zurück, und fing jetzt an, ſeine kritiſche Stellung zu fühlen. Wenige Tage nachher hatte er in Lucheſinis Anweſenheit eine Konferenz mit Talleyrand, der ihm verkündigte, daß, ſeitdem der Wiener Vertrag durch die Modifikationen vernichtet worden ſei, welche der König von Preußen damit vorgenommen, ein neuer nothwendig werde; und am folgenden Tage kam zur großen Verlegenheit des Grafen Haugwitz Duroc mit einem ſchon fertigen Vertrag, der auch nach langen, ſtürmiſchen Debatten mit nur ſehr geringen Veränderungen unterzeichnet ward. Dieſen Vertrag hatte Lucheſini den Auftrag, nach Berlin zu bringen.

In der oben erwähnten Konferenz hatte Talleyrand zum erſten Male Cleve und Berg, als für Mürat beſtimmt, erklärt. Während der Wiener Verhandlungen hatte man dem Grafen Haugwitz zu verſtehen gegeben, man werde Cleve irgend einem deutſchen Fürſten bewilligen. (Der Herzog von Braunſchweig hegte eine Zeit lang die Hoffnung, er ſei der Glückliche, ein Umſtand, der wohl keinen

geringen Einfluß auf ſein Benehmen hatte.) Was Berg anbetrifft, ſo wußte er durchaus nichts davon, daß man zu derſelben Zeit dies Land von Baiern gefordert, in welcher man Cleve von Preußen verlangte. Graf Haugwitz ſcheute ſich, dieſen Pariſer Vertrag nach Berlin zu bringen, „und ſelbſt wenn er es gewünſcht, ſagte Luccheſini, ſo war es ſehr zweifelhaft, ob man ihm geſtattet hätte, Paris zu verlaſſen.“

Ich ſagte dem Marquis, daß dieſe Details zwar Alles erklärten, aber des Grafen Haugwitz Benehmen in meinen Augen bei weitem nicht rechtfertigten. Meiner Anſicht nach hätte jener in ſolcher Lage weit beſſer gethan, anſtatt ſich in ſolche Labyrinthe zu verwickeln, Wien den Tag nach der Schlacht von Auſterlitz zu verlaſſen, und ebenſo Paris nach der erſten Audienz. Zu gleicher Zeit bat ich ihn aber, mir noch einen anderen Umſtand zu erklären, über welchen ich bis jetzt noch weniger, als über alles Andre im Reinen ſei: — Warum, fragte ich, haben Sie nicht, da Gewalt und Furcht ſie allein bewogen, ſo gehäſſige Bedingungen, wie die der Okkupation des Kurfürſtenthums Hannover, ſo wie das Verſchließen der Häfen gegen den engliſchen Handel einzugehn, wenigſtens verſucht, irgend eine geheime Unterhandlung mit dem Londoner Kabinet zu eröffnen, um deſſen eigentliche Abſichten kennen zu lernen; denn ſo hätte man ja am Beſten die üblen Folgen eines offnen Bruchs mit England vermieden? Gleich zum Voraus proteſtirte ich gegen den verbrauchten Einwand der Indiskretion des Londoner Kabinets. Einige einzelne Beiſpiele, wo fremde Gouvernements durch unkluge

Publikationen kompromittirt worden ſeien, bewieſen nichts, denn Jedermann ſei überzeugt, daß dies Kabinet ſo geheim halten könne, wie irgend eins. Zudem wäre ja auch von dem Augenblick an, wo ein Krieg mit Frankreich unvermeidlich geweſen, ihre Lage nicht verſchlimmert worden, wenn auch dergleichen noch hinzugekommen ſei.

Ohne Zaudern gab er zu, daß es allerdings ein ungeheurer Mißgriff geweſen ſei, gar nichts gethan zu haben, um mit der engliſchen Regierung zu einem guten Einverſtändniß zu gelangen. Veranlaſſung dieſes Fehlers ſei hauptſächlich die Sorgloſigkeit und Indolenz des Grafen Haugwitz geweſen, obgleich die vorherrſchende Gereiztheit der damals das Berliner Kabinet trennenden Partheien das Ihrige dazu beigetragen habe. Ein perſönlicher Streit zwiſchen dem Grafen Haugwitz und Herrn Jackſon ſei gleichfalls nicht ohne Einfluß geweſen; und alle dieſe kleinen Rückſichten hätten wirkſam dazu beigetragen, daß der Krieg erklärt worden ſei, ehe Graf Haugwitz bei ſeiner gewöhnlichen Trägheit und Nachläſſigkeit im Stande geweſen, ſich einzumiſchen. — Dieſe Erklärung war genügend; und ich glaube, es blieb, um ſie vollkommen zu machen, nur noch etwas Charakteriſtiſches zurück, nämlich: Unter den preußiſchen Miniſtern waren mehrere, welche, obgleich ſie die Mittel mißbilligten, durch welche man von Hannover Beſitz ergriffen, doch viel Gewicht auf deſſen Akquiſition legten, und die Chancen eines Kriegs mit England denen einer Unterhandlung vorzogen, welche die Ausſicht, dies Land zu behalten, zerſtört hätte.

Digitized by Google

Der Marquis erzählte mir an dieſem Abend noch viel über Bonapartes Charakter, und wußte von ihm Anekdoten ohne Ende. Da ſich dies Tagebuch jedoch nur auf die großen Angelegenheiten des Augenblicks bezieht, ſo werde ich mich nur auf einige wenige beſchränken.

Eines Tages ſagte Napoleon zu Herrn von Breteuil: „Ich habe Sie ſtets für einen geſcheidten Mann gehalten, Herr von Breteuil; allein es giebt doch Umſtände in Ihrer Geſchichte, die ſich damit nicht vereinbaren laſſen.“ Breteuil glaubte, der Kaiſer ſpiele auf ſeinen Konnex mit den Bourbons an, ſo wie auf die verſchiedenen Aemter, die er bekleidet, und beging ſogar die Dummheit, zu apologiſiren, indem er ſagte, er glaube, daß ſeine früheren Eide ihn ſtreng an die Sache dieſer Fürſten gebunden. Ganz erſtaunt rief Napoleon aus: „Was heißt das, Herr von Breteuil? Ich verſtehe Sie nicht; nie iſt mir es in den Sinn gekommen, Ihnen dieſen Vorwurf zu machen; hierbei thaten Sie nur Ihre Schuldigkeit. Was ich meine, iſt die ſkandalöſe Halsbandgeſchichte, wobei Sie, wie man mir erzählt hat, nur aus perſönlichem Haß gegen den Kardinal Rohan gehandelt haben.“ Breteuil entſchuldigte ſich auf die beſtmöglichſte Weiſe, allein Napoleon unterbrach ihn mit den Worten: „Ich habe ſtets die Schlacht bei Roßbach, die Halsbandgeſchichte und das Benehmen des Hofs während der Unruhen in Holland, als die drei Hauptgründe der Herabwürdigung der Monarchie betrachtet.“

In Paris giebt es verſchiedene Perſonen, welche behaupten, Bonaparte am **10.** Auguſt **1792** mit der Abſicht

in den Tuillerien geſehen zu haben, für den König zu kämpfen. Sie fügen hinzu, daß er ſich, ſobald er erkannt, daß ſeine Mitgenoſſen nicht gewußt, wie ſie ihre Sache vertheidigen ſollten, von dieſem verhängnißvollen Tage an, zur revolutionairen Parthei geſchlagen, um auf eigne Hand zu ſpielen.

„Als ſein Bruder Joſeph den Grafen Röderer zum Finanzminiſter von Neapel forderte, ſagte Napoleon zu ihm: „Du ſollſt ihn haben; aber erinnere dich, es iſt derſelbe Mann, der Ludwig XVI. am 10. Auguſt rieth, dem Konvent nachzugeben."

Seine Verachtung und ſein Widerwille gegen die, welche man die Philoſophen benannte, zeigte ſich ſtets. Als er erfuhr, daß die Sachen in Neapel ſchlecht ſtänden, bemerkte er kalt: „Daran ſind ſie ſchuld; was kann man Beſſeres verlangen von Ländern, die von Philoſophen regiert werden?"

Nichts Abſurderes kann es geben, als die Art und Weiſe, in welcher er ſeinen früheren Mitkonſul, den berühmten Sieyes, behandelte. „Nun, Herr Sieyes, wie ſtehts mit der Metaphyſik? Was ſagen die Philoſophen zu alle dem?" Sieyes beobachtete ernſtes Schweigen.

Ehe ich wegging, erzählte ich noch dem Marquis Luccheſini, wie ſehr ich mich über das verwundert hätte, was mir Graf Haugwitz über Rußlands drohende Stellung geſagt. Ich machte ihm meine deßfallſigen Vorſtellungen mit gleichem Eifer, wie beim Grafen Haugwitz, worauf er bemerkte, er ſei überzeugt, letzterer habe die

Digitized by Google

Sachen ſehr übertrieben. Er wenigſtens glaube kein Wort davon, wolle aber mit dem König bei der erſten Gelegenheit darüber ſprechen.

Zweiter Artikel.

Mittwoch den 8. Oktober. — Da Ihre Majeſtät, die Königin, gewünſcht hatte, daß ich ihr vorgeſtellt werde, ſollte mir heute Morgen dieſe Ehre zu Theil werden; allein eben im Begriff, zu dieſem Zwecke auszugehen, ließ mir der Kammerherr Buch ſagen, daß, da die Herzogin von Weimar (welche an dieſem Tage hatte abreiſen wollen) ihre Abreiſe bis zum Abend verſchoben hätte, meine Audienz erſt morgen Statt finden könne. Während der Nacht hatten ſie durch den Kapitän v. Müffling, einen von des Herzogs von Weimar Adjutanten, der von demſelben zu einer Rekognoscirung ausgeſandt worden war, die erſten authentiſchen Berichte über die Bewegungen der franzöſiſchen Armee erhalten. Sie erfuhren nämlich, daß die Umgegend von Würzburg und Schweinfurt von ihnen gänzlich verlaſſen worden, und ihre geſammten Streitkräfte bei Bamberg koncentrirt wären.

Gleich nach Empfang dieſer Nachricht ward allen bei Gotha und Eiſenach verſammelten preußiſchen Truppen der Befehl ertheilt, ſo ſchnell als möglich nach Erfurt zurückzukehren, und dann nach der Saale zu marſchiren, während die Korps von Rüchel und Blücher Befehl erhielten, ihrerſeits mit dieſer Bewegung zu korreſpondiren.

Digitized by Google

Ich ließ mich mit allen Militairperſonen, denen ich begegnete, in ein Geſpräch ein, um Erkundigungen hinſichtlich des Beweggrundes dieſer ſo plötzlichen Maßregel einzuziehen, und erſtaunte höchlichſt, als ich erfuhr, daß erſt dieſe Entdeckung des Kapitäns Müffling nöthig geweſen ſei, um die preußiſchen Generäle mit einem Umſtande bekannt zu machen, der meiner ſchwachen Einſicht zufolge ſchon längſt hätte vorausgeſehen werden müſſen.

Die Franzoſen hatten zur Eröffnung ihres Angriffs auf die preußiſchen Linien zwiſchen drei Plänen die Wahl. Der erſte war, ſich eine Paſſage durch den Thüringer Wald zu erzwingen, und ins Centrum der preußiſchen Poſitionen einzubrechen; allein dieſer war ſchon deshalb nicht wahrſcheinlich, da nicht zu vermuthen ſtand, daß ſie ihren Feind gerade an dem Punkte angreifen würden, wo dieſer einen Angriff am meiſten wünſchte. Uebrigens ward gerade dieſe Idee (verſchiedenen Umſtänden nach zu urtheilen) von mehreren der bedeutendſten Generäle gehegt, und wahrſcheinlich auch vom Herzog von Braunſchweig ſelbſt. Unter andern erinnere ich mich deutlich, daß General Kalkreuth in jener ſchon erwähnten Unterhaltung mit mir (er war übrigens einer der geſcheidteſten und talentvollſten Offiziere der Armee) eine Linie zog zwiſchen Königshofen und Neuſtadt, Schweinfurt in Front, und nach der Saale in Franken zu, mit dem Bemerken, daß dieſe ſo beſchriebene Poſition allen eingezogenen Nachrichten zufolge (es war dies am 7. Oktober) die von den Franzoſen eingenommene ſei. Ich brauche wohl nicht erſt darauf aufmerkſam zu machen, wie chimäriſch dieſe Hypotheſe war.

Der zweite mögliche Plan der Franzoſen war der, die Preußen auf der rechten Seite zu umgehen, und Magdeburg zu gewinnen, über Fulda und das Eichsfeld u. ſ. w. Wäre aber ein ſolcher Plan im Werke geweſen, ſo würde man ihn unſtreitig an irgend einer bedeutenden Koncentrirung von Streitkräften in der Nähe von Frankfurt, oder durch irgend einen wohlberechneten Verſuch nach Heſſen und Fulda zu dringen, erkannt haben; indeſſen gab auch nicht die geringſte Andeutung oder Bewegung auf dieſer Seite zu ſolchem Verdachte Veranlaſſung. Demzufolge blieb alſo nur der dritte Plan übrig: die Preußen zur Linken zu umgehen, und einen Einfall in Sachſen zu verſuchen.

Merkwürdigerweiſe deutete gerade Alles auf die Wahrſcheinlichkeit oder vielmehr Gewißheit dieſes letzten Planes hin; und trotz der beklagenswerthen Unkenntniß, welche in Beziehung auf des Feindes wirkliche Bewegung im Hauptquartiere vorherrſchte, waren noch reichliche Materialien vorhanden, ſie zu berechnen und vorauszuſehen. Zu welchen ſchmerzlichen Reflexionen giebt dieſer verſpätete Befehl vom 8. Oktober in Hinſicht einer allgemeinen Vereinigung, Veranlaſſung! Thatſache iſt, daß dieſe ganze Dislokation, wodurch ſich ein Dritttheil der preußiſchen Armee zwiſchen Gotha und der Werra befand, aus der vagen und ſchlecht verdauten Idee entſprang, es werde irgend eine große Bewegung in Front bewerkſtelligt werden, durch welche man in den Stand komme, nach dem Main marſchiren zu können.

Digitized by Google

Hätten ſie Einſicht und Muth gehabt, mit einer identiſchen Bewegung zu beginnen, ſo würde Alles bald eine ganz andere Geſtalt gewonnen haben. Man hätte ſo die Franzoſen genöthigt, die Schlachtſcene nach dem Punkte zu verlegen, welchen die Preußen ausgewählt, und die Invaſion nach Sachſen aufzugeben. Dies war der Plan, zu welchem die Einſichtsvollſten gerathen hatten. Allein anſtatt denſelben bei Zeiten zu verfolgen, ſchwankten ſie zwiſchen einem ſchlecht erſonnenen Vertheidigungsſyſteme und offenſiven Feldzugsplan, und noch war in dieſer Beziehung nichts ſo recht feſtgeſtellt, als ein unternehmender, ſieggewohnter Feind, der alle ſeine Kräfte in einem Brennpunkt vereinte, die Frage vereinfachte und kurz abſchnitt.

Ich hatte Gelegenheit, zu bemerken, daß unter allen Offizieren, mit denen ich dieſerhalb ſprach, ihre individuelle Meinung mochte ſein, wie ſie wollte, nicht ein Einziger die wahre Lage der Dinge in einem andren Lichte betrachtete, als in welchem ich ſie dargeſtellt. Unter allen Einwürfen aber, die man anführte, um mich zu beruhigen, war die Bemerkung die vorherrſchende, es ſei ja noch nichts verloren, und daß ſie, des Feindes Pläne möchten nun ſein, welche ſie wollten, noch vollkommene Zeit und Mittel in Händen hätten, ihn im Schach zu halten. Allein während der Diskuſſionen über dieſen Punkt kam ein neuer Irrthum an den Tag, der weit verhängnißvoller war, als alle vorangehenden, da er notoriſch, und den Abgrund unmittelbar eröffnete, der bald darauf alle verſchlingen ſollte.

Digitized by Google

Als ich nämlich den General Phull über ſeine Anſicht von dem Stand der Dinge, ſowie über den wahrſcheinlichen Plan des Feindes befragte, antwortete er buchſtäblich Folgendes: „Mit Ausnahme meines allgemeinen und unabänderlichen Proteſts gegen die Idee eines Defenſivfeldzugs halte ich den Plan, den die franzöſiſche Armee gefaßt, über Baireuth vorzurücken, für den vortheilhafteſten, der für uns angenommen werden konnte. Ich würde ihnen keinen andern angerathen haben, wenn ſie mich darum befragt hätten.“

Um begreifen zu können, wie ein ſo einſichtsvoller Mann eine ſolche Sprache führen konnte, muß man wiſſen, daß Alle, ohne Ausnahme, die feſte Ueberzeugung hegten, die Franzoſen ſchlügen deshalb den Weg über Hof ein, um geradeswegs über Plauen, Zwickau u. ſ. w. nach Dresden zu marſchiren. Weder Phull, noch irgend ein andrer dachte auch nur im Entfernteſten daran, daß ſie ſich zwiſchen der Saale und Elſter hindurchziehen, ihre Richtung nach Naumburg einſchlagen, und ſo den linken Flügel der preußiſchen Armee umgehen könnten. Man wähnte vielmehr, einige Kolonnen würden ſich Gera nähern, um die preußiſchen Magazine zu bedrohen, und glaubte, daß, nachdem man dieſen Plan mit leichter Mühe durchkreuzt, auch das Hauptkorps des Feindes in ſeinem Eilmarſch auf Dresden zu überwältigen wäre. Dies, meinten ſie, werde den erſten Akt des Kriegs beendigen.

Gewiß iſt, daß, wenn Fürſt Hohenlohe (deſſen Stellung ihn mehr als jeden Andern befähigte, zu Zeiten die

Entdeckung zu machen, daß der Feind in der That den Plan im Sinne habe, den ihm Niemand zuzutrauen geneigt ſchien), anſtatt ſeine Streitkräfte zurückzuziehen, und ſeine Poſition zu koncentriren, kräftig vorwärts marſchirt wäre, um die Hauptdefiléen zu beſetzen, und wenn dann die Armee des Centrums ſchleunigſt dieſe Bewegung unterſtützt hätte, ſie die Mittel in Händen hatten, das Saalthal zu vertheidigen, und des Feindes Maßregeln zu vereiteln. Dies angenommen, war am 8. Oktober, trotz aller vorangegangenen Mißgriffe, noch nichts verloren.

Um 12 Uhr kam Graf Götzen zu mir und verſicherte, er habe den König nie befriedigter geſehen, als heute Morgen; er habe ausgerufen: „Gott ſei gelobt! daß dieſe Ungewißheit endlich ein Ziel hat. Wir wiſſen nun, worauf wir zu ſehen haben. Wir werden fechten!“ Dann fügte der Graf hinzu: er für ſeinen Theil habe ſtets auf den König vertraut; er kenne ihn beſſer, als irgend einer; ungerechtes Mißtrauen gegen ſeine eigenen Fähigkeiten ſei dieſes Fürſten einziger Fehler. Bei der geringſten günſtigen Wendung des Schickſals werde er ein ganz anderer Mann. Laut beklagte er aber den Entſchluß, wonach das Oberkommando dem Herzog von Braunſchweig anvertraut worden ſei. Es war das erſte Mal, daß Graf Götzen in ſolcher Weiſe ſprach; denn bis jetzt war er der Einzige geweſen, der anſtatt meinen Argwohn zu theilen, zufrieden geweſen war. Dem Könige durchaus ergeben, voll tiefen Intereſſes an deſſen Glück, konnte er nie dahin gebracht werden, die radikalen Fehler der Unternehmung zuzugeben, und nur die Macht der Wahrheit war es, die

ihn endlich zu dieſem Geſtändniß zwang. „Endlich alſo, ſagte ich zu ihm, theilen auch Sie die allgemeine Anſicht über den Herzog von Braunſchweig? — Meine Meinung war ſtets, daß dieſer Mann Preußens Monarchie zum Unglück geboren iſt. Mehr fragen Sie mich nicht.“

Dieſe Antwort war nicht geeignet, mich zu ermuthigen. Bald darauf beſuchten mich die Herren Montjoie und Santoris. Der eine war des Herzogs von Braunſchweig Kammerherr, der andere ſein reſidirender Miniſter am Berliner Hofe, — beide ihm ganz ergeben, aber heute gerade ſein Lob in einer Tonleiter ſingend, die eher Niederlage, als Sieg verkündigte. Nach einiger allgemeiner Unterhaltung fragten ſie mich, ob ich, da ich nun doch ſo lange im Hauptquartiere ſei, nicht Luſt hätte, dem Herzog vorgeſtellt zu werden? Sie fügten hinzu, er habe ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten ſehr wohlwollend über mich geäußert, und ich könnte günſtiger Aufnahme verſichert ſein. Weit entfernt, dieſen Vorſchlag abzulehnen, hatte ich vielmehr hinreichende Beweggründe, ihn anzunehmen, und ſo erboten ſie ſich denn, mich noch an demſelben Abend einzuführen.

Ich dinirte beim Grafen Haugwitz; zugegen waren noch Herr von Luccheſini, die Miniſter von Heſſen und Sachſen, Herr von Cäſar, früher preußiſcher Geſandter im Haag, Herr von Schladen, Herr von Bohm von der preußiſchen Geſandſchaft in Paris u. a. m.

Nach der Mahlzeit erſuchte mich Graf Haugwitz in des Königs Namen, eine Proklamation an die Armee aufzuſetzen, den Plan und Charakter des Kriegs betreffend,

eine zweite an die Bevölkerung der preußiſchen Monarchie zu demſelben Zwecke, und was mir am ſonderbarſten erſchien, ein öffentliches Gebet zum Verleſen in verſchiedenen Kirchen. Die beiden letzten Dokumente ſind nie zu Tage gekommen. Dann wünſchte er zu wiſſen, ob ich nicht nach Wien ſchreiben wollte. Ich antwortete, daß ich zu ſehr mit dem, was rings um mich vorgehe, beſchäftigt, und nicht genug geſammelt ſei, um Briefe zu ſchreiben. So war die Lage der Dinge für den Augenblick.

Als ich nach Hauſe kam, erhielt ich Beſuch von Herrn Lombard. Er befand ſich leidlich genug, um zu mir zu fahren. Wiederum ſprach er ſehr offen und aufrichtig, und bemerkte, der König habe ihm ſo eben geſagt, daß er für den Augenblick die Sendung eines Offiziers nach Wien aufſchieben möge; es ſei nicht rathſam, dieſen Hof allzuſehr zu drängen, da man über deſſen Abſichten und Anſichten vollkommen beruhigt ſei.

„Ich weiß nicht, fuhr er fort, in wie weit dies auch vom Londoner Hofe prophezeit werden kann, und bin in dieſer Hinſicht nicht ohne Sorge.“

Ich bemerkte, ich könnte nicht einſehen, wodurch dieſe Beſorgniß eingeflößt worden, und wie die erſtaunliche Bereitwilligkeit, mit welcher die engliſche Regierung in die Abſendung eines Unterhändlers gewilligt, dergleichen Angſt nicht beſeitigt habe.

Seine Antwort lautete, dieſe Furcht gründe ſich auf den kühlen Empfang, den die erſten Eröffnungen in London erlitten, was er als eine Vorbedeutung anſehe, daß man von England aus harte Bedingungen ſtellen werde.

Digitized by Google

„Es wäre unglücklich, fuhr er fort; allein wir würden doch zu handeln wiſſen, wie es unſer Vortheil gebietet. Mit dem Geiſt, der jetzt das ganze Land beſeelt, werden uns pekuniäre Hülfsquellen nicht mangeln; und obgleich nur wenig eingeweiht in dieſen Geſchäftszweig, weiß ich doch von Andern, daß wir ohne fremde Subſidien im Stande ſind, ein bis zwei Feldzüge zu beſtreiten."

Ich ſtand eben im Begriff, meine Einwürfe zu machen, als er, mich unterbrechend, ſehr lebhaft fortfuhr: „Die engliſchen Miniſter würden viel zu verantworten haben, wollten ſie einem nicht zur Hauptfrage gehörenden Ehrenpunkt, oder perſönlicher Empfindlichkeit die herrlichſte Gelegenheit, die ſich ihnen je für eine Kooperation zur Befreiung Europas geboten, opfern. Jedenfalls wäre ihre Berechnung falſch. Der König von Preußen wird, ob Eroberer oder Eroberter, jedenfalls einen Weg aufzufinden im Stande ſein, auf welchem er ſie eines Tages nöthigen wird, eine grauſame Gleichgültigkeit, oder unzeitige Halsſtarrigkeit zu bereuen."

Dieſe Sprache (meiner Anſicht nach nur das Reſultat eingewurzelten Vorurtheils gegen England, böſen Gewiſſens, oder eines Kampfes gegen Schwierigkeiten, für welche ſie ſich in der Wirklichkeit verantwortlich fühlten) erſchien mir um ſo gefährlicher, als ich ſie aus dem Munde eines Mannes vernahm, der direkten Einfluß hatte auf des Königs perſönliche Abſichten, und dies noch dazu in einem Augenblick, wo Preußen begangenes Unrecht nur durch große Herablaſſung wieder gut machen konnte. Demzufolge hielt ich es für Pflicht, meine Meinung ohne alle

Rückſicht zu offenbaren. Ich bemerkte ihm, ich hielte ſeine Beſchwerden nicht nur für unzeitig, ſondern auch für willkührlich und ungerecht, und ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß die engliſche Regierung ſchon dadurch hinlängliche Beweiſe ungewöhnlicher Großherzigkeit an den Tag gelegt habe, daß ſie ohne Zaudern auf Unterhandlungen mit einer Macht eingegangen ſei, die ſich doch ſo grauſam gegen ſie vergangen habe. Ein Verdacht perſönlichen Grolls finde bei Englands Staatsmännern durchaus keine Begründung. Grauſame Gleichgültigkeit gegen des Feſtlandes Schickſal ſei unvereinbar mit ihrem eigenen Intereſſe, und mit Englands liberalen Prinzipien; und was ſeinen Verdacht der Halsſtarrigkeit beträfe, ſo könne ich durchaus nicht begreifen, auf was er ſich ſtütze, ſeit ſie ſogar, wenn ich nicht ganz falſch berichtet, kürzlich ſich erboten hätten, in dem einen Punkte nachzugeben, wo eine Halsſtarrigkeit möglich geweſen wäre. Ich fügte hinzu, er möge ſich doch nur erinnern, daß kaum vierzehn Tage verfloſſen ſeien, wo noch ganz Europa in Hinſicht der Aufrichtigkeit des unerwarteten Syſtemswechſels von Preußens Seite ungläubig war; daß ich ſelbſt unter die Zahl dieſer Ungläubigen gehört haben würde, wenn nicht beſondere Umſtände mir Mittel in die Hand gegeben, die Wahrheit deſſelben zu erfahren; daß ich weit entfernt, mich über die kalte Aufnahme zu verwundern, welche, wie er mir geſagt, ſeine erſten Vorſchläge erlitten, ich mich im Gegentheil gewundert haben würde, wenn England ſobald darauf eingegangen wäre; daß, wenn Graf Haugwitz, anſtatt mir die Ankunft eines Unterhändlers

aus London zu verkünden, den Friedensſchluß zwiſchen England und Frankreich proklamirt hätte, mir dies weniger überraſchend geweſen wäre; und wenn ein ſo unzeitiges Begegniß dem Ausbruch eines neuen Kontinentalkriegs entſprochen hätte, ſo würde ich dennoch behaupten, es ſei eine außerordentliche Ungerechtigkeit, die engliſche Regierung deshalb anzuklagen.

Dieſe Bemerkungen machten ihn augenſcheinlich nachdenkend. Er änderte den bisherigen Ton, und erinnerte mich in launiger Weiſe an unſere früheren Diskuſſionen in Berlin in Betreff der engliſchen Politik, hinzufügend, daß ich doch wenigſtens nicht ſo ungerecht ſein werde, zu glauben, auch er ſei bei den Frivolitäten gewiſſer lächerlicher Leute, die er namhaft machte, und mit denen er früher bekannt geweſen, betheiligt. Dann ſprach er von Finanzen, den Intriguen des Herrn Pitt und den Uebelſtänden einer Seetyrannei. Auch hiervon brach er plötzlich wieder ab, und auf Rußland übergehend, ſagte er: „Aber zugeben müſſen Sie doch, daß es ſchwer fallen möchte, einen Alliirten zu finden, wie wir ihn am Kaiſer Alexander haben.“ Und nun erzählte er, daß der Kaiſer an den König als Antwort auf deſſen eigenhändige Benachrichtigung von ſeinen Abſichten, einen Brief geſchrieben habe, der ein dauerndes Denkmal ſeiner erhabenen Geſinnungen bleiben werde. Hierin erklärte er, daß zwiſchen Preußen und ihm von Unterhandlungen oder Stipulationen gar nicht die Rede ſei; daß der König ihn gar nicht um das erſt befragen ſolle, was er zur Erreichung eines glücklichen Erfolgs für nöthig erachte. Es ſtände ihm

Alles zu Dienſten, da es ſein eigenes Intereſſe ſei, daß Frankreich ſo gründlich und ſtreng als möglich gezüchtigt werde. Zu dieſem Zwecke biete er denn dem König ſeine ganze Armee, wie Geld zur Verfügung, wenn es nöthig ſei. Mittel, ſeine Verſprechungen zu erfüllen, werde er ſchon finden.

Ich erwiederte, daß ich, abgeſehen von der größtmöglichen Achtung, welche ich vor des Kaiſers Charakter hege, Preußen doch noch nicht von Herzen wegen ſeiner Geſinnungen gegen daſſelbe beglückwünſchen könne, und es ſei daher mein innigſter Wunſch, daß es nichts verabſäumt haben möge, um die Ankunft der erwarteten Hülfe zu ſichern, ehe es zu ſpät ſei.

Um 6 Uhr machte ich dem Herzog von Braunſchweig meine Aufwartung, und brachte eine halbe Stunde bei ihm zu. Unſere Zuſammenkunft war in keiner Weiſe bemerkungswerth; denn Alles, was der Herzog ſagte, beſchränkte ſich auf einige Redensarten, die jedes inneren Gehalts ermangelten. Nur in ſofern war ſie mir intereſſant, als ſie mir Gelegenheit bot, den Mann in der Nähe zu prüfen, und ihn mit der wenig günſtigen Meinung zu konfrontiren, welche ſo viele kompetente Richter von ihm hegten.

Vor Allem verſichere ich, daß ich, obgleich ich mich, ſo weit dies in des Menſchen Macht liegt, jedes Vorurtheils gegen dieſen Fürſten entledigte, und feſt entſchloſſen war, ihn zu prüfen, als ob ich nie etwas vorher von ihm gehört, die Entdeckung machte, daß man ihn durchaus richtig geſchildert hatte. In ſeinem ganzen Benehmen,

Digitized by Google

ſeiner Haltung, ſeinen Blicken, Bewegungen und Sprache lag etwas durchaus Unbefriedigendes, Machtloſes, Unheil Verkündendes. Die Kraft, welche er beurkundete, deutete auf wenig mehr als auf eine Selbſttäuſchung in Hinſicht ſeiner Fähigkeiten hin; die Art ſeiner Höflichkeit war ſo beſchaffen, als wolle er durch ſie im Voraus um Verzeihung bitten — alſo gerade das Gegentheil von dem, was er hätte zeigen ſollen. Eine übermäßige Beſcheidenheit, die man kaum anders, denn als reine Affektation deuten konnte, und übertriebene Furcht vor jeder öffentlichen Beurtheilung waren vorherrſchend. Er ließ ſich nicht abhalten, mir allerhand ſchmeichelhafte Dinge zu ſagen, was mir bei einer Gelegenheit, wo man annehmen durfte, daß er viel zu beſchäftigt ſei, um an Komplimente zu denken, ſehr unzeitig erſchien und mich höchſt ungeduldig machte. Endlich ging er auf ein Geſchäftsgeſpräch ein, aber nur, um alle die Maßregeln zu beklagen, die man ergriffen habe, mit Bonaparte den Weg der Unterhandlung zu verſuchen; höchſt alltägliche, ja ſogar lächerliche Redensarten aus dem Munde eines Mannes, der mehr als jeder andere dieſe trügeriſchen Ideen gepflegt und unterſtützt hatte.

Als nun das Geſpräch auf Oeſterreich kam, ſagte er, daß er, obgleich ganz unbekannt mit den politiſchen Fragen, dennoch vermuthe, man ſei nicht früh genug darauf bedacht geweſen, Unterhandlungen mit dieſer Macht zu eröffnen, oder man habe nicht alle nothwendigen Maßregeln ergriffen, Oeſterreich wegen Preußens ernſtlicher Beihülfe ſicher zu ſtellen, was doch nothwendig geweſen

ſei. Als die Rede auf eigentliche Kriegsgegenſtände kam, ſprach er hierüber wie ein Mann, der keine genauere Kenntniß von der Sache beſitzt, und der nur nach dem Privilegium ſtrebt, ſeine Anſicht über das Benehmen Anderer kund zu thun.

Obgleich mich dieſe ganze Unterhaltung nicht ſehr anzog, ſo verſuchte ich dennoch, ihr eine andere Wendung und einen entſchiedeneren Charakter zu geben, allein ohne Erfolg. Er wiederholte immer nur, und zwar in einer Weiſe, die mich ganz aus der Faſſung brachte, — „vorausgeſetzt, daß kein großer Fehler begangen wird.“ Als ich mir nun die Freiheit nahm, ihm zu ſagen: „Euer Durchlaucht, Jedermann muß in der That hoffen, daß unter einer Leitung wie der Ihrigen kein Fehler begangen wird,“ und er darauf antwortete: „Ach! ich kann kaum für mich ſtehen! Wie können Sie verlangen, daß ich für Andere bürgen ſoll?“ — ſo war dies eine Redensart, die ſeiner Stellung nicht geziemte, und eben ſo wenig der Gefühle würdig war, die er am Abend vor ſo wichtigen Ereigniſſen hätte hegen ſollen.

Mehrere Offiziere, welche ſich anmelden ließen, unterbrachen unſer Geſpräch. Ich fühlte mich hier ſo unbehaglich, daß ich eifrigſt dieſe günſtige Gelegenheit ergriff, mich zu empfehlen. Beim Hinabſteigen der Treppe des Gaſthofs ward ich einige Minuten durch eine große Menſchenmenge aufgehalten, welche den Weg verſtopfte. Ich überließ mich den düſterſten Betrachtungen über alles das, was ich während dieſer kurzen Zuſammenkunft erfahren, und was ich in der nächſten Zukunft vor mir zu ſehen glaubte.

Es hatte ſich heute in Erfurt ein Umſtand ereignet, der, an und für ſich unbedeutend, die Herren im Hauptquartiere doch ſo ſehr zu beſchäftigen ſchien, als handle es ſich um den Gewinn oder Verluſt einer Schlacht. Der franzöſiſche Miniſter Laforêt war plötzlich angekommen. Man hatte ihm in Berlin, in Folge der Feſtſetzung des Generals Knobelsdorf in Mainz, geſagt, daß man keine Gewähr leiſten könne, ob er die preußiſche Grenze werde paſſiren können; da indeſſen (und dies gab Graf Haugwitz ſelbſt zu) kein Befehl ertheilt worden war, ihn daran zu hindern, ſo würde er, im Fall er mit ſeinen in Berlin ausgeſtellten Päſſen den Weg über Magdeburg und Kaſſel eingeſchlagen hätte, auf durchaus kein Hinderniß geſtoßen ſein. Seine Ankunft in Erfurt aber war das Maximum von Unverſchämtheit, wie Jedermann zugab; es blieb nur übrig, ihm dies bemerklich zu machen, und es war gewiß nur gerecht, ihm in höflicher Weiſe den Platz anzuweiſen, an welchem er, während der Zurückhaltung ſeiner Perſon, ſeinen Aufenthalt nehmen durfte. Statt deſſen hielt man die ernſteſten Berathſchlagungen über dieſen Gegenſtand. Alles war in einem Zuſtande von Aufgeregtheit, als wenn das ſchwerſte Räthſel zu löſen ſei. Am Abend war noch nichts entſchieden; endlich ward um 9 Uhr Abends ausgemacht, daß Herr und Madame Laforêt die Nacht in Erfurt zubringen dürften, am folgenden Tage aber neue Berathungen in Hinſicht der definitiven Maßregeln Statt finden ſollten, die man in einem von ſolchen Schwierigkeiten wimmelnden Falle zu ergreifen habe. Ich kam kurz nach dieſer faſt unglaublichen Berathſchlagung zu Herrn

Digitized by Google

v. Luccheſini. Auf meine Frage, ob Laforêt Ueberbringer irgend einer wichtigen Botſchaft ſei, oder ob er eine neue Unterhandlung auf ſeine eigne Rechnung begonnen habe? verſicherte dieſer lachend, daß von beiden nicht die Rede wäre, was ich übrigens ſchon vorher gewußt. Denn Laforêt hatte gegen Mehrere geäußert, er ſei in höchſter Verlegenheit, weil er ſeit 14 Tagen durchaus keine Nachrichten aus Paris erhalten habe. Nun konnte ich nicht umhin, mein größtes Erſtaunen darüber zu erkennen zu geben, wie man unter ſo kritiſchen Konjunkturen, auf eine ſo geringfügige Sache ſolche Wichtigkeit legen, und ihr ſo viel koſtbare Zeit opfern könne. Herr v. Luccheſini war ganz meiner Meinung, und fügte hinzu: Sie erſehen hieraus eine der beklagenswertheſten Schwächen von Graf Haugwitzens Charakter, nämlich die, daß er nie den wahren Werth der Zeit zu ſchätzen, und das Maß der Wichtigkeit zu würdigen weiß, welches den verſchiedenen Geſchäften angelegt werden muß. So muß oft der wichtigſte Gegenſtand auf Koſten des unbedeutendſten leiden.

Ehe ich wegging, beſchloß ich noch, obwohl nicht ohne Widerwillen, mit ihm über den Eindruck zu ſprechen, den der Beſuch beim Herzog von Braunſchweig auf mich gemacht hatte. Obgleich ich wußte, daß er dieſe meine Eindrücke theilen werde — und dem war ſo, mehr als zu viel — ſo war ich doch auch überzeugt, daß er über dieſen Gegenſtand nicht offen ſprechen werde. Denn abgeſehen davon, daß der Herzog einen zu bedeutenden Poſten inne hatte, um dem Marquis anſtändigerweiſe zu geſtatten, ſeine Anſicht von deſſen gänzlicher Unfähigkeit, ihn

auszufüllen, frei zu äußern, war er es auch geweſen, der dem König gerathen, Herrn v. Luccheſini in der königlichen Umgebung zu behalten, wo er auch unſtreitig wirkliche Dienſte geleiſtet hat. Wie ich vorausgeſehen, verſuchte denn auch der Marquis, mich, ſo gut es gehen wollte, zu beruhigen; allein er verſchwendete vergebliche Zeit, denn ich kannte ihn zu gut, um meine Privatanſicht zu ändern, und um nicht durch alle die oberflächlichen Lobeserhebungen hindurch die traurige Beſtätigung meiner Befürchtungen zu ſehen.

Donnerſtag, 9. Oktober. Um 9 Uhr Morgens erhielt ich Zutritt bei Ihrer Majeſtät der Königin. Mit den Gefühlen, die ſich meiner nun bereits bemeiſtert, und nach Allem, was ich geſehen und gehört — mit noch matteren Hoffnungen, als die waren, die ich bei meiner Ankunft im Hauptquartier gehegt hatte, und mit der inneren Angſt, die mit jedem Augenblick an Stärke gewann, anticipirte ich (ich muß es frei bekennen) keine große Befriedigung von dieſer Audienz. Meine Ahndung trügte; denn anſtatt mich bekümmerter zu machen, tröſtete und erleichterte mich dieſe Audienz; und wäre das Vertrauen nicht ſchon in zu weite Ferne entſchwunden geweſen, es hätte bei dieſer Veranlaſſung zurückkehren müſſen.

Schon ſeit einem Jahre hörte ich beſtändige Lobpreiſungen dieſer Fürſtin; ich war daher ganz darauf vorbereitet, ſie anders zu finden, als ich mir ſie früher gedacht. Die feinen, erhabenen Eigenſchaften aber, die ſie während einer dreiviertelſtündigen Unterhaltung jeden Augenblick entwickelte, hatte ich nicht erwartet. Sie berathſchlagte

mit Präciſion, Selbſtſtändigkeit und Energie, zu gleicher Zeit eine Klugheit offenbarend, die ich ſelbſt bei einem Manne bewunderungswürdig gefunden hätte; und doch zeigte ſie ſich bei Allem, was ſie ſagte, ſo voll tiefen Gefühls, daß man keinen Augenblick vergeſſen konnte, es ſei ein weibliches Gemüth, dem man hier Bewunderung zolle. Nicht ein Wort, das nicht zum Zwecke gehörte — keine Reflexion, keine Gefühlsäußerung, die nicht in vollkommenſter Harmonie geſtanden mit dem allgemeinen Gegenſtande der Diskuſſion, ſo daß eine Kombination von Würde, Wohlwollen und Eleganz, wie ich mich etwas Aehnlichen nie zuvor entſinne, das Reſultat war.

Ihre erſte Frage war, was ich von dieſem Kriege denke, und welche Anſichten ich hege, unmittelbar hinzufügend: „Ich frage nicht, um Muth zu ſchöpfen — das habe ich Gott ſei Dank nicht erſt nöthig! Zudem weiß ich ja, daß, wenn Sie auch eine ungünſtige Meinung von der Sache hegten, Sie mir dieſelbe ſicher nicht kundthun würden. Allein wiſſen möchte ich doch gern, worauf die Männer, die in der Lage ſind, den Stand der Dinge zu beurtheilen, ihre Hoffnungen gründen, um dann zu ſehen, ob deren Beweggründe mit den meinigen übereinſtimmen.“

Ich ſuchte Alles hervor, was ſich mir ſelbſt bei dieſer Frage von der ſchönen Seite bot. Beſonderen Nachdruck legte ich auf den Zuſtand der öffentlichen Meinung, auf die günſtige Neigung von Seiten der Zeitgenoſſen, und auf die eifrigen Wünſche, die von allen Partheien

Deutſchlands dahin getheilt würden, daß ein günſtiger Erfolg Preußens Unternehmung krönen möge.

Die Königin bemerkte, ſie habe ſchon ſeit langer Zeit Befürchtungen darüber gehegt, in welchem Lichte die öffentliche Meinung (und vor Allem die der andren Länder) dieſe Expedition betrachten möchte, da ſie wohl wiſſe, daß die Geſinnungen gegen Preußen nicht die günſtigſten ſeien; jedoch habe ſie ſeit einigen Wochen in dieſer Beziehung Erfahrungen gemacht, die ihr wieder großes Vertrauen eingeflößt hätten. Sie fuhr fort: „Sie kennen die Vergangenheit beſſer als ich; aber iſt jetzt nicht der Augenblick, wo ſie vergeſſen werden ſollte?“ Freimüthig ſprach ſie hierauf über den Krieg von 1805; und obgleich ſie hierbei in dem, was ſie ſagte, geheimen Verdacht und düſtere Ahndung kundgab, ſo war doch auch dies keineswegs der mindeſt intereſſante Theil unſerer Unterhaltung. Ich erſtaunte über die Genauigkeit, mit der ſie jedes Ereigniß kannte, jedes Datum citirte und ſelbſt auf die unbedeutendſten Umſtände aufmerkſam machte. Tiefen, unerlöſchlichen Eindruck machten aber auf mich die liebenswürdigen, tiefen Gefühle, die ſie offenbarte, als ſie auf das Mißgeſchick des Hauſes Oeſterreich anſpielte. Mehr als einmal ſah ich dabei ihre Augen voll Thränen. Unter Anderem erzählte ſie mit rührender Einfachheit, daß an dem Tage, wo ſie die Nachricht von den erſten Unglücksfällen der öſterreichiſchen Armee erfahren, der Kronprinz, ihr Sohn, ſich ihr zum erſtenmale in Uniform gezeigt habe; als ſie dies geſehen, habe ſie geſagt: „Ich hoffe, daß an dem Tage, wo du Gebrauch machſt von dieſem

Rock, dein einziger Gedanke der ſein wird, deine unglücklichen Brüder zu rächen.“ Mit großer Zartheit und vielem Intereſſe erkundigte ſie ſich hierauf nach verſchiedenen, mich perſönlich angehenden Verhältniſſen, die ich ſo gut, als ich konnte, darzulegen verſuchte; und in Beziehung auf den Kaiſer und die Kaiſerin, äußerte ſie ſich in Worten, wie ich ſie unter ähnlichen Umſtänden gewünſcht haben würde, auf den König und ſie ſelbſt angewendet zu ſehen. *)

Am meiſten machte auf mich die gewiß nicht zufällige Thatſache Eindruck, daß trotz allen Details, auf welches ſie in Beziehung des Feldzugs einging, des Feldmarſchalllieutenants Mack auch nicht ein einziges Mal Erwähnung geſchah; auch ſchien ſie ausdrücklich zu wünſchen, daß Alles vermieden werde, was berechnet ſei, ſeinen Namen, ob in günſtiger und ungünſtiger Weiſe, anzuregen, ſowie auch den des Oberanführers der Armee, auf welchen anzuſpielen ſie gleiche Abneigung zeigte; und wenn ſie von verſchiedenen Generälen dieſer Armee ſprach, wie vom

*) Ich fühle, daß dieſe und noch andre Stellen in dieſem Tagebuche, wegen ihrer merkwürdigen Koincidenz mit nachfolgenden Ereigniſſen, wohl den Verdacht erregen könnten, als ſeien ſie in ſpäterer, als der hier angegebenen Zeit geſchrieben. Allein hiergegen proteſtire ich feierlichſt, und verſichere, daß, abgeſehen von einer ſorgfältigern Reviſion, Alles hier ſteht, wie ich es in meinem Tagebuch aufgezeichnet habe, und daß obige Stelle buchſtäblich Wort für Wort von den Bemerkungen kopirt iſt, die ich noch an dem Tage des Geſprächs, und höchſtens drei Stunden nachher niedergeſchrieben habe.

Fürſten Hohenlohe, Prinzen Louis, Schmettau, Rüchel, Blücher und Tauentzien — ſo bemerkte ich, daß ſie nie den Namen des Herzogs von Braunſchweig nannte. Hierauf fragte ſie mich, ob ich einen Artikel im Publiciſten geleſen, in welchem man höchſt unwürdige Kommentare ihres politiſchen Benehmens gegeben habe. Ich hatte ihn nicht geſehen. Nachdem ſie einige Redensarten daraus angeführt, rief ſie aus: „Gott weiß es, daß ich nie über öffentliche Angelegenheiten zu Rathe gezogen worden bin, und auch nie danach geſtrebt habe. Wäre ich je darum befragt worden, ſo hätte ich — ich bekenne es offen, — für den Krieg geſtimmt, da ich glaube, daß er nothwendig war. Unſre Lage war ſo kritiſch geworden, daß wir auf alle Gefahr hin verpflichtet waren, uns herauszuwickeln; es war dringend nothwendig, den Vorwürfen und dem Verdacht, welchen man gegen uns hegte, ein Ende zu machen. Aus einem Prinzip der Ehre und folglich der Pflicht, weit entfernt von aller ſelbſtſüchtigen Berechnung, waren wir, ſo weit ich es verſtehe, berufen, jenen Weg einzuſchlagen.“ In Beziehung auf die ihr angedichtete Partheilichkeit gegen die Ruſſen ſagte ſie, es ſei dies von allen die ungerechteſte und abſurdeſte Beſchuldigung. Was den Eifer, die Hingebung und perſönlichen Tugenden des Kaiſers Alexander anbeträfe, ſo habe ſie dieſen ſtets alle Gerechtigkeit angedeihen laſſen, und werde dies auch immer thun; allein weit entfernt, Rußland als das Hauptwerkzeug zur Befreiung Europas zu betrachten, habe ſie deſſen Beihülfe nur immer als letzte Hülfsquelle angeſehen, und ſie ſei feſt überzeugt, daß die großen Rettungsmittel nur allein in der engſten

Vereinigung aller derer zu finden wären, die ſich des deutſchen Namens rühmten.

Man hatte ſich ſeit einigen Tagen viel mit der Abneigung beſchäftigt, welche die Königin offenbart hatte, das Hauptquartier zu verlaſſen. Die Meinungen waren ſehr getheilt über dieſe Maßregel; indeſſen war doch die Mehrzahl gegen ihren längern Aufenthalt hier. Sehr ſchätzenswerthe Männer theilten dieſe Anſicht, und es fehlte nicht an ſolchen, die dieſe Abſicht ohne Rückhalt verdammten. So äußerte ſich z. B. Lombard den Tag zuvor in den härteſten Ausdrücken hierüber. Allein auch die andere Meinung zählte tüchtige Männer als Vertheidiger, und unter dieſen den General Kalkreuth, der mich in Auerſtädt gebeten hatte, daß ich, wenn ſich mir dazu irgendwie Gelegenheit böte, gegen den Plan der Abreiſe der Königin proteſtiren ſolle. — „Ich weiß, was ich bitte — ihre Gegenwart iſt von größtem Gewicht.“

Es geziemte mir nicht, zwiſchen dieſen beiden entgegengeſetzten Anſichten zu entſcheiden; Alles, was ich zu ſagen vermochte, war, daß der Königin Benehmen während ihres Aufenthalts hierſelbſt auch vom leiſeſten Vorwurf frei blieb, offen, wie es immer geweſen war, und dabei eine Würde, Beſcheidenheit und Klugheit, wie ſie jede Fürſtin ihres Ranges auszeichnen ſollte, und wie man ſie gewiß ſelten unter Umſtänden findet, wie die waren, in welche ſie ſich verſetzt ſah. Ich für meinen Theil glaube aber, daß ich, nachdem ich die Frage nach allen Seiten hin geprüft, und abgeſehen von den Gefahren, denen ſie ſich ausſetzte, die in ihren Augen aber kein

Digitized by Google

Beweggrund waren, für ihr Dableiben geſtimmt haben würde. Niemand vermochte dem König ihren Verluſt zu erſetzen, und da ſie nicht öffentlich erſchien, auch keine Anſprüche darauf machte, ſo überwogen die Vortheile ihrer Gegenwart alle Einwürfe. Da ich nun ſo viele Diskuſſionen über dieſen Gegenſtand mit angehört hatte, war ich neugierig, Erkundigungen über deren Urſprung einzuziehen, und die günſtige Gelegenheit ergreifend, zu der Königin zu ſagen: „Ich habe bemerkt, daß man ſich in Dresden ſehr mit der Ausſicht beſchäftigt, Ihre Majeſtät zu bewegen, einige Tage länger daſelbſt zu verweilen.“ Darauf antwortete ſie: „Ich bekenne, daß unter anderen Verhältniſſen ein längerer Aufenthalt in Dresden mir großes Vergnügen gewährt hätte; allein jetzt könnte ich mich deſſelben nicht erfreuen — mein Gemüth iſt zu voll ernſter Betrachtungen, und zudem weiß ich nicht, wie meine Stellung werden könnte. Uebrigens unterwerfe ich mich bei dieſer, wie bei allen andern Gelegenheiten ganz des Königs Willen. Ich fürchte mich, nach Berlin zurückzukehren, und ſcheue mich auch vor den beunruhigenden Gerüchten, denen man in größerer Entfernung von der eigentlichen Scene ſtets ausgeſetzt iſt. Auch wiſſen Sie ja, wie thätig gerade in dieſem Augenblicke der böſe Wille iſt.“

Den Tag zuvor hatte ſie zu Herrn von Götzen geſagt: „Wie iſt es möglich, daß man mich nach Berlin verbannt? Iſt es denn ſo wünſchenswerth, daß ich Kunde von den Vorgängen des Kriegs durch des Herrn von Bray Hände erhalte?“ Dann ſagte ſie freimüthig, daß, ſofern es von ihr abhänge, ſie bleiben werde. — „Der

König hat mir zum Glück erlaubt, ihn morgen zu beglei- ten, und ich werde ihn nicht eher verlaſſen, als bis er es wünſcht.“ Sie ſagte durchaus nichts, was auf mich perſönlich Bezug hatte, weder im Anfang, noch während des Verlaufs dieſer Audienz; ein mit der vollkommenſten Würde durchaus harmonirender Umſtand. Nur erſt, als ich mich empfahl, beehrte ſie mich mit einigen gütigen Worten; aber es geſchah mit ſo vollendeter Anmuth, daß ich dieſe Worte nie vergeſſen werde. Die Herzogin von Hildburghauſen, der Königin Schweſter, war während der ganzen Audienz gegenwärtig.

Als ich den Palaſt verlaſſen, begegnete ich vielen Truppen, aus Detaſchements verſchiedener Regimenter beſtehend, die von Gotha und Eiſenach zurückkehrten. Der König war zu Pferde; Götzen, der hinter ihm ritt, kam an mich heran und ſagte: „Ich habe wichtige Nachrichten — die Franzoſen haben Tauentzien angegriffen, und er hat ſie tapfer zurückgeſchlagen.“ Ein anderer Offizier, dem ich begegnete, erzählte mir, ein Kourier ſei ſo eben mit der Botſchaft von Wien angekommen, der Kaiſer habe ſeine Neutralität erklärt. Nun ging ich zum Grafen Haug- witz, um mich von der Wahrheit dieſer Berichte zu über- zeugen. Ich fand den Marquis Lucheſini bei ihm. Man zeigte mir den Bericht des General Tauentzien, worin beſtätigt war, daß die Franzoſen in der Nacht vom 7. und 8. vorgerückt, und eine Demonſtration zu einem Angriff gemacht hätten; allein da ſie ihn zu ihrem Empfange bereit gefunden, hätten ſie ihren Plan, obwohl nicht ohne einigen Verluſt, wieder aufgegeben. Hierauf habe er ſich

Digitized by Google

von Hof nach Schleitz in beſter Ordnung zurückgezogen. Das Einzige, was er noch hinzufügte, war die ohne Zweifel etwas frühzeitige Bemerkung, daß der Feind bei dieſem erſten Verſuche eine gewiſſe, ſonſt ungewöhnliche Furchtſamkeit gezeigt habe.

Obgleich mit General Tauentzien ganz zufrieden, und vor Allem, weil ich glaubte, daß ſo ohne Verluſt und Unglück eine Vereinigung mit dem Korps des Fürſten Hohenlohe zu Stande gekommen ſei — denn wir konnten noch nicht wiſſen, was ſich gerade in dieſem Augenblicke unterdeſſen in Schleitz ereignet hatte, — konnte ich dies doch unmöglich ein Treffen nennen, und noch weniger ein erfolgreiches, da durchaus kein Gefecht Statt gefunden hatte. Um ſo mehr erſtaunte ich, als ich hörte, daß Graf Haugwitz beabſichtige, es zum Gegenſtand eines gedruckten Büllетins zu machen, und es durch Kouriere nach Dresden, Berlin, Wien, und ich glaube ſogar, nach Petersburg und London zu ſchicken. Ich hörte ihn, in Beziehung auf dieſe Maßregel, die auffallendſten, um nicht zu ſagen lächerlichſten Dinge ſagen. Auch verhehlte ich meine Anſicht in keiner Weiſe, und um ſo weniger, als ich bald entdeckte, daß der Marquis ſie vollkommen theile. Wir vereinten nun unſere Anſtrengungen, ihn von der Idee dieſes Bülletins abzubringen, welches aus dem einfachen Grunde durchaus keine Information gewährte, weil der Bericht des Generals davon nichts enthielt; und ſonach die Geſchichte dieſes Krieges mit der Erzählung des friedlichen Rückzugs eines Vorpoſtenkorps begonnen hätte. Allein Graf Haugwitz beſtand darauf. Während der Pauſen der Dis-

kuſſion ward die lächerliche Geſchichte mit Herrn Laforêt wieder zum Vorſchein gebracht; ſelbiger war nicht gegangen; eine neue Berathung war gehalten, aber wieder nichts entſchieden worden. Auch bemerkte ich deutlich, daß dieſe abſurde Angelegenheit ihre ganze Aufmerkſamkeit feſſele.

Als man nun wieder auf die Bülletinfrage zurückkam, ward nach langer Diskuſſion ausgemacht, daß zwar keins gedruckt werden ſolle, daß man aber mit der glücklichen Nachricht einen Kourier nach Dresden ſenden wolle. Graf Haugwitz ſchloß ſich hierauf drei Stunden lang ein, um über einen Artikel zu ſtudiren, der dem Kurfürſten von Sachſen weder zu viel noch zu wenig Hoffnung mache. Ich geſtehe, noch nie waren mir des Grafen Haugwitz höchſt mittelmäßige Talente offenbarer geweſen, und halte ich ſo deutlich als jetzt eingeſehen, wie wenig ſeine Fähigkeiten der Aufgabe gewachſen waren, die er übernommen hatte. Ein Blick des Marquis Luccheſini bewies mir, daß er in meinen Gedanken geleſen. Kurz, die Vorfälle an dieſem Morgen, nebſt ſo vielen anderen Beweiſen, die ich geſammelt hatte, beſtätigten definitiv meine Anſicht, daß dieſer Miniſter, den faſt alle ſeine Zeitgenoſſen für einen vollendeten Diplomaten hielten, ſowohl in Hinſicht politiſcher Tiefe, als Schlauheit, nur ein ſehr ſchwacher Mann mit höchſt beſchränkten Geiſteskräften war, deſſen zahlloſe, beklagenswerthe Fehler weniger ihren Urſprung in böſem Willen, als vielmehr in dem Umſtande fanden, daß er fortwährend unfähig war, etwas Beſſeres zu thun. Auch der Kourier von Wien ward Gegenſtand einer Dis-

kuſſion. Man verſicherte, daß keine eigentliche Neutralitäts-erklärung erfolgt ſei, ſondern daß dem Grafen Finkenſtein nur die Mittheilung geworden, der Kaiſer wolle ſich zu nichts verpflichten, und daß, obgleich in der That eine Neutralität beſtehen werde, dieſe Maßregel ihn nicht einmal hindern ſolle, einen Offizier ins preußiſche Hauptquartier zu ſchicken. Alles dieſes ſollte vor des Kaiſers Rückkehr nach Wien geſagt worden ſein, und man fügte hinzu, der König ſei dadurch vollkommen befriedigt. Indeſſen zeigten ſie mir die Botſchaft nicht, wie ſie es vor der Ankunft dieſes letzten Kouriers immer gethan hatten. Dieſer Umſtand nun verleitete mich zu der Vermuthung, daß in ihr nicht ſo ganz befriedigende Umſtände vorkämen, die man vor mir zu verhehlen für gerathen hielte. Was mich aber noch mehr in dieſem Glauben beſtärkte, waren die abermaligen Verſuche, mich zu bewegen, nach Wien zu ſchreiben, — Bemühungen, bei welchen ſich Herr von Luccheſini mit dem Grafen Haugwitz vereinte. Mein Entſchluß in dieſer Beziehung war gefaßt; allein ich ſah voraus, daß die ſchwachen Einwürfe, durch welche ich den erſten Vorſchlag dieſer Art beſeitigt hatte, bei dieſer Gelgenheit nicht ausreichen würden. Und ſo beſchloß ich, die wahren Beweggründe meiner Weigerung mit ſolchen Modifikationen zu beurkunden, wie ſie die Höflichkeit erforderte. Ich erklärte freimüthig, ich wolle deshalb nicht ſchreiben, weil ein aus Erfurt datirter Brief nicht den Stempel der Wahrheit und Unbeſchränktheit trage, wie dies doch unumgänglich nöthig ſei, um gute Wirkung zu äußern. Luccheſini gab mir vollkommen Recht, und

drang nach dieſer Erklärung nicht weiter in mich; ein Umſtand, der auch aller Wahrſcheinlichkeit zufolge den Grafen Haugwitz bewog, ſeinen Vorſatz aufzugeben.

Nachdem ich mit Graf Haugwitz dinirt, war ich nicht blos Zeuge, ſondern auch thätig eingreifend bei einer andern Scene, die ganz geeignet war, die Perſonen zu charakteriſiren, welche dies Drama leiteten. Ich hatte den am vorigen Tage geäußerten Wünſchen zufolge eine Proklamation an die Truppen aufgeſetzt. Der König hatte dieſelbe gebilligt, hielt ſie jedoch nicht für geeignet, auch das Volk zu gewinnen; ſo ſagte Graf Haugwitz.

(Lücke im Originalmanuſkript.)

Ich ſtellte dem Grafen Haugwitz vor, daß das, was der König von mir gefordert, unausführbar ſei, — und daß es meiner Anſicht nach ein ſich widerſprechendes Problem bleibe, für die höheren Klaſſen der Armee angemeſſen zu ſchreiben, und dabei zu gleicher Zeit auf die Faſſungskraft des gemeinen Soldaten Rückſicht zu nehmen Wolle man letzteren Zweck erreichen, ſo ſei es weit rathſamer, eine beſondere Adreſſe aufzuſetzen, und die erſte zu laſſen, wie ſie ſei. Dieſer Vorſchlag erfreute ſich jedoch keines günſtigen Erfolgs; lange und ermüdende Diskuſſionen entſpannen ſich über jede Sentenz der Proklamation. Graf Haugwitz verſicherte, der König knüpfe an dieß Dokument ſo großes Intereſſe, daß er den ganzen Morgen mit demſelben beſchäftigt geweſen ſei, und drang fortwährend in mich, zu verſuchen, ob ich daſſelbe nicht noch für das Volk verſtändlicher machen könne. Ich arbeitete

Digitized by Google

nun wieder eine ganze Stunde daran, jede Veränderung damit vornehmend, die ich zur Erzeugung der gewünſchten Wirkung für geeignet hielt, obgleich vollkommen überzeugt, daß ich dieſen Zweck nicht erreichen würde, da die Natur des Gegenſtandes die gewünſchte Einfachheit nicht geſtattete. Graf Haugwitz präſentirte ſie nun von Neuem.

Um 6 Uhr Abends, wo ich wieder zu ihm beſchieden war, gab mir Graf Haugwitz die Proklamation zurück, mit Noten, Verbeſſerungen und Hinzufügungen bedeckt, die der König zum größten Theile ſelbſt mit Bleiſtift geſchrieben hatte, und die deshalb oft unleſerlich waren. Er überhäufte mich mit Entſchuldigungen, mich wegen dieſes Dokuments ſo vielfach beläſtigen zu müſſen, und ſchien zu glauben, ich ſei recht ärgerlich darüber, trotz aller meiner desfallſigen Proteſtationen. Hierauf erklärte er, daß auch er es nicht für geeignet halte, die Proklamation in dem Zuſtande zu laſſen, wie ſie der König zu ſehen gewünſcht. Er rieth mir, zu einer neuen Kompilation zu ſchreiten, in welcher ich des Königs Ausdrücke beibehalten ſollte. Dies erſchien auch mir anfangs gut und recht annehmbar. Allein nach einiger Ueberlegung meinte ich doch, dieſen Vorſchlag verwerfen zu müſſen. Ich erklärte, daß dieſe meine Weigerung keineswegs aus dem Geſichtspunkte der Schwierigkeiten zu betrachten ſei, welche dieſe neue Arbeit bieten könnte, ſondern daß es mir unvereinbar mit der hohen Achtung, welche ich gegen den König hegte, bedünke, wollte ich ein Dokument in der angerathenen Weiſe behandeln, an welches er eigene Hand gelegt hatte; daß dies ſein höchſtes Mißfallen erre-

Digitized by Google

gen müſſe, und daß ich ſelbſt Se. Excellenz nicht für befugt halte, perſönlich die Folge davon zu verantworten. Dieſe Bemerkungen verſetzten ihn in unbeſchreibliche Verlegenheit, und wäre die Sache weniger ernſt geweſen, ſo würde ich herzlich darüber haben lachen müſſen. Nun fragt er mich mit größter Kümmerniß, ob ich denn kein anderes Auskunftsmittel wüßte. Ich ſchlug endlich vor, er möchte dem Könige ſagen, wir wären nicht im Stande geweſen, ſeine Noten zu entziffern (was bis zu einem gewiſſen Grade auch in der Wahrheit begründet war), und bäten Se. Majeſtät, zu geſtatten, das Dokument von Einem umſchreiben zu laſſen, der gewohnter ſei, ſeine Handſchrift zu leſen. Ich nannte Graf Götzen, wohl wiſſend, daß, wenn er mit dieſem Geſchäft beauftragt ſei, wir es in keine beſſeren Hände geben könnten, und es ſo ohne weitere Schwierigkeiten beendigt werden würde, um ſo mehr, als ich überzeugt war, der König werde ſich zuerſt an dieſen wenden. Dieſer Rath gewährte dem Grafen Haugwitz großen Troſt; der König nahm ihn an; Götzen that ſein Möglichſtes, des Königs Noten meinem Texte angemeſſen zu machen. Trotz aller Unvollkommenheiten und Verſchiedenartigkeiten dieſer Produktion aber würde dieſelbe doch ihre Wirkungen geäußert haben, wenn nicht die Ereigniſſe gerade in dem Augenblick dagegen angekämpft hätten, wo ſie erſcheinen und geleſen werden ſollte.

Acht Uhr Abends ſah ich den General Kalkreuth, der im Laufe des Tages nach Erfurt gekommen war. Er fragte, was ich vom Stande der Dinge halte? Ich erwiederte, daß ich hinreichende Gründe zur ernſtlichſten Beſorg-

Digitized by Google

niß zu haben glaube, und daß nur das allezeit von vielen Offizieren den beunruhigenden Symptomen zum Trotz offenbarte Vertrauen mich in einer Art von Zweifel erhalte. Auch er vermochte keine einzige ſeiner düſteren Ahnungen zu beſeitigen, hinzufügend, die verhängnißvolle Kriſis nahe ſich mit reißenden Schritten, nichts habe ſich in der Hauptſache verändert, und die Reſultate würden ſein, wie er ſie vorausgeſagt, wenn nicht irgend ein Wunder zu ihren Gunſten geſchähe.

Ich brachte den Reſt des Abends in Geſellſchaft des Marquis Luccheſini hin. Offen ſprach ich mit ihm über verſchiedene beunruhigende Umſtände, über das Schwanken und den Mangel an Zuſammenhang, den ich in den militairiſchen Maßregeln bemerkt, und über die Dispoſition vieler leitender Perſonen, ſo weit ich hierin meine Beobachtungen zu machen Gelegenheit gehabt hatte. Laforêt blieb in Erfurt; nur erſt an dieſem Abend waren ſie nach ſo vielen nutzloſen Diskuſſionen zu dem Entſchluſſe gelangt, ihn den nächſten Tag nach Langenſalze zu ſchicken. Ich konnte nicht umhin, gegen den Marquis zu äußern, daß dieſe Maßregel mich ſehr affizirt habe, nicht ſowohl wegen des Individuums, da Herrn Laforêts Aufenthalt im Hauptquartiere höchſtens eine Unſchicklichkeit war, ohne alle Gefährlichkeit, ſondern weit mehr der Schwäche, Unbeſtimmtheit und Mittelmäßigkeit wegen, welche der Herzog von Braunſchweig, und ganz beſonders Hr. von Haugwitz, bei dieſer an und für ſich unbedeutenden Veranlaſſung offenbart hatten. Er ſtimmte mir bei, und beklagte dies Ereigniß ſelbſt aufrichtig. Bei dieſer Gelegenheit ſagte er

Digitized by Google

mir, daß er, wenn er nicht blind ſein wolle gegen ſeine eigenen Verdienſte, es als ein Glück betrachten müſſe, daß der König ihn in ſeiner Nähe behalten; daß er es ſich zur Regel gemacht habe, ſich durchaus in nichts zu miſchen, wobei er nicht befragt worden, und daß er, um dem Grafen Haugwitz nicht zu nahe zu treten, ſeitdem er im Hauptquartiere ſei, auch nicht eine einzige Zeile geſchrieben habe. Allein er müſſe der Wahrheit gemäß erklären, er wiſſe nicht, was ſich ereignet haben würde, wenn er nicht unaufhörlich geholfen, ermuntert und den Grafen Haugwitz beſtändig angetrieben habe, der eine Operation weder anzufangen, noch zu beendigen wiſſe, und in ſchwierigen Augenblicken der Kriſis am allerunwirkſamſten ſei.

Nach einer ſolchen Erklärung glaubte auch ich, ſeine Nachſicht wegen einiger Bemerkungen in Anſpruch nehmen zu dürfen. Ich äußerte nämlich, daß alles dies hinreichend ſei, vor der Zukunft zu zittern; daß ich nicht begreifen könne, was noch aus der Sache werden ſolle, wenn der König ſich einerſeits auf einen Oberanführer, wie der Herzog meiner Meinung nach war, ſtützen müſſe (Herr von Luccheſini ſchien zwar in dieſem Punkte nicht mit mir übereinzuſtimmen), und andererſeits auf einen Miniſter, wie er den Herrn von Haugwitz zu beſchreiben, ſich ſelbſt genöthigt ſähe. Und wenn ich nicht immer vor Augen hätte, wie er — es war dies meine feſte Ueberzeugung — das Werk aufzuziehen und in Gang zu bringen ſuche, ſo müßte ich wahrhaftig fürchten, die ganze Maſchine werde ins Stocken gerathen. Dann fragte ich ihn, ob wir nicht bei einer Diſpoſition, wie wir ſie beim Grafen Haugwitz

kannten, allen Grund hätten, für die Stabilität der Unternehmung zu befürchten, und ob nicht vielmehr eines Tags, wenn Unglück hereinbrechen ſollte, eine Veränderung des Syſtems zu erwarten wäre? Er antwortete: „Was das anbetrifft, nein! der allgemeine Impuls zwingt ihn; und zudem ſtehe ich dafür, daß in dieſem Augenblick Niemand gegen Napoleon erbitterter iſt, als Graf Haugwitz und Lombard; Beide haben, wie ich ſchon einmal gegen Sie bemerkte, ſtets geglaubt, ſie hätten ihn in der Taſche — ſie wurden gedemüthigt und getäuſcht, und das werden ſie nie vergeſſen.“

Dritter und letzter Artikel.

Freitag den 10. Oktober. — Das Hauptquartier ſollte nach Blankenhain verlegt werden. Die Regimenter der zweiten Linie des Centrums erhielten Befehl, auszumarſchiren, ehe ſich der König dorthin begebe. Um 9 Uhr Morgens ſtieg der König zu Pferde; unmittelbar darauf folgte die Königin mit zwei Wagen, in welchen ihr geſammtes gegenwärtiges Gefolge Raum fand. (Es beſtand nur aus Frau v. Voß, Fräulein v. Tauentzien, Frau von Buch und zwei Kammerfrauen.) Sie hielten wohl über zwei Stunden vor dem Thore von Erfurt, um die Regimenter paſſiren zu ſehen. Dieſe beſtanden aus zwei Bataillonen der Garde zu Fuß, einem Bataillon der alten Garde, aus des Königs eigenem Infanterieregiment, dem des Herzogs von Braunſchweig, dem Regiment des Gen=

darmeriegardekorps, aus den Dragonern der Königin, und noch einem Kavallerieregiment.

Ich bekenne, daß ich mich, als ich dieſe Truppen ſah, ſo glänzend und friſch, als rückten ſie eben zum erſten Male aus ihren Quartieren — die Offiziere voll Begeiſterung, die Mannſchaft vollkommen ausgerüſtet, mit ausgezeichnet ſchönen Pferden verſehen — trotz der guten Gründe ängſtlichſter Beſorgniß, doch wieder auf einen Augenblick vom Zauber der Hoffnung feſſeln ließ. Allein es war auch das letzte Mal, wo ich mich ſolcher Täuſchung hingeben konnte; — auch das diplomatiſche Korps verließ Erfurt am nächſtfolgenden Tage.

Graf Haugwitz meinte, daß, da dem Sturme nun Windſtille gefolgt ſei, wir uns auch heute unſerer Freiheit erfreuen möchten. Im Vertrauen bekannte er mir, es gäbe für ihn keine größere Erleichterung, als wenn er ſich von den immerwährenden Kriegsrathſitzungen, die alle ſeine Zeit in Anſpruch nähmen, befreit ſähe. In der That war es auch merkwürdig genug, die Herren von Haugwitz und Lucchesini während des größern Theils des Tages mit militairiſchen Berathungen beſchäftigt zu ſehen, und vor allem findet dieſe Bemerkung auf den erſtern dieſer Miniſter Anwendung, der kaum wußte, wo er den Oſten auf der Landkarte finden ſollte, und deshalb wohl kaum Hoffnung machen konnte, bei dieſer Gelegenheit große Hülfsquellen zu bieten. Der Kriegsrath in Erfurt beſtand aus Seiner Majeſtät dem König, dem Herzog von Braunſchweig, dem Feldmarſchall Möllendorff, Obriſten Kleiſt, dem erſten Adjutanten des Königs, und den Herren von

Haugwitz und Luccheſini. Kein anderer General ward zugelaſſen; und anſtatt deren Talente (woran in der Armee kein Mangel war) und militairiſche Erfahrungen, die, obgleich dürftig, doch nicht ganz fehlten, zu benutzen, plagte man Männer damit, deren koſtbare Zeit wohl anderweitigen Arbeiten hätte aufbewahrt bleiben ſollen.

Ich ſpeiſte beim Grafen Haugwitz; er war in der beſtmöglichen Laune. Den Herrn Laforêt war man eben los geworden; die Proklamation war beendigt, und das Manifeſt nach Weimar geſendet worden, um dort unter unmittelbarer Leitung des Herrn von Schladen gedruckt zu werden. Jeden Augenblick erwartete man des Lord Morpeths Ankunft (ſie glaubten, er ſei am 2. oder 3. von Hamburg abgereiſt); ſo wie auch die eines ruſſiſchen Generals, der, wie man aus Berlin geſchrieben, ebenfalls unterwegs ſei. Was die militairiſchen Angelegenheiten anbetraf, ſo galt des General Tauentziens Rückzug nach Schleitz in den Augen des Grafen Haugwitz als vollkommner Erfolg; kurz alles zeigte ſich ihnen von der lächelnden Seite, und keinem, der bei dieſem Diner zugegen geweſen, mochte wohl im entfernteſten in den Sinn gekommen ſein, daß in der nämlichen Stunde die Niederlage der Armee begonnen hatte.

Nach dem Diner nahm ich Abſchied von Herrn Lombard, der den folgenden Tag nach Berlin abreiſen wollte. Die Art und Weiſe, wie ſich der König von ihm getrennt hatte, deutete nicht auf Ungnade, und die Gerüchte, welche in dieſer Beziehung umliefen, waren durchaus ungegründet. Ich fand ihn ſehr aufgeregt; er dankte mir warm und

Digitized by Google

herzlich für all das Gute, welches nach ſeiner Meinung das Reſultat meines Aufenthaltes geweſen war, und verſicherte, auch der König erkenne es an, und werde gewiß in Zeiten größerer Ruhe nicht verfehlen, ſich mit Dankbarkeit daran zu erinnern. Ja, er ſchloß ſogar damit, zu ſagen, daß, wenn ich irgend in den Fall kommen ſollte, des Königs Güte in Anſpruch zu nehmen, er im Voraus dafür hafte, daß jedes Geſuch von meiner Seite bewilligt werde. Hierauf erwiederte ich nur, daß des Königs gute Meinung das alleinige Ziel meiner Wünſche wäre, und daß alles, was ich vom König erbitte, eine glückliche Befreiung Deutſchlands ſei.

Da es mein Zweck war, überall Belehrung und Nachrichten einzuziehen, wo ich nur immer deren zu erlangen hoffen durfte, ſo ließ ich auch an dieſem Abend die Gelegenheit nicht vorüberſchlüpfen, ein Geſpräch mit Herrn v. Bohm anzuknüpfen, der ſeit den letzten zehn Jahren bei der preußiſchen Geſandtſchaft in Paris attachirt geweſen war. Obgleich ein Mann von nicht ſehr bedeutenden Fähigkeiten, und faſt ganz von ſeinen Privatangelegenheiten in Anſpruch genommen, gab ihm doch ſeine Stellung die Mittel in die Hand, zu beobachten, was um ihn vorging.

Zu einer Zeit, wie die damalige, während welcher ich mich in Erfurt befand, öffneten ſich alle Herzen, und es gab kein Geheimniß; jeder wünſchte dem andern zu beweiſen, daß das, was er vorausſage und berechne, ſich auch ereignen müſſe und werde. Mein Wunſch ging nun dahin, noch mehr und beſtimmtere Nachrichten über das

Digitized by Google

Benehmen des Herrn von Lucheſini während der letzten Zeit ſeines Aufenthaltes in Paris einzuziehen. Denn trotz der Aufrichtigkeit, mit welcher er über den größeren Theil der jüngſten Ereigniſſe mit mir geſprochen hatte, der perſönlichen Artigkeit und Höflichkeit, mit welcher er mich in Erfurt behandelte, des Vergnügens, welches mir ſeine Unterhaltungsweiſe gewährte, und der unveränderlichen Liebenswürdigkeit, die fortwährend ſeine ganze Korreſpondenz mit mir auszeichnete, und alles dies vereint mit dem anziehenden Weſen, durch das er Alle, die ihm nahten, zu feſſeln wußte, konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, die Rolle zu vergeſſen, welche er während der Deluſionsperiode, unter deren Einfluſſe Preußen ſo lange geſtanden, geſpielt hatte. Deshalb war ich denn auch ſehr begierig, zu erfahren, wie er ſich habe entſchließen können, ſein Benehmen ſo plötzlich zu ändern, und ſelbſt das Werkzeug zum Bruche mit Frankreich zu werden.

Ich fragte Herrn von Bohm, ob dem Marquis bei der bekannten Vorliebe, welche er von jeher für Paris gehegt, die Nothwendigkeit, Berichte abzuſtatten, die darauf berechnet waren, ihn ſeiner Stelle zu berauben, nicht eine ſchwer zu erfüllende Pflicht geweſen ſei? Er erwiederte: „Wenn der Marquis nicht durch Gründe vollkommen überzeugt geweſen wäre, daß die Freundſchaft zwiſchen Frankreich und Preußen in den letzten Zügen läge, und er ſich durch Verhehlung der Wahrheit nur kompromittire, ohne damit irgend ein für ihn nützliches Ziel zu erreichen, er würde ſich gewiß nicht dazu entſchloſſen haben, ſich in

einer Weiſe zu äußern, wie ſie in den Depeſchen vorwaltet, auf welche Sie anſpielen."

Dieſe Antwort war durchaus genügend; allein da dieſer Gegenſtand einmal berührt war, wurden bei dieſer Gelegenheit auch noch andre, vorher geheimnißvolle Verhältniſſe entwirrt. Herr v. Bohm fügte nämlich zu Obigem hinzu: „er habe keine Urſache zur Beſchwerde über den Marquis; auch hege er keinen Unwillen gegen ihn, habe aber deſſen politiſches Betragen ſtets gemißbilligt, ja er halte ſogar ihn vor allen, die das alte Syſtem unterſtützt hätten, für den ſchuldigſten, da die andern doch wenigſtens die Entſchuldigung für ſich hätten, daß ſie nicht hinlänglich berichtet geweſen ſeien, um die nachtheilige Tendenz des früheren Syſtems in vollkommenſter Ausdehnung zu beurtheilen. Ihn hätten anfangs die Schmeichelei und die wiederholten Freundſchaftsverſicherungen, mit welchen die franzöſiſche Regierung zu allen Zeiten verſchwenderiſch geweſen, beſtrickt; ſeitdem habe aber der Marquis hinlängliche Gelegenheit gehabt, deren wahren Werth kennen zu lernen, um noch längerer Täuſchung zu fröhnen; auch ſei er von Bonaparte zu ſchlecht behandelt worden, um ihm nicht bitterſten Haß zu weihen. Der einzige Beweggrund, der ihn veranlaßt habe, die Lage der Dinge in einem anderen Lichte zu zeigen, als er ſie wirklich ſah, war ſeine unglückliche Vorliebe für die Stelle, welche er in Paris inne hatte; dieſer Umſtand aber erkläre ſich zum Theil aus der unumſchränkten Gewalt, welche ſeine Gemahlin über ihn ausübe. Letztere, welche Paris nicht gegen den Himmel vertauſcht haben würde, ſiel

Digitized by Google

ſchon bei dem bloßen Gedanken, dieſe Stadt zu verlaſſen, in Ohnmacht, und quälte ihren Gemahl unaufhörlich, alle in ſeiner Macht ſtehenden Mittel anzuwenden, um ſeinen Aufenthalt daſelbſt zu verlängern. Daher ſein langes Schweigen, die immerwährenden Ausflüchte und Prävarikationen, ſowie die ſtets erneuerten Bemühungen der offenbarſten Nothwendigkeit zum Trotz, einen Bruch mit Frankreich zu verhüten."

Obgleich nun dieſe Erklärung nicht zur Erläuterung alles deſſen hinreichte, was zu einer vollſtändigen Berichtigung erforderlich geweſen wäre, ſo hatte ich doch allen Grund, ſie ſo weit, als ſie eben ausreichte, für wahr zu halten.

Ich hatte dieſen Abend noch eine letzte Beſprechung mit dem Marquis Luccheſini ſelbſt; ſie war höchſt intereſſant, und dehnte ſich demzufolge auch bis 2 Uhr Morgens aus. Auf meine Bemerkung, daß wir ja ſeit einigen Wochen ganz ohne Nachricht aus Petersburg wären, beklagte er ſchmerzlich die Verzögerung und Unentſchiedenheit, durch welche wir ſchnellen Beiſtands von Seiten Rußlands beraubt worden ſeien. Er ſagte, anſtatt den Herrn von Kruſemark vor Ende Auguſt abreiſen zu laſſen, habe man leider erſt des Herrn von Knobelsdorf erſte Depeſche abgewartet; da nun dieſelbe erſt am 17. September angekommen, ſo ſei auch Herr von Kruſemark nicht vor dem 18. von Berlin geſendet worden. Vor dem 30. habe derſelbe nun nicht nach Petersburg kommen können, und da demzufolge die Marſchordre die ruſſiſchen Truppen nicht vor dem 7. oder 8. Oktober zu erreichen

vermocht, ſo ſei es gar nicht möglich, daß ſie vor Mitte November auf das Operationsgebiet einrücken könnten.

Er theilte mir dieſe Berechnungen in einer ſo ängſtlichen, bekümmerten Weiſe mit, wie ich ſie an ihm gar nicht gewohnt war. Wiederholt ſagte er: „Ja, den Anfang des Kriegs können wir wohl allein unternehmen, aber ihn ſo nicht fortſetzen, oder beendigen." Bei dieſer Gelegenheit ſchien er nun doch auch zu ahnen, daß es dem erſten Theil der Unternehmung an Schwierigkeiten nicht fehlen werde. Nun hielt auch ich es für meine Pflicht, mit ihm den hauptſächlich ſchwierigen Punkt zu beſprechen, der mich ſo lange ſchon beſchäftigt hatte; und ich ſah voraus, daß es, wenn ich meinen Zweck nicht verfehlen wollte, nothwendig ſei, den geradeſten Weg einzuſchlagen. Demnach ſagte ich plötzlich zu ihm, daß ich nach reiflichſter Erwägung alles bisher Geſagten nun auch die Gründe zu erfahren wünſche, welche ſie bewogen hätten, gerade jetzt den Krieg zu beginnen. Im höchſten Grade verwundert, antwortete er: „Was wollen Sie damit ſagen? Eine ſolche Frage habe ich wahrhaftig nach allen den Informationen nicht erwartet, in deren Beſitz Sie bereits ſind!" Ich erwiederte, daß ich im Gegentheile gerade jetzt endlich die Zeit herbei wünſche, wo ich im vollen Beſitz aller erforderlichen Kunde und Belehrung wäre, um meine Zweifel über einen Gegenſtand zu beſeitigen, den mir zu erklären er allein im Stande ſei. Hierauf theilte ich ihm in vollſtändigſter Weiſe alle meine Anſichten mit, die ſich im Weſentlichen auf Folgendes beſchränkten.

Digitized by Google

Mein Hauptprincip ſei ſtets auf eine geſchickt voll- führte Koncentration aller Streitkräfte, über welche Europa gebieten könne, gerichtet geweſen, da ich nur hierin das einzige Mittel einer Gleichgewichtsherſtellung der Macht gegen Frankreich ſehen könne. Zur Realiſirung eines die- ſem Princip angemeſſenen Zuſtands der Dinge ſei mir eine Vereinigung der beiden großen Mächte Deutſchlands als die erſte, weſentliche Bedingung erſchienen. Schon im vergangenen Jahre hätte ich ſogleich an einem günſti- gen Erfolg verzweifelt, ſo bald ich bemerkte, daß man einen ſolchen ohne Preußens ſichere Mitwirkung für mög- lich halte, und ebenſo könnte ich jetzt keine andre Anſicht hegen, wo ich die Vorbereitungen zu einem ähnlichen Unter- nehmen ſähe, ohne daß man in den Stand geſetzt ſei, auf Oeſterreich zu rechnen. Weder in dem einen, noch in dem andern Falle wiege Rußlands Beiſtand, ſo wichtig derſelbe auch an und für ſich ſei, dies große Deſide- ratum auf, da ich gleich Anfangs, ſo bald die Rede von einem Kriege mit Bonaparte geweſen, ſtets die Ueber- zeugung gehegt, daß Rußland durch die Natur der Dinge weder den Preußen Oeſterreich, noch dieſem Staate Preußen erſetzen könne. Preußens Lage ſei aus meh- reren, wohlbekannten Gründen ſehr ſchwierig geworden, und es wiſſe ja, ſelbſt jetzt, nachdem es einen Entſchluß gefaßt, noch nicht mit Gewißheit, ob der Kaiſer von Rußland den Vertrag vom 19. Juli ratificiren werde, oder nicht. Noch weniger aber ſei dies Königreich darüber im Rei- nen, ob England, mit welchem es im Streit gelegen, die gewünſchten Subſidien bewilligen werde, oder wenn dies

Digitized by Google

geſchähe, unter welchen Bedingungen. Wenn man nun demnach einen Krieg unter ſo prekären Auſpicien, in einem Augenblick anfange, wo die franzöſiſche Armee im Herzen Deutſchlands ſtünde, zu einer ſo vorgerückten Periode des Jahres, ohne einen Verbündeten im ſtrengen Sinne des Worts, und ohne ſichere Hülfsquelle im Falle einer Niederlage, und noch dazu einen Krieg, auf deſſen Ausgang Preußens ganze Exiſtenz beruhe, ſo müßten dazu meiner Anſicht nach nicht blos die möglichſt bedeutſamſten Gründe, ſondern größtmöglicher Nothdrang zwingen.

„Und geben Sie denn nicht zu, daß in der That ſolche Gründe vorliegen?" unterbrach er mich. — „Aufrichtig geſprochen, nein! ich gebe zu, daß Sie gerechte, ſtarke Motive zum Kriege haben, und ich werde wahrhaftig der letzte ſein, der ſie leugnet; allein unmöglich kann ich dieſelben für ſo dringend halten, um unter den obwaltenden Umſtänden eine ſo augenblickliche, plötzliche Exploſion zu rechtfertigen. Kein Zweifel, daß Sie Beweiſe von Napoleons Treuloſigkeit vor Augen gehabt, von ſeinen Plänen gegen Sie und die übrige Welt. Ich weiß es, und brauche es nicht erſt zu erfahren, daß er auf Preußens Vernichtung geſonnen hat. Wie könnte ich auch daran nur einen Augenblick zweifeln? Aber Alles, was ich bis jetzt in dieſer Beziehung in Erfahrung gebracht — und ich nehme an, daß nichts mehr kennen zu lernen übrig iſt — bietet mir noch keinen einleuchtenden Grund der Nothwendigkeit eines unmittelbaren Krieges dar. Napoleon konnte Sie vor dem Winter nicht angreifen; er vermochte Ihnen nicht einmal ohne Weiteres Hannover zu nehmen, denn der

Friede mit England war nicht unterzeichnet, und Zeit war erforderlich zur Ausführung deſſelben. Was aber die Drohungen, Beleidigungen und das Hohnſprechen anbetrifft, denen Sie ſich gleich beim erſten Scheine von Widerſtand ausgeſetzt, ſo will ich nicht ſagen (Gott behüte mich davor!), daß Sie dagegen hätten gleichgültig bleiben ſollen, ſondern meine Meinung iſt vielmehr, daß Sie hätten in Erwähnung ziehen müſſen, wie Ihr Ohr ſo manche Jahre taub geblieben, um auch noch einige Monate lang dergleichen Unziemlichkeiten zu ignoriren; und, hätte man mich um Rath gefragt, ſo wäre mein Vorſchlag folgender geweſen: ſich jedenfalls vor der Hand zu verſtellen, und während man Unterwerfung affektirte, den Reſt des Jahres im Geheimen dahin zu benutzen, die andern Mächte zu verſöhnen, und ſie bekannt zu machen mit der Umwälzung, die in Ihrem politiſchen Syſteme vor ſich gegangen; ein Verſtändniß mit England zu arrangiren, ſich Rußlands völlig zu verſichern, und deſſen gute Geſinnung dahin zu benutzen, Oeſterreich Vertrauen einzuflößen, und endlich gemeinſchaftlich Zeit und Mittel zu berathen, um dann plötzlich einen kräftigen Schlag zu führen."

Ich hatte dieſen Gegenſtand Tag und Nacht ſo gründlich durchdacht, daß, ich darf es frei geſtehen, meine Art des Raiſonnements auf ſubſtantiellem Grunde fußte.

Der Marquis war auf alles, dies nicht vorbereitet. Mein bisher beobachtetes Schweigen über dieſe Frage verleitete ihn zu dem Glauben, ich ſei blindlings auf ihre Anſichten eingegangen, und der Abſcheu, den ich zu allen Zeiten gegen die fluchwürdige Tyrannei, die auf uns

laſtete, offenbart hatte, nebſt meiner wohlbekannten Sehnſucht nach dem Augenblick der Befreiung, beſtätigten ihn in ſeiner Meinung.

Sein ganzes Benehmen, ſo lange ich ſprach, die Aengſtlichkeit, welche ſich in ſeinen Geſichtszügen kund that, und dabei doch das Bemühen, ſeine Verlegenheit zu verbergen, bewieſen mir bei dieſer Gelegenheit über allen Zweifel, daß er im Herzen ganz meiner Meinung ſei. Indeſſen antwortete er mir demungeachtet in folgender Weiſe. Unmöglich könne mir, ſagte er, unbekannt ſein, daß Preußen, mochte es dies nun verdienen oder nicht, ſeit einiger Zeit das Vertrauen von Europa verloren habe; die Wiedergewinnung dieſes Vertrauens aber betrachte er als einen nothwendigen, vorläufigen Schritt, und nur der Donner ihrer Kanonen ſei im Stande, zum Beſitze dieſes Vertrauens zu verhelfen. Hätte Preußen, ohne zugleich den Krieg zu beginnen, den Nachbarſtaaten Vorſchläge gemacht, nicht ein einziger würde denſelben Gehör geſchenkt haben. Preußens Stellung ſei ſo beklagenswerth geweſen, daß es ſich gezwungen geſehen, zu beginnen, wo es zuletzt zu endigen gewünſcht haben würde; dieſe Vereinigung von Kraft und Willen könne jedoch nur auf die Baſis eines gleich anfänglichen Erfolgs geſtützt werden. Hätte der König aber dieſen Weg nicht eingeſchlagen, ſo wäre ihm keine andere Wahl geblieben, als ſein ganzes Miniſterium zu entlaſſen. Alle perſönlichen Rückſichten bei Seite ſetzend, könne er mir aber verſichern, und im Nothfall auch beweiſen, daß eine ſolche Maßregel von Frankreich ganz wie eine Kriegserklärung betrachtet worden wäre, und gewiß

hätte dieſes alsbald alle nöthigen Maßregeln ergriffen. Zudem ließe ſich, da der Rheinbund einmal gebildet, und der Kaiſer von Deutſchland der Kaiſerwürde entſagt habe, ſowie in Berückſichtigung von Napoleons nie ſchlummerndem Ehrgeize gar nicht ſagen, welche Fortſchritte er bis zum Frühjahr gemacht haben würde.

Ich erwiederte: ich ſei weit entfernt, den letztern Punkt zu beſtreiten; auch habe er wahrſcheinlich ganz Recht in Hinſicht der Folgen einer plötzlichen Veränderung des Miniſteriums; auch könne ich nicht leugnen, daß ſehr ernſtliche Nachtheile von allen Maßregeln zu erwarten geweſen wären, zu deren Annahme ſie ſich entſchieden hätten. Aber dennoch müſſe ich bei meiner Anſicht verharren, daß ich es nur als ein Unglück betrachten könne, daß man den Krieg auf eigene Hand unternommen, an des Winters Schwelle, und ohne irgend eine unmittelbare Hülfsquelle im Falle des Unglücks. Wenigſtens hätten ſie doch zuvor eine Unterhandlung verſuchen ſollen, um nur zu ſehen, was damit bewirkt werde. Durch ſolche Mittel hätten ſie den unſchätzbaren Vortheil in Händen gehabt, mit einem Vorſchlag eines allgemeinen Friedens zu beginnen, welcher, wenn man ihn im Namen der vier Hauptmächte gethan hätte, Napoleon doch zur Erwägung deſſen, was er zu unternehmen im Begriff ſei, verleitet haben würde. In der Zwiſchenzeit wäre die ſchon bis zu einem gewiſſen Grade in Aufregung gebrachte öffentliche Meinung täglich entſchiedener und gerüſteter geworden, und hätte die Anſtrengungen vieler Regierungen mit faſt unberechenbarer Energie unterſtützt.

Digitized by Google

Hierauf ſagte er: „Ganz gut. Seien Sie überzeugt, daß, wenn dies der Gegenſtand der Berathung geweſen wäre, auch ich ein ganz Ihrer Anſicht entſprechendes Urtheil abgegeben hätte. Ich war es nicht, der den Krieg in dieſer Jahreszeit angefangen zu ſehen wünſchte. Ich habe meine Pflicht gethan, indem ich alles mittheilte, in deſſen Beſitz ich war; allein der Entſchluß war gefaßt, ehe ich von der Ankunft meiner Depeſchen in Berlin hörte. Thatſache iſt, daß dort überhaupt nicht mehr Zeit zum Berathen war. Das Publikum hatte hierüber ſchon entſchieden; die Enthuſiaſten trieben weiter, und Sie wiſſen ja, was in Berlin Statt fand. Volksbegeiſterung hatte den Höhepunkt erreicht, und das Kabinet konnte nicht länger dagegen Stand halten. In der Wirklichkeit war ich gerechtfertigt, wie das Publikum zu urtheilen, und obgleich ich wünſchte, mit größerer Vorſicht zu Werke zu gehen, war ich es doch nicht länger im Stande. Selbſt der König ſah ſich genöthigt, nachzugeben, um dem Geſchrei und dem Lärm ein Ende zu machen, womit man ihn beſtürmte."

Dies Argument geſtattete keine fernere Replik; denn unmöglich konnte ich ihm ſagen, daß gerade dieſe Aufregung, von der er geſprochen, eine der beklagenswertheſten Folgen der zu langen Dauer eines durchaus falſchen und ſchädlichen Syſtems geweſen ſei. Uebrigens hatte ich ja auch erlangt, was ich wollte. Offen hatte mir der Marquis geſtanden, daß, wenn das Berliner Kabinet noch Freiheit und Macht gehabt habe, einen ruhiger Berechnung angemeſſenen Entſchluß zu faſſen, es gewiß eine

Digitized by Google

andere Bahn eingeſchlagen hätte — ja ſogar die, welche ich kurz zuvor für die geeignetſte erklärt hatte. Dies Bekenntniß war alles, was ich wünſchte. Allein um die Frage durchaus zu ergründen, griff ich ſie noch einmal auf, indem ich noch die beſondern Vortheile in Erwägung zog, welche Preußen von dieſem Krieg erwarte. Hierauf bezüglich bemerkte ich: Es wäre doch nicht zu leugnen, daß die unmittelbare Veranlaſſung der Rüſtung, Napoleons offen hervortretende Abſicht, Preußen Hannovers zu berauben, geweſen ſei. Die Zeit, in welcher es ſich zu dieſer Rüſtung entſchieden (7. Auguſt), beweiſe dies zur Genüge; ferner aber wünſche es, entweder den Kaiſer von Rußland zu bewegen, ſeine Sanktion des Vertrags von Oubril zu verweigern — und damit dem Umſtande vorzubeugen, daß ſich der Friede mit England dem mit Rußland anſchließe — oder ſich ſelbſt in eine Stellung zu verſetzen, welche es möglich mache, den Beſitz dieſes Landes zu behaupten, geſetzt auch, England und Rußland ſollten ſich mit Frankreich vereinen, Preußen Hannovers zu berauben. Nun aber müſſe ja Preußen, um eine Verſöhnung mit England zu bewerkſtelligen, dieſem die Reſtitution von Hannover anbieten, für welches Land es, um es zu behalten, ja gerade zu kämpfen entſchloſſen ſei."

Anfangs verſuchte er, eine poſitive Erklärung durch eine geſchickte Ausflucht zu umgehen, indem er ſagte: „Weniger aus Furcht, Hannover zu verlieren, als vielmehr der franzöſiſchen Regierung Verrätherei habe ſie zum Beginn der Feindſeligkeiten vermocht. Denn nachdem dieſe ſie erſt zur Okkupation gezwungen, drohe ſie jetzt

wieder mit Beraubung deſſelben Gebiets, ſei es mit Gewalt, oder durch Liſt.“

Mit dieſer Ausflucht begnügte ich mich natürlich nicht, und dies um ſo weniger, als ich den gegenwärtigen Augenblick für günſtig erachtete, Nachrichten über deren bona fide gefaßten Pläne in Hinſicht dieſes Gegenſtandes einzu ziehen. Deshalb fuhr ich fort: „Die Diſtinktion, welche er ſo eben aufgeſtellt, wolle ich nicht beſtreiten; in der ſei Bonapartes Benehmen gegen Preußen ſo infam und ſchändlich, daß man ein halbes Hundert Kriege gegen dieſe Macht damit rechtfertigen könne. Allein andrerſeits wüßte ich auch, daß man in Berlin nichts weniger als gleichgültig in Beziehung auf die Ausſicht, Hannover zu verlieren, ſei; daß Leute von Gewicht, und ſogar einige von denen, welche die Mittel, durch welche man dies Land erworben, nicht gebilligt, gegen mich geäußert hätten, daß, da die Sache einmal ſo weit gediehen, ein Rückſchritt unmöglich, und der Beſitz dieſes Landes für Preußen durchaus nothwendig ſei.“ (So äußerte ſich unter andern H. v. Stein, — der ſich dem Prinzip, welches bei der erſten Okkupation obwaltete, ſehr entgegengeſtemmt hatte, — in unzweideutiger Weiſe gegen mich, als ich ihn im Juli in Dresden ſprach.)

Nun erklärte er ſich offener: „Alles, ſagte er, hängt von der Wendung ab, welche die Verhandlungen mit England nehmen werden. Sollte dieſe Macht durchaus auf der Reſtitution Hannovers beſtehen, und keine Mittel aufzufinden ſeien, England zu einer Verzichtleiſtung zu bewegen, ſo würde man das Land zurückgeben, darauf ver-

trauend, daß die Reſultate eines glücklichen Kriegs irgend ein gutes Aequivalent dafür bieten würden. Da nun aber kein Anſchein vorhanden ſei, England zu überzeugen, daß deſſen Gründe, das Land zu behalten, unzureichend wären, ſo würde es doch wenigſtens irgend ein Aequivalent für Preußen vorſchlagen, — ſollte dies auch in einer gemeinſchaftlichen Verabredung gegen Holland beſtehen, zu deſſen Eroberung es Beiſtand verſpräche. Nun, fügte er hinzu, ſind Sie auch in das letzte unſerer Geheimniſſe eingeweiht.

Und in der That war ich hinlänglich berichtet, um zu einer definitiven Anſicht zu gelangen. Schon vor meiner Reiſe hierher wußte ich, daß der größere Theil aller ehrenwerthen Männer in Berlin dieſen Krieg aus Gründen herbeigewünſcht hatten, derentwegen ſie ſich nicht zu ſchämen brauchten — nämlich den Fortſchritten einer monſtruöſen, alles überwältigenden Macht Einhalt zu thun — die deutſchen Ketten zu zerbrechen — und ihr Vaterland aus dem entwürdigten, grauſamen Zuſtande zu reißen, in welchen es der Anſicht ſeiner aufgeklärteſten Zeitgenoſſen zufolge gefallen war. Jetzt aber wußte ich, daß des Königs Miniſter auch nur dieſe Seite der Frage aufgefaßt hatten — erſtens aus Furcht, welche ihnen die ewigen Anſtrengungen ihrer Gegner und die allgemeine vorherrſchende Aufregung einflößten; zweitens aus Ueberzeugung von der Treuloſigkeit der franzöſiſchen Regierung, und weil ſie nicht länger die Opfer ſolcher Schändlichkeiten ſein wollten; und endlich verleitet durch trügeriſche Hoffnungen auf einen erfolgreichen Ausgang — entweder indem

ſie auf legitime Weiſe eine Beſitzung konſolidirten, welche bisher doch nur uſurpirt und prekär geweſen war, oder durch Erlangung neuer Erwerbungen, welche den Verluſt aufwögen, ohne doch dadurch die Möglichkeit, ihn in kurzer Zeit wieder zu erlangen, zu entfernen. Ich wußte ferner, daß der König, dem Kriege ſtets entgegen, auch jetzt nur gewiſſermaßen gegen ſeinen Willen in dieſe merkwürdige Koalition aller Partheien hineingezogen worden war.

Auf der andern Seite war ich nun aber auch zu der Ueberzeugung gelangt, daß alle dieſe Individuen oder Partheien, welche an der ergriffenen Maßregel Theil genommen, weder die tiefe Bedeutung derſelben in Erwägung gezogen, noch über den geeigneten Augenblick der Realiſirung gehörig nachgedacht hatten, ſo wenig, wie über die erforderlichen Mittel, um günſtigen Erfolg zu ſichern, und über die nöthigen Kombinationen und Arrangements, um die im Auge gehabte Exploſion zu bewerkſtelligen; auch den Weg, den man in dem Falle einzuſchlagen habe, daß die Reſultate den gehegten Erwartungen nicht entſprechen ſollten, hatte man wenig oder gar nicht im Voraus berechnet. Kurz das Ganze trug das Gepräge der Uebereilung, welche das allgemeine, tiefgefühlte Unglück wohl entſchuldigen, die Abſicht der urſprünglichen Anſtifter ſogar veredeln mochte, die aber Klugheit und gute Politik gerechtem Tadel unterziehen mußten. Es war ein Unternehmen, welches, wenn es mit Kühnheit und Einſicht geführt worden, wohl nicht gänzlich erfolglos geweſen wäre, ſeinen urſprünglichen Unvollkommenheiten zum Trotz, — das aber von der Stunde an, wo man deſſen

Digitized by Google

Charakter mißverſtand, indem man es früheren Kriegen aſſimilirte, und deſſen Ausführung Männern von gewöhnlichen Talenten anvertraute, die ſich nicht über eine engbegränzte Sphäre zu ſchwingen wußten, kaum etwas anderes als Gefahr ohne Vortheil, und Unglück ohne Gegenmittel vermuthen ließ.

Ich kehrte erſt 2 Uhr Morgens nach Hauſe zurück; mein Geiſt war zu ſehr niedergedrückt, und doch dabei bewegt, um ſchlafen zu können. Deßhalb ſetzte ich mich an den Schreibtiſch, um unmittelbar die Hauptmomente dieſer letzten, merkwürdigen Unterredung zu Papier zu bringen; allein damit noch nicht zufrieden, und mit dieſen großen, wichtigen Fragen durchaus beſchäftigt, ſetzte ich zugleich ein Memorandum aller der Geſichtspunkte und Begriffe auf, die ich über den Urſprung dieſes Kriegs zu bilden hinlängliche Gelegenheit gehabt hatte. Ich that dies, weil ich glaubte, daß dies Dokument mir eines Tages wohl dazu dienen könne, die abſurden Verläumdungen zu widerlegen, mit denen man mich unfehlbar beläſtigen werde, als hätte ich mit meinem Rathe zum Beginn dieſes Krieges beigetragen.

Sonnabend, 11. Oktober. — Um 8 Uhr Morgens verließen wir Erfurt; nämlich Graf Haugwitz, Marquis von Luccheſini, nebſt ſeinem Sohn, ſowie die Herren von Görtz und Waitz, Pierre Lombard und Lecoq; der ältere Lombard war eine Stunde zuvor nach Berlin abgereiſ't; die Genannten ſollten in Weimar bleiben. Graf Haugwitz hatte dieſe Stadt wegen ihrer Nähe am Kriegsſchauplatz gewählt. Die Armee marſchirte nach der Saale hin, und

Digitized by Google

der König hatte den Weg nach Blankenhain eingeſchlagen. Schon am vorigen Tage, ſagte der Graf zu mir, als ich von meiner Rückkehr nach Dresden ſprach: „Bleiben Sie noch einige Tage länger bei uns; hinzufügend: in Weimar werden wir ruhig und im Stande ſein, alſobaldige Nachrichten von allen Vorgängen zu erhalten; und Sie werden inne werden, daß wir uns großen Ereigniſſen nähern.“

Ehe noch Graf Haugwitz in den Wagen ſtieg, erhielt er einen Bericht über ein unglückliches Gefecht der Avantgarde des Hohenlohiſchen Korps; Einzelnheiten davon wußte er noch nicht, und hütete ſich, mit irgend jemand davon zu reden. Da der Weg in der Nähe von Erfurt ſehr ſchlecht war, ſo ſahen wir uns genöthigt, eine halbe Stunde zu Fuß zu gehen. Das düſtere Schweigen, welches Graf Haugwitz beobachtete, ließ mich nichts Gutes vermuthen. Als ich ihn nach dem Grunde deſſelben fragte, antwortete er, er ſei von heftigen Zahnſchmerzen geplagt.

Um 11 Uhr kamen wir nach Weimar, und höchſtes Erſtaunen und Entſetzen bemeiſterte ſich meiner. Nein, ſolche Verwirrung hatte ich nie geahnet. Die Straßen waren förmlich mit Truppen, Bagagewagen und Pferden vollgeſtopft, und mitten darunter Offiziere jeden Ranges, Generäle und Leute aus des Königs unmittelbarem Gefolge, die hier zu finden ich nicht erwartet hatte. In einen wirren Haufen hatten ſich die Wagen verrannt. Ich ſah den Kabinetsminiſter Lombard, der blaß und bewegt auf mich zukam, und mich fragte, ob ſein Bruder mit in meinem Wagen gekommen ſei. Hierauf trat er ganz nahe

Digitized by Google

an den Kutſchenſchlag und ſagte: „Wiſſen Sie es ſchon, was ſich ereignet hat? Wir haben eine Schlacht verloren, und Prinz Louis iſt gefallen.“ Darauf war ich nicht gefaßt; es überſtieg alle meine Berechnungen. Ein ſolches Unglück wäre ſchon an und für ſich groß genug geweſen; allein in dieſem Augenblicke ſah ich es, von den düſterſten Vorbedeutungen überwältigt, als den Vorläufer noch anderen Mißgeſchickes an. Ich ſtieg aus dem Wagen, ohne zu wiſſen, was ich beginnen ſollte. Als ich Herrn von Schladen und den Grafen Görtz erblickte, glaubte ich von ihnen nähere Nachrichten einziehen zu können — nicht ſowohl in Beziehung auf die Ereigniſſe des vorigen Tages, denn das kannte ich nur zu genau, ſondern ich wollte Nachrichten einziehen über das, was in dieſem Augenblick um mich vorgehe. Ich erfuhr, daß Weimar jetzt zum Hauptquartier beſtimmt ſei. So eben waren der König und die Königin angekommen. Den fernern Marſch der Truppen hatte man aufgeſchoben, und der Herzog von Braunſchweig beabſichtigte, hier ein Lager aufzuſchlagen. Alle Welt war in der größten Beſtürzung. — Als ich ſolche Nachrichten vernahm, ſchwand auch jeder Hoffnungsſchimmer wie ein täuſchendes Traumgebild, und vor meinen Füßen öffnete ſich im Geiſt ein tiefer, dunkler Abgrund.

Die Volksmaſſe drängte mich mit fort bis zur ſogenannten Esplanade. Dort ſtanden wohl drei bis vierhundert Offiziere jeden Ranges und jeder Waffengattung um einige preußiſche und ſächſiſche Huſaren, von denen mehrere verwundet waren. Ich fragte rechts und links nach Neuigkeiten, und vernahm ſo nach und nach alle Details des

unglücklichen Treffens bei Saalfeld, ſowie zu gleicher Zeit auch die traurige Nachricht von der Niederlage, welche Tauentziens Korps am 9. nach beträchtlichem Verluſte bei Schleitz erlitten hatte. Noch immer konnte ich jedoch nicht begreifen, weshalb dieſe Nachrichten, ſo übel ſie auch waren, eine völlige Veränderung des Operationsſyſtems nöthig machen ſollten, ſondern meiner Anſicht nach wurde gerade durch ſie eine Bewegung nach der Saale nur noch dringender als zuvor, und dies zwar mit verdoppelter Eile und Energie. Ich wußte, — und daß dies auch aller Andern Anſicht war, galt mir als Beweis, daß das bereits eingetroffene Unglück nur das Vorzeichen von noch weit größerem ſei, — daß der Herzog von Braunſchweig gleich bei der erſten unglücklichen Nachricht von einem paniſchen Schrecken ergriffen, bei dieſer ſeiner retrograden Bewegung, und der Eile, hier ein Lager aufzuſchlagen, keinen andern Zweck hatte, als für ſich ſelbſt eine kleine Spanne Zeit zu gewinnen, ſich von ſeiner erſten Bangigkeit zu erholen, und Rath zu ſuchen (nicht bei ſeinen Generälen, denn er hatte keine ernannt), ſondern bei ſeiner eignen individuellen Ungewißheit und Furcht. Auf allen Geſichtern malte ſich Unzufriedenheit und Mißtrauen, und ruheloſe Aufgeregtheit herrſchte überall.

Ich begegnete dem General Kalkreuth. Er ſagte: „Kommen Sie dieſen Abend zu mir; wir werden bald nur noch nach Stunden, nicht mehr nach Tagen zu zählen haben.“ Einen Augenblick nachher traf ich den General Phull, der mit Worten des Zorns und des Verdruſſes ausrief: „Alles muß unvermeidlich ſo ſchlecht als

möglich gehen, denn ſie haben den Kopf verloren.“ So erſtaunt und beſtürzt war ich über alles, was ich hörte, daß ich faſt für einen Augenblick den großen Verluſt vergaß, den ich erlitten — und für den ich doch mein ganzes Leben lang keinen Troſt mehr finden werde. In dieſem Augenblick ſah ich den Prinzen Auguſt von Preußen auf mich zukommen, der mich in Worten anredete, die ich kaum beſchreiben kann. Ich hatte ihn ſeit meiner letzten Anweſenheit in Berlin nicht wieder geſehen; allein er kannte die traute Freundſchaft, welche zwiſchen ſeinem erlauchten Bruder und mir beſtanden hatte. „In welch' einem Augenblick müſſen wir uns wieder ſehen!“ rief er aus, — während Thränen ſeine Stimme faſt erſtickten. Sich jedoch bald wieder ſammelnd, und mit der für die jetzige Zeit erforderlichen männlichen Kraft rüſtend, unterhielt er ſich mit mir über die Gegenwart und Zukunft, und zwar in einer Weiſe, daß ich dieſem intereſſanten, in meinen Augen ſo ſchätzenswerthen Prinzen meine vollſte Bewunderung zollen mußte.

Graf Haugwitz erwartete uns um 8 Uhr in einem Gaſthof zum Diner. Schweigen, Beſtürzung und Traurigkeit führten dabei den Vorſitz. Wer das letzte Diner in Erfurt noch nicht vergeſſen hatte, dem mußte der jetzige Kontraſt nicht minder auffallend, als die Urſache ſchmerzlich ſein. Das Troſtloſeſte von allem war die tiefe Unwiſſenheit, in welcher wir in Hinſicht auf des Feindes Bewegungen ſchwebten. Jedem ſtand es frei, ſich ſelbſt ein Gemälde in der Perſpektive mit den düſterſten Farben ſeiner Phantaſie zu entwerfen; jedoch in Betreff eines

Digitized by Google

Punktes ſchienen Alle zu harmoniren, und gerade dieſer Punkt war ein Räthſel. Man glaubte die Franzoſen in vollem Marſch auf Dresden. Alles übrige war in tiefes Geheimniß gehüllt. Man nahm an, einige Detaſchements könnten die Richtung nach Gera und Leipzig eingeſchlagen haben, allein das Hauptkorps des Feindes rücke in genannter Richtung vor. Jedoch man wußte davon in Weimar eben ſo wenig Gewiſſes, als vielleicht in derſelben Zeit in Berlin oder Wien. Nach dem Diner kam Kapitän Kleiſt, erſter Adjutant des unglücklichen Prinzen Louis. Er lieferte uns detaillirteren Bericht über das Gefecht bei Saalfeld, aber keinen über des Prinzen Tod, da er während des Gefechts kurze Zeit vor dem Statt gefundenen Unglück von ihm getrennt worden war. Das melancholiſche Ende dieſes Prinzen erregte, ſo wunderbar es auch war, im Allgemeinen nur wenig Intereſſe. Unter denen, welche ihn hätten am meiſten bedauern ſollen, waren Einige, deren perſönliche Berechnungen dergleichen Gefühle erſtickten, während Andre wieder durch die unvorſichtige Gewagtheit ſeines Benehmens zu ſehr afficirt waren, um an den Tribut zu denken, welchen ſie ſo vielen ſeltnen Eigenſchaften und ſo heldenmüthiger Hingebung ſchuldig waren. Ja, Einige erfrechten ſich ſogar unanſtändiger, grauſamer Worte gegen den ruhmreich Gefallnen. Kurz Alle beſchäftigte die Gefahr ihrer eignen individuellen Stellung ſo ſehr, daß ſie nicht Zeit zu ruhiger Ueberlegung finden konnten, und ſo ſchwand das grauſame, traurige Unglück (denn ein ſolches war es in weit größerem Maße, als ſie anfangs geglaubt) wie ein untergeordneteres Ereigniß

Digitized by Google

vorüber. Der König war nebſt der Königin am tiefſten darüber betrübt, und wollte Keinen ſehen.

Auch nach ſeiner Ankunft im Hauptquartier begab ſich Marquis Luccheſini unveränderlich jeden Abend um 6 Uhr zur Königin zum Thee. Als ich ihn nun heute und in der genannten Stunde in ſeinem eigenen Hauſe fand, fragte ich ihn, ob er nicht wie gewöhnlich hinzugehen beabſichtige. Er antwortete, daß, obgleich er eine allgemeine Einladung erhalten habe, er es doch nicht wagen dürfe, ſich gerade heute Abend vorzuſtellen, ohne daß man ihn beſonders dazu auffordere. Während dem offenbarten ſich überall die verdächtigſten Symptome. Ich ging zum General Kalkreuth, der, als er mich erblickte, ausrief: „Der unglückſelige Augenblick, den ich vorausgeſagt, iſt da! Wir ſtehen mitten in der Kriſis, ohne zu wiſſen, was aus uns binnen zwei Tagen werden ſoll!“

Eben entſpann ſich zwiſchen uns ein weitläufigeres Geſpräch über dieſen traurigen Gegenſtand, als ich eine Deputation von Offizieren ins Haus treten ſah; es waren Männer, ausgezeichnet durch ihre Verdienſte und Talente. Einer von ihnen bemerkte, als Sprecher: „Wir kommen im Namen aller ehrenwerthen Männer in der Armee, um Euer Excellenz zu bitten, ſich unſrer Lage anzunehmen. Schon hat man, fügten ſie hinzu, dem König die Hälfte ſeiner Krone entriſſen. — Halt, meine Herren — wie ſo das? unterbrach ſie der General. — Ja! Euer Excellenz, die Hälfte ſeiner Krone. Wir wiſſen, was wir ſagen; und auch die andere Hälfte wird er binnen Kurzem verlieren, wenn der Herzog von Braunſchweig das Kommando

Digitized by Google

noch länger behält. Unzufriedenheit ſteht auf ihrem Höhepunkt. Wir können für nichts ſtehen, wenn nicht Mittel aufgefunden werden, den König von dieſer Lage der Dinge in Kenntniß zu ſetzen. Auf Eure Excellenz nun haben wir voll Vertrauen unſre Blicke gerichtet, und hoffen, daß Sie dieſen Auftrag übernehmen und die Sache leiten werden. Nicht eher können wir uns beruhigen, als bis wir erlangt haben, um was wir hier bitten."

Ich war ſo beſtürzt über dieſe Verhandlungen, und es war mir ſo unangenehm, dabei zugegen zu ſein, daß ich die Thür zu erreichen ſuchte; allein mich zurückhaltend, flüſterte mir der General zu: „Bleiben Sie doch da; es iſt mir ſehr lieb, Sie zum Zeugen zu haben." Die Offiziere ſuchten nun die Motive zu erläutern, welche ſie bewogen hatten, dieſen Schritt zu thun. Sie tadelten die Idee, bei Weimar ein Lager aufzuſchlagen, nnd ſprachen ſich über die Gründe, welche den Herzog dazu veranlaßt haben möchten, mit Verachtung aus. Auch verſicherten ſie (um die Verwirrung vollſtändig zu machen) der Herzog habe ſich ſogar mit ſeinem Günſtling, dem Obriſten Scharnhorſt, wegen dieſer Maßregel entzweit. Sie fügten hinzu, der Oberbefehlshaber wiſſe weder, was er thue, noch was er thun wolle, weder wo er ſei, noch wo er hingehen werde; und von einem Ende der Armee bis zum andern ſeien die außerordentlichſten Gerüchte in Umlauf.

Mit Klugheit und Würde antwortete ihnen der General, indem er ſagte: Und wenn der König noch an dieſem Abend mir das Kommando anvertraute, ich würde

Digitized by Google

es annehmen, wie beklagenswerth auch immer die Lage der Dinge iſt. Aber kein vernünftiger Mann könne ihm zumuthen, ſelbſt darum zu bitten, denn ein ſolcher Schritt ſtehe im direkten Widerſpruche mit der tiefen Ehrerbietung, die er dem König zolle. Auch ſei es unſinnig in einem Augenblicke, wo dieſe Herren ſelbſt ſo leichtſinnig und unvorſichtig von dem Verluſt der Krone ſpräche. — Noch lange Zeit beſtanden dieſe aber auf ihrem Anſinnen, bis ſie der General nicht länger anhören mochte, und ſie bat, ſich zurückzuziehen.

Dieſe mich tief ergreifende Scene gab Veranlaſſung zu einem längeren Geſpräch, in welchem General Kalkreuth leider alle meine noch vorhandenen Zweifel über die ausgedehnte, äußerſte Gefahr entfernte. Ich erfuhr, daß der Herzog von Braunſchweig nicht nur gar keinen feſtgeſtellten Plan in Hinſicht der allgemeinen Direktion der Operationen habe, ſondern, daß er auch von der Leitung des Details nichts verſtehe. Er ermüde die Truppen mit ſeinen verwirrten widerſprechenden Befehlen, durch nutzloſe Märſche und Gegenmärſche, durch ſchlechte Arrangements in Hinſicht der Kantonnirungen, durch ewige Verlegenheiten und Schwierigkeiten in Betreff der Subſiſtenz, ſowie durch unaufhörliche irrige Pläne, welche alle Kräfte aufzehrten, ohne irgend einen Vortheil zu bringen. Er äußerte gegen mich, er ſei, obgleich es Niemand ahne, überzeugt, daß die Franzoſen mit bedeutenden Streitkräften nach Leipzig marſchiren würden, „und, fügte er hinzu, wenn man es zuläßt, daß ſie die Köſener Brücke

beſetzen, ſo iſt ganz Sachſen verloren, und was ſich dann ereignet, werden wir bald genug ſehen.“

Ferner erklärte er, daß er des Herzogs von Braunſchweig Entſchluß, die Armee bei Weimar zu konzentriren, für eine noch größere militairiſche Unwiſſenheit halte, als die des Generals Mack, als er ſich bei Ulm verſchanzte. Denn alle Preußiſchen Magazine lägen an der Saale, in Naumburg, Weißenfels, Merſeburg, Halle u. ſ. w.; und er verdamme ſich ſo freiwillig zum Hungertode binnen wenigen Tagen. Kurz, offen verkündigte er mir, daß er, wenn am nächſten Tage nicht irgend eine Veränderung Statt fände, ſehr fürchte, ein großer Theil der Truppen werde am ſicher nicht mehr fernen Tage der Schlacht, der Beſchwerden und des Elends müde, nur indifferent ihre Schuldigkeit thun. Es war das erſtemal, daß ich bei dieſer Gelegenheit ein Wort von ſo furchtbarer Bedeutung ausſprechen hörte.

Die Beſchäftigungen dieſes Tages hatten mich verhindert, daran zu denken, mir ein Logis zu verſchaffen. Während ich mich um 9 Uhr Abends nach einem ſolchen umſah, erinnerte ich mich, den Grafen Götzen ſeit meiner Ankunft in Weimar noch nicht geſehen zu haben. Ich ließ mich ſogleich bei ihm melden. Er war bisher wirklich der Einzige geweſen, der keine Symptome der Beſtürzung offenbart hatte; allein jetzt bemerkte ich doch auch unter dem äußern Anſchein von Heiterkeit große Beſorgniß. Er erzählte mir, was ſich den Tag zuvor in Blankenhain ereignet hatte, wie der König und die Königin die Nachrichten von Saalfeld aufgenommen, und in wel-

Digitized by Google

cher gefährlichen Lage ſie ſich ſelbſt einige Stunden zuvor befunden, (die Franzoſen waren in das nur wenige Meilen vom Hauptquartier entfernte Rudolſtadt eingerückt.) Ebenſo berichtete er über die Maßregeln, welche ſie ergriffen hatten, um dieſe Stellung zu decken, und was er ſelbſt unter dieſen Umſtänden gethan, wenn er an der Spitze von fünfzig Huſaren geſtanden hätte. Er wäre mitten in der Nacht bis vor die Thore von Rudolſtadt geritten, um zu rekognoſciren, was dort vorgehe. Als die Rede auf den Herzog und deſſen Lager kam, ſowie auf ſein ganzes Benehmen, ſo beſtätigte jede ſeiner Bemerkungen, Erklärungen und Anmerkungen meine Beſorgniß, und rechtfertigte leider durchaus alle meine Antizipationen.

Endlich kam ich in meine Wohnung, aufgerieben von Ermüdung und Aufregung. Vergebens ſuchte ich Ruhe. Die Straßen waren vollgeſtopft mit Pferden, Kanonen und Bagagewagen; ein entſetzliches Getöſe herrſchte die ganze Nacht hindurch; und der Gedanke an das traurige Ende, dem dieſe Unternehmung und mit ihr das Schickſal Deutſchlands und Europas entgegenging, warf mich in einen quälenden, fieberhaften Zuſtand.

Sonntag, 12. October. — Um 7 Uhr Morgens begab ich mich ſchon zum Marquis Lucheſini. Er gehörte gewiß nicht unter diejenigen, die ihren Kopf ganz verloren hatten, und jedenfalls mußte jetzt hinreichender Grund zu großer Beunruhigung vorliegen, um die Situation zu rechtfertigen, in welcher ich ihn fand. Er gab mir den ernſtlich gemeinten Rath, ſobald als möglich abzureiſen.

Digitized by Google

Mit denſelben Gedanken ging auch ich in der That um. Auch war ein verlängerter Aufenthalt hier für mich ganz nutzlos geworden, und ich muß bekennen, daß ich in Berückſichtigung meines eigenen Intereſſes nicht den leiſeſten Wunſch hegte, ein Zeuge des Endes von Dingen zu werden, wie es bevorſtand. Schon den Tag zuvor hatte ich mit Graf Haugwitz über dieſen Punkt geſprochen, ohne noch recht zu wiſſen, was ich thun ſollte. Er hatte jedoch ſehr dagegen proteſtirt. Der Marquis aber war, wie geſagt, anderer Meinung, und fügte noch hinzu: er ſei überzeugt, die Franzoſen würden nach Naumburg vordringen, und ſchon in dieſen Stunden hätten ſich die Ausſichten zu einem glücklichen Rückweg vermindert. Beim erſten plötzlichen Allarm, der zum Aufbruch nöthige, würden gewiß keine Pferde mehr zu bekommen ſein, und in dieſem Falle würde mir keine andere Wahl bleiben, als ihr Schickſal zu theilen, es möge nun ausfallen, wie es wolle. Dieſe Betrachtungen entſchieden mich in meinem Entſchluſſe.

Nach der Stadt zurückkehrend — der Marquis wohnte in der Vorſtadt — begegnete ich vielen bekannten Offizieren. Alle waren in gleichem Maße gegen den Herzog von Braunſchweig und deſſen Maßregeln erzürnt. Das Einzige, was ſie ermuthigte, war der Umſtand, daß der König um 10 Uhr mit dem Herzog von Braunſchweig fortgeritten war, um eine Konferenz mit dem Fürſten Hohenlohe zu halten, der ſein Hauptquartier in Capellendorf zwiſchen Weimar und Jena aufgeſchlagen hatte. Ich ſah ſie vor dem Gaſthof zum Erbprinzen vorbeireiten,

wohin ich mich auf einen Augenblick begeben hatte. Der Herzog ſchien ganz aus der Faſſung zu ſein; der König war ruhig, ſah aber ernſt und nicht ſo freundlich aus, wie in Erfurt. Es war das letzte Mal, daß ich ſie ſah. Als ich zum Grafen Haugwitz kam, fand ich ihn mit Herrn v. Beyme eingeſchloſſen. Ich ging indeſſen in Herrn Lombards Zimmer, der mich in Thränen empfing. Ich tadelte ihn wegen ſeiner Entmuthigung, und ſtellte ihm vor, wie unrecht es von ihm ſei, anſtatt die Beſorgniſſe des Grafen Haugwitz zu bekämpfen, wie er doch ſollte, ſie noch zu vermehren. Allein ich ſah bald ein, daß alle meine Argumente nichts fruchteten, und ſich die Ueberzeugung einer nahen Kataſtrophe Aller bemächtigt hatte.

Sobald Graf Haugwitz allein war, that ich ihm meinen ernſtlichen Entſchluß kund, abzureiſen; auch ſetzte er dieſem jetzt keinen merklichen Widerſtand entgegen. Ich bat ihn, mich mit Päſſen zu verſehen, und Befehle wegen Pferden an die Poſtmeiſter zu erlaſſen. Er erwiederte darauf, ich möchte nur alles Nöthige vorbereiten, wonach er ſogleich unterzeichnen wolle. Dies that ich; während er nun die Päſſe unterzeichnete, ſagte er mir noch viel Verbindliches, ſowohl in des Königs, als in ſeinem eignen Namen. Dann bat er mich dringend, ehe ich abreiſte, erſt noch bei ihm zu diniren. Ich konnte um ſo eher in dieſen Vorſchlag einwilligen, als ich ohnedem wußte, daß ich vor 5 Uhr Abends keine Pferde erhalten werde. Hernach ſprach ich den General Phull, der mir ein Memorandum vorlas, das er in aller Eile aufgeſetzt, und welches auf die ſchleunigſt zu ergreifenden Maßregeln Beziehung

hatte. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß er darin die dringende Nothwendigkeit nachwies, augenblicklich die abſurde Stellung aufzugeben, in welcher ſie ſich befanden; ſich näher an ihre Magazine zu ziehen, alle Zugänge zur Saale zu beſetzen, und dem Feinde in Beſitzergreifung der wichtigen Poſitionen von Dornburg, Köſen und Naumburg zuvorzukommen.

Es iſt faſt unbegreiflich, daß weder der Herzog von Braunſchweig, noch Fürſt Hohenlohe, noch irgend ein andrer der dirigirenden Generäle dem Glauben ſchenken wollten, was doch ſelbſt dem, der nicht Mann von Fach war, wenn er nur geſunden Menſchenverſtand hatte, einleuchten mußte. Allein General Phull verſicherte, daß der Herzog von Braunſchweig ſeit drei Tagen kein Wort über dieſen Gegenſtand geäußert habe. Ich bat ihn, dies Memorandum dem Marquis Lucheſini mitzutheilen; denn dieſer war noch der einzige, der je vom Herzog bei ſeinen Plänen zu Rathe gezogen wurde. Wir fanden den Marquis zu Haus; er las die Note ſogleich, und fügte einige kluge, ſachkundige Bemerkungen hinzu. Laut beklagte er die Fatalität, durch welche der Originalplan zerſtört worden ſei, und welchen die beſtunterrichtetſten Offiziere der Armee gebilligt hatten, nämlich mit den erſten disponiblen Streitkräften nach dem Main zu marſchiren, und dorthin den Kriegsſchauplatz zu verlegen.

Ohne alle Rückſicht tadelte auch er den Plan des Herzogs von Braunſchweig, und äußerte ſich energiſch über deſſen Schwäche, Kleinmüthigkeit und Unfähigkeit. Dieſe zu gleicher Zeit intereſſante und peinliche Unterre-

dung ward durch des Herrn v. Goethe Ankunft unterbrochen, der dem Marquis einen Beſuch abſtatten wollte. Letzterer machte ſich noch verbindlich, daß weder das Memorandum, noch der Kommentar dem Publikum verloren ſein ſolle, und er werde ſie aufs Beſte anzuwenden verſuchen. Ich weiß nicht, ob der Herzog von Braunſchweig je die unglückſeligen Irrthümer erkannt hat, durch welche er den Ruin der Armee und Monarchie herbeigeführt. Wenigſtens geſchah es, wenn überhaupt, als es zu ſpät war.

Das Diner beim Grafen Haugwitz war etwas weniger melancholiſch, als das am vorigen Tage, und der Marquis Luccheſini that ſein Möglichſtes, eine heiterere Stimmung zu erzeugen. Man ſprach zuerſt über die Okkupation der Franzoſen von Gera und Zeitz, aber nur als von einer vorübergehenden Bewegung, ohne wichtigen Plan. Keinem fiel es ein, daß die geſammten Streitkräfte nach dieſem Punkte hin gerichtet waren. Nach dem Diner lief die Nachricht ein, der König und der Herzog von Braunſchweig ſeien zurückgekehrt, und die Armee werde den folgenden Tag aufbrechen. Noch aber war kein Befehl erlaſſen worden. Der Marquis ſagte zu mir, daß, wenn vor Morgen irgend ein wichtiges Ereigniß Statt finden ſollte, er mir auf der Stelle einen reitenden Boten dahin nachſenden wolle, wo ich die Nacht zubrächte, ſo daß ich auch von den neueſten Nachrichten Kenntniß hätte. Weder Lord Morpeth, noch ein ruſſiſcher Geſandter war vor meiner Abreiſe angelangt.

Digitized by Google

Nach 4 Uhr ſagte ich Allen Lebewohl, die beim Grafen Haugwitz verſammelt waren. Der Augenblick war ergreifend für mich, und abgeſehen von allen perſönlichen Rückſichten (denn ich war in der That während meines ganzen Aufenthalts mit größter Güte und Auszeichnung behandelt worden) konnte ich nicht anders, als höchſt betrübt ſein über die Lage, in der ich ſie zurückließ, und über die traurige Ausſicht, die ſich ihnen öffnete. Graf Haugwitz ſagte zu mir: „Ich hoffe, wir ſcheiden nicht auf lange Zeit; wir müſſen uns durchaus bald wiederſehen. Gehen die Sachen gut, werde ich Ihnen ein Rendezvous in Würzburg geben — denn dort wollen wir uns über die künftigen Anordnungen in Beziehung auf Deutſchland beſprechen.“ Dies waren ſeine letzten Worte beim Abſchied; er war bis zu Thränen gerührt. Nun ſuchte ich den General Phull auf, der mir manchen Rath in Beziehung auf meine Reiſe ertheilte. Mein Plan war, nach Merſeburg zu gehen, und dann, wie es die Umſtände geböten, entweder nach Halle oder Leipzig. Gegen dieſen Plan proteſtirte er eifrigſt, indem er ſagte, vor Nacht noch wären die Franzoſen gewiß in Naumburg, und ſo müßte ich den folgenden Tag wahrſcheinlich irgendwo mit ihnen zuſammentreffen. Ich mußte ihm verſprechen, denſelben Weg einzuſchlagen, welchen er der Herzogin von Weimar angerathen habe, nämlich über Allſtädt u. ſ. w.; auf keinen Fall aber dürfte ich eher über die Saale gehen, als wo ich es mit voller Sicherheit thun zu können glaube.

Montag, 13. Oktober. — Etwas nach 9 Uhr machte ich in Buttſtedt Halt. Da ich keine Nachricht vom Marquis Luccheſini erhielt, präſumirte ich, daß an dieſem Tage nichts weiter von Bedeutung vorgefallen ſei. (In der That hatte ſich auch der Herzog erſt um 12 Uhr zum Aufbruch nach Auerſtädt entſchieden. — Nachdem ich mir endlich zwei ſchlechte Pferde, und dieſe nur um Geld, ſo ſchwer als ſie wogen, verſchafft hatte, ſchlug ich den Weg nach Allſtädt ein, dieſen Ort um 3 Uhr erreichend. Ich that hier meine Abſicht kund, nach Eisleben weiter zu fahren; allein Niemand wollte ſich dazu verſtehen, mich dahin zu bringen. Die Nacht drohte, mich zu überrumpeln, und ſo mußte ich mich begnügen, Sangerhauſen zu erreichen, wo entſetzliche Angſt und Schrecken ſchon vor meiner Ankunft ihren Sitz aufgeſchlagen hatten.

Dienſtag, 14. Oktober. Alles was ich zu erlangen vermochte, waren Poſtpferde nach Mannsfeld; denn wenn ich von Halle oder gar von Eisleben ſprach, nahm man es auf, als redete ich vom Weg zur Hölle.

Die plötzliche Okkupation von Naumburg, ſo wie der Rückzug verſchiedner Diviſionen der Armee hatte einen ſolchen paniſchen Schrecken verbreitet, daß man den Feind überall zu ſehen glaubte. Auf meinem Weg nach Mannsfeld hörte ich mitten in den dieſe Stadt umringenden Bergen die furchtbare Kanonade, welche das entſcheidende Ereigniß bezeichnete. Von Mannsfeld brachten ſie mich nach Sandersleben, wo ich dem Regimente Natzmer begegnete, welches einen Theil des Korps vom Prinzen Eugen v. Würtemberg bildete, das in Eilmärſchen nach Halle

Digitized by Google

aufbrach. Bei Alsleben wollte ich über die Saale ſetzen; da die Fähre aber ſchadhaft war, mußte ich meinen Weg bis Bernburg fortſetzen. Um 6 Uhr Abends kam ich daſelbſt an, ſchon zufrieden, nur das Verſprechen zu erhalten, für den nächſten Tag Pferde zu bekommen. Die Stadt lag voll preußiſcher Truppen, die zum Korps des Prinzen von Würtemberg gehörten.

Mittwoch, 15. Oktober. — Um 8 Uhr verließ ich Bernburg. Als ich nach Köthen kam, fand ich daſelbſt zwei engliſche Unterhändler, die von Leipzig kamen. Von ihnen erfuhr ich, die Angelegenheiten geſtalteten ſich gut für Preußen, und Fürſt Hohenlohe habe die Franzoſen zurückgedrängt. Um 3 Uhr kam ich nach Deſſau, wo man mir verſicherte, ſoeben hätte der Fürſt Nachrichten von einem vollſtändigen Sieg erhalten. Die Stadt glich übrigens einer Wüſtenei; auch nicht ein Pferd, oder ſonſtiges Hülfsmittel war zu erlangen. Man ſagte, daß in Wörlitz wohl beſſere Ausſichten dazu ſeien; und da es auf dem Wege nach Wittenberg lag, und zudem auch der Fürſt dorthin gefahren war, ſo hoffte ich, daſelbſt die beſten Nachrichten über die eingegangene Kunde zu erlangen. Nun bewog ich den Köthner Poſtillon, mich dorthin zu bringen, allein ich verfehlte den Fürſten, der indeſſen auf einem anderen Wege nach Deſſau zurückgekehrt war. Nur mit großer Mühe gelang es mir, zwei friſche Pferde für den nächſten Tag zu erhalten.

Donnerſtag, 16. Oktober. — Ueber eine Stunde ging ich in dem prächtigen Garten ſpazieren; freilich ſtimmten die mich beſtürmenden Gedanken wenig mit deſ-

Digitized by Google

ſen Schönheiten überein; dann fuhr ich weiter nach Wittenberg, und fand daſelbſt im Gaſthof die Großfürſtin Anna, frühere Prinzeſſin von Coburg, die zwei Herren Jacouleff und verſchiedene Abgeſandte von Berlin, welche von Leipzig kamen. Allgemein war die Freude. Vier verſchiedene Briefe vom 14. und 15. verkündigten die gänzliche Niederlage der Franzoſen. Niemand zweifelte in Wittenberg auch nur einen Augenblick an dieſen Nachrichten. Während ich dort war, kam auch Fürſt Antoine Radzivill von Berlin; er war auf dem Wege nach dem Hauptquartier, um nähere Nachrichten über das Unglück ſeines Schwagers einzuziehen. Ich ſprach ziemlich lange mit ihm. Er erzählte mir, daß dies Ereigniß in Berlin tiefſte Beſtürzung erregt habe; und unbeſchreiblich traurig ſei der Zuſtand, in welchen ſeine Gemahlin (des Prinzen Schweſter) verſetzt worden ſei. Dann ſetzte ich meinen Weg nach Torgau weiter fort, welches ich um Mitternacht erreichte, und wo die Neuigkeiten des preußiſchen Siegs auch ſchon überall verbreitet waren.

Freitag, 17. Oktober. — Torgau verließ ich um 7 Uhr, und kam um 8 Uhr nach Großenhayn. Dort proklamirte man ebenfalls den Sieg. Einige ſächſiſche Offiziere, denen ich begegnete, machten die Bemerkung, ſie hätten ſeit zwei Tagen keinen Schuß gehört, und ſchloſſen daraus, die Schlachtſcene ſei weiter in den Hintergrund verlegt, und Alles gehe gut. Endlich kam ich um 8 Uhr Abends nach Dresden. Aber mit dieſer Ankunft brachen auch die entſetzlichſten Nachrichten über mich ein. Nur erſt zwei Stunden vor mir war der erſte

Digitized by Google

Bericht von der verlorenen Schlacht eingetroffen; und faſt in demſelben Augenblicke mit mir kam Major Funk, mit Verkündigung deſſen, was für Sachſen die erſten Reſultate ſein würden. Ich wünſchte mir anfangs für meine eigene Sache Glück, wegen der falſchen Gerüchte, welche die erſten beiden Tage dieſer ſonſt ſo melancholiſchen Reiſe verſchönert hatten; allein bald wurde ich für die Erſparniß des Schmerzes und der Verzweiflung grauſam beſtraft; und als ich zwei Tage nachher Dresden verließ, ſchienen für mich, für Deutſchland, für ganz Europa die Thore der Hoffnung auf immer verſchloſſen zu ſein. —

Nachträge und Bemerkungen.

Der Eindruck dieſer Artikel gab ſich auch bald in mehrſeitigen Erwiederungen und Berichtigungen kund, die dadurch veranlaßt wurden. Es genügt, hier darauf hinzuweiſen und einige der wichtigſten Verbeſſerungen des Textes, die wir großentheils ſolchen Mittheilungen verdanken, bemerkbar zu machen.

Im Juliheft der Minerva von 1837 erſchienen „Berichtigungen" eines Ungenannten zu dem Gentziſchen Aufſatz. Sie beziehen ſich auf Namen und Perſonenverwechslung. Sehr dankenswerth!

Der Entrüſtung, welche die Aufſätze von Gentz in gewiſſen Kreiſen hervorriefen, iſt ſchon in dem Vorbericht gedacht worden. In den Journalen war um dieſelbe Zeit viel davon die Rede. Das Memoire, das den Miniſter Haugwitz glänzend rechtfertigen ſollte, erſchien wirklich, und zwar gleichfalls in der Minerva (Oktober 1837) mit der Aufſchrift: *Fragments des mémoires inédits* du Comte de

Haugwitz, **Ministre d'état du cabinet de S. Mr. le roi de Prusse.** Auch ein beſonderer Abdruck davon wurde ausgeben. — Daß Viele von der ſcharfen Auseinanderſetzung aller der Mißgriffe und Unfähigkeiten, die die Kataſtrophe von 1806 vorbereitet und veranlaßt hatten, auch jetzt noch unangenehm berührt werden würden, war vorauszuſehen. Zumal der Familie des verſtorbenen Haugwitz wird man es nicht verargen wollen, daß ſie alles, was zu des Vaters Ehre und Rettung beitragen konnte, dagegen ſtellte. Wirklich enthält die Denkſchrift des Grafen wohl alles, was man zu ſeiner perſönlichen Rechtfertigung ſagen könnte, ohne die Darſtellung von Gentz nur im Geringſten zu widerlegen. Auch iſt das Memoire gegen das Gewicht dieſer neueſten Anklage natürlich nicht gerichtet, ſondern nur gegen einige beiläufige, vielleicht zu ſtarke Verunglimpfungen, die ihm Walter Scott in ſeiner Geſchichte Napoleons angethan hatte. Die Punkte, auf denen Haugwitzens Betragen dem Angriff die derbſten Blößen bietet, hat dieſer kaum berührt und meiſt mit irgend einer freundlichen Wendung überſprungen. Ja oft beſtätigen ſeine eigenen Befürchtungen wie ſeine Anſichten von der Lage der Dinge das Urtheil, das die Meiſten über ihn geſprochen und Gentz nun ſo kräftig beſtätigt hat, weit mehr, als daß ſie es berichtigen könnten. — In demſelben Journal (Februar 1838) wurde auch eine Kritik des Haugwitziſchen Fragments mitgetheilt. Sie rührt, wie wir vernehmen, von dem ehemaligen preußiſchen Kriegsminiſter, Generallieutenant von Boyen her.

Im Märzheft der Minerva von 1838, kam auch eine „Kritiſche Beleuchtuug" des Gentziſchen Aufſatzes, ebenfalls aus der Feder des Hrn. von Boyen. Beide Artikel dieſes Kritikers enthalten manche, für den Geſchichtsforſcher ſchätzenswerthe Notizen. Außerdem verdanken wir dem zweiten die Berichtigung einiger, durch die Ueberſetzung ins Engliſche in den Gentziſchen Text gekommenen Korruptionen.

Graf Haugwitz ſagte in einer Unterredung zu Gentz (im erſten Artikel der Geheimen Geſchichte von 1806), „aus Gründen, die nur Gott und vielleicht Herr von Hardenberg wiſſe, ſei die preußiſche Armee auseinandergegangen, bevor die Unterhandlungen des Grafen in Paris zu einem Reſultat gekommen waren. Hierzu berichtet Boyen in der kritiſchen Beleuchtung und zwar aus ungedruckten Denkwürdigkeiten eines dazumal hochgeſtellten preußiſchen Staatsbeamten, daß, als man Seiten Preußens dem Kaiſer Napoleon habe wiſſen laſſen, man wünſche vor der Ratifikation des von Haugwitz in Wien abgeſchloſſenen Vertrags noch eine weitere Unterhandlung anzuknüpfen, und Haugwitz werde deshalb nach Paris geſchickt werden, der Kaiſer anfangs ganz freundlich geantwortet habe, die Sendung des Grafen werde ihm angenehm ſein. Darauf meinte das Kabinet, der Kaiſer werde die bedingte Ratifikation annehmen und der König beſchloß, den Traktat in Ausführung zu bringen und die in Sachſen verſammelte Armee zu entlaſſen.

General von Phull — nicht Pfuel, oder Phuell, wie ihn die Minerva nach dem Engliſchen geſchrieben hatte, auch mit ſeinen Namensvettern in preußiſchen Dienſten nicht zu verwechſeln — „war ein ſcharfer Kopf und entſchloſſener Muth und derſelbe, der nachher in ruſſiſche Dienſte trat, ſeinen militairiſchen Plänen bei dem Kaiſer Alexander Eingang verſchaffte und zuletzt als ruſſiſcher Geſandter im Haag verſtarb." Dieſer ſchätzenswerthen Notiz in der obengenannten „Berichtigung" eines Ungenannten iſt nur beizufügen, daß von Phull nicht im Haag, ſondern penſionirt im Jahre 1826 zu Stuttgart ſtarb. Bei ſeinen militairiſchen Genoſſen war er ſehr übel angeſchrieben. Ueber ſeine denkwürdige Stellung, ſeinen Kriegsplan und ſein Schickſal im ruſſiſchen Feldzug hat Ernſt von Pfuel, jetzt der kommandirende General in Münſter (Weſtphalen) und Gouverneur von Neufchatel, in einer überaus intereſſanten Rezen-

Digitized by Google

ſion des Fain'ſchen Manuscrit de 1812 im Novemberheft 1827 der Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik ſehr anziehende Aufſchlüſſe gegeben.

Im zweiten und dritten Artikel von Gentz kommt der Name „von Bohm" vor, der als Legationsſekretair von der preußiſchen Geſandtſchaft in Berlin angeführt iſt. Der Ueberſetzer in der Minerva zweifelt an der Richtigkeit des Namens und meint, es müſſe Roux heißen. Dagegen ſagt die Berichtigung des Ungenannten: „Allerdings war Herr Roux längere Zeit in Paris Legationsſekretair des Marquis Lucchesini, und als Mann von Geiſt und Welt ſehr bekannt. Allein auch Herr von Bohm war dieſer Geſandtſchaft angehörig, und in Paris mit der verwittweten Gräfin Baſſy, Tochter des Marquis von Girardin, vermählt. Im Jahre 1809 erhob ihn der König in den Grafenſtand. Er ſtarb zu Paris im Februar 1824, nachdem er ſich aus den Geſchäften zurückgezogen und ganz der Verwaltung des Vermögens ſeiner Gattin und der Erziehung ſeiner Kinder gewidmet hatte."

Gegen den Schluß des Gentziſchen Aufſatzes hieß es nach der Ueberſetzung in der Minerva: „Fürſt Antoine Radzivill erzählte mir, daß dies Ereigniß (der Tod ſeines Schwagers, des Prinzen Louis Ferdinand) in Berlin tiefe Beſtürzung erregt habe; und unbeſchreiblich ſei der Zuſtand, in welchen die Gemahlin des Prinzen Louis verſetzt worden ſei." Da muß es aber heißen: in welchen ſeine (Radzivills) Gemahlin (des Prinzen Schweſter) verſetzt worden ſei. Prinz Louis Ferdinand war nie vermählt.

Ferner hieß es ganz am Schluß in der Minerva: Major Frank habe die Nachricht von der Niederlage des preußiſch-ſächſiſchen Heeres nach Dresden gebracht. „Dies war der kurſächſiſche Major, nachheriger Generallieutenant von Funk." (Boyen).

Digitized by Google

Wie ſehr Gentz in jener Zeit dem franzöſiſchen Gewalthaber Gegenſtand des Haſſes und der Verfolgung war, — in einem ſolchen Grade, daß, wären die Franzoſen ſeiner habhaft worden, er ſicherlich von ihnen erſchoſſen worden wäre, zeigt ſich am beſten aus dem berühmten 19. Bulletin der großen Armee, welches Napoleon am Tage ſeines Einzugs in Berlin, den 27. Oktober 1806 von Charlottenburg aus erließ und der Moniteur vom 4. November brachte. Wir entlehnen daraus die Stelle, welche ſich auf die angeblichen Urheber des Kriegs beziehen, auf Gentz, auf die Königin und den Prinzen Louis Ferdinand: „L'indignation est à son comble contre les auteurs de la guerre. Le manifeste, que l'on appelle à Berlin un indécent libelle ou aucun grief n'a été articulé, a soulevé la nation contre leur auteur, misérable scribe nommé Gentz, un de ces hommes sans honneur que se vendent pour de l'argent.

„Tout le monde avoue, que la reine est l'auteur des maux que souffre la nation prussienne. On entend dire par-tout: Elle était si bonne, si douce, il y a un an. Mais depuis cette fatale entrevue avec l'empereur Alexandre, combien elle est changée! — —

„On a trouvé dans l'appartement qu' occupait la reine, à Potzdam, le portrait de l'empereur de Russie dont ce prince lui avait fait présent; on a trouvé à Charlottenbourg sa correspondance avec le roi pendant trois ans, et des mémoires rédigés par des écrivains anglais, pour prouver qu'on ne devait tenir aucun compte des traités conclus avec *l'Empereur Napoléon*, mais se tourne tout-à-fait du coté de la Russie. Ces pièces sur-tout sont des pièces historiques; elles demontreraient, si cela avait besoin d'une demonstration, combien sont malheureux les princes, qui laissent prendre aux femmes l'influence sur les affaires politiques. Les notes, les rapports, les papiers d'État étaient musqués, et se trouvaient mélés avec des chiffons, et d'autres objets de la toilette de la reine. Cette princesse avait exalté les têtes de toutes les

femmes de Berlin; mais aujourd'hui elles sont bien changé; les premiers fuyards ont été mal reçus; on leur a rappelé, avec ironie, le jour òu ils aiguisaient leurs sabres sur les places de Berlin, voulant tout tuer et tout pourfendre. — —

„Le prince Louis-Ferdinand, qui a été tué dans la première affaire de la campagne, est appelé publiquemment à Berlin, le petit duc d'Orléans. Ce jeune homme abusait de la bonté du roi au point de l'insulter. C'est lui qui, à la tête d'une troupe de jeunes officiers, se porta, pendant une nuit, à la maison de M. d'Haugwitz, lorsque ce ministre revint de Paris, et cassa ses fenêtres."

Schmeichelhafter konnte für Gentz nichts ſein, als dieſer Bannſpruch. In unſern Geſchichtsbüchern findet ſich leider von ſolchen Vorgängen nur dürftige Erwähnung. Dagegen hat ein neueſter engliſcher Geſchichtsſchreiber, Aliſon, in ſeiner jüngſt erſchienenen Geſchichte Europa's ſeit der franzöſiſchen Revolution über die Schmähungen, welche Napoleon in ſeinen Kriegs-Bulletins, gegen die Königin von Preußen, den Prinzen Louis Ferdinand und Gentz ausgehen ließ, in Betreff des letzteren (T. V. p. 802) ſich ſo geäußert: „It is worthy of observation that M. Gentz, who is here stigmatized as a miserable hireling sold to England, was one of the most distinguished writers of the age, and with whom Sir James Mackintosh, the eloquent apologist of the French Revolution', maintained a constant and valued correspondence down to the time of his death. That distinguish author thus speaks of Gentz's pamphlet, to which Napoleon alluded, in a letter to the author: — „I received with the mail your two precious fragments: I assent to all you say, sympathize with all you feel, and admire equally your reason and your eloquence throughout your masterly fragment. I have read your letter fifty times since I received it, with the same sentiment which a Roman in the extremety of Mauritania would have felt, if he had received an account of the ruin of his country after the battle of Pharsalia, written

the morning after that calamity, with the unconquerable spirit of Cato, and the terrible energy of Tacitus. He would have exulted that there was something which Caesar could not subdue, *and from which a deliverer avenger might yet spring.*“

Die Worte von Mackintoſh, die Aliſon hier als Autorität anzieht, findet man in unſerm erſten Theile deutſch. S. den Brief von Mackintoſh vom 21. December 1806 im Eingang.

Digitized by Google

Oeſterreichiſches Manifeſt vom Jahre 1809.

Vorbericht.

Der Frieden von Tilſit, und die Zuſammenkunft Napoleons und Alexanders zu Erfurt brachten die Erniedrigung Deutſchlands auf ihre höchſte Spitze. Oeſterreich ſah ſich von den gefährlichſten Machinationen auf allen Punkten des Reiches bedroht, und ſelbſt die Bewaffnung, d. h. den letzten Schutz ſollte es aufgeben. Da ſtellten zuerſt die Spanier dem Uebermuthe franzöſiſcher Gewaltherrſchaft einen nicht mit ein paar Hauptſchlägen zu brechenden Widerſtand entgegen, und die Führer der öſterreichiſchen Politik erſahen den günſtigen Augenblick, mit ihren längſt insgeheim vorbereiteten Mitteln loszubrechen, und Napoleon mit einem Theil ſeiner Macht aus Spanien zurückzurufen. Dies iſt der denkwürdige Krieg vom Jahr 1809, wo Oeſterreich alle Flammen der Vaterlandsliebe und des Enthuſiasmus unter ſeinen Völkern, und ſo weit es damals möglich war, auch nach dem übrigen Deutſchland hin anfachte, in Tyrol jener heldenmüthige Aufſtand gegen aufgedrungene Herrſchaft organiſirt ward, der Erzherzog Karl an die Spitze der Armee trat, in ſeinen Proklamationen an das Heer die berühmten Worte brauchte: „Die Freiheit Europas hat ſich unter Oeſterreichs Fahnen geflüchtet“, und darauf die in das Herz der Monarchie eindringenden franzöſiſchen Adler zum erſten Male wieder zum Weichen brachte, bis der

Digitized by Google

Schlag bei Wagram alle Anſtrengungen und Vortheile vereitelte, und der Wiener Friede die Uebermacht Napoleons von Neuem bekräftigte. Doch ein vergeblicher Kampf war es nicht geweſen, es beginnt mit ihm zwar nicht die Befreiung, aber troß der Niederlage die Erhebung Deutſchlands. Napoleon ſelbſt erachtete es auf der Höhe ſeiner Macht doch für zuträglicher, ſich mit dem Staate, dem er ſo eben dieſen Sieg abgerungen hatte, zu verbinden, als ihn bis aufs äußerſte zu demüthigen.

Nachdem am Anfang dieſes Kriegs unterm 27. März eine öſterreichiſche Deklaration, die als Ultimatum gelten konnte, abgeſendet worden war, die aber nie übergeben, ſondern zu Nancy dem öſterreichiſchen Kourier abgenommen wurde, begannen am 10. April die Feindſeligkeiten und am 15. erſchien in der Wiener Hofzeitung das öſterreichiſche Kriegsmanifeſt, deſſen Verfaſſer Friedrich von Gentz war.

Wie weit der Antheil des Letztern an der Ausarbeitung dieſes merkwürdigen und ſchwierigen Dokumentes, ſo wie vieler anderer ähnlicher Schriften ſich erſtrecken konnte, ergiebt ſich aus der Natur ſolcher offiziellen Arbeiten. Gewiß und unverkennbar hatte er dem gegebenen Material das Gepräge ſeines Geiſtes und ſeine Form aufgedrückt. Ein ſolches Manifeſt — und noch dazu ein von Gentz abgefaßtes, iſt jedesmal ein tauſend Klippen umſteuerndes Kunſtſtück, das, ohne die aufregende Begeiſterung einer Proklamation, die Gebildeten der Nation und des Auslandes überzeugen und anregen, zugleich, aber ohne die Wunden noch größer zu machen, als ſie ohnedies ſind, dem Gegner die Rechtfertigung des dieſſeitigen Betragens und des nunmehrigen Kriegs vorlegen ſoll. Während ſich das Talent eines Friedrich Schlegel gleichzeitig an einigen allerdings verdienſtlichen Aufrufen des Generaliſſimus an ſein Heer bewährte, mußte Gentz die verwickeltere Arbeit einer eigentlichen Kriegserklärung liefern und er vollendete dieſe mit jener Virtuoſität, die das Manifeſt von 1809, wie das ſpätere von 1813 zu bleibenden Muſterſtücken diplomatiſcher Darſtellung und Beredſamkeit erheben.

Digitized by Google

Manifeſt des öſterreichiſchen Hofes.

Obgleich der Preßburger Friedenstraktat in allen ſeinen weſentlichen Beſtimmungen das Gepräge jener ungünſtigen Umſtände trug, die Sr. Kaiſerl. Maj. damals zur Pflicht gemacht hatten, dem augenblicklichen Bedürfniß ihrer Monarchie jede andre Rückſicht unterzuordnen, ſo verleugnete ſich gleichwohl bei der Ausführung dieſes Traktats die ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit nicht, mit welcher Se. Maj. von jeher bemüht geweſen waren, Ihren einmal übernommenen Verbindlichkeiten Genüge zu leiſten.

Die Artikel, welche Oeſterreich ſchwere Opfer und empfindliche Verzichtleiſtungen auflegten, wurden ohne Einſchränkung, ohne Vorbehalt vollzogen. Nur die, welche zu Oeſterreichs Erleichterung beſtimmt waren, kamen entweder gar nicht, oder mit willkührlichen und nachtheiligen Abänderungen, oder erſt nach langen mühſeligen Unterhandlungen, zum Theil nur gegen neue Aufopferungen, zu Stande.

Kaum eine von den Bedingungen dieſes Traktats, die das Intereſſe des Kaiſerlichen Hofes, Seiner Prinzen, oder Seiner Unterthanen betrafen, wurden in ihrem ganzen Umfange, in den vorgeſchriebenen Friſten, und zur wirklichen Befriedigung der Intereſſenten erfüllt.

Weder Se. Kaiſerl. Hoheit der Erzherzog, damaliger Kurfürſt von Salzburg, noch Se. Kaiſerl. Hoheit der Großmeiſter des deutſchen Ordens, gelangten zu dem vollen Genuß der Ihnen verheißenen Beſitzungen oder Einkünfte.

Digitized by Google

Sr. Königl. Hoheit dem Erzherzog, damaligen Landgrafen von Breisgau, ſollte, nach der ausdrücklichen Vorſchrift des Traktats, eine dem vollen Werthe Seiner verlornen Länder und Einkünfte entſprechende Schadloshaltung zu Theil werden.

Jeder Verſuch, dieſe beſtimmte Verheißung auf eine oder die andere Art zur Wirklichkeit zu befördern, blieb fruchtlos; es ergab ſich ſogar im Laufe einer oft erneuerten Unterhandlung, daß das franzöſiſche Kabinet zu keiner Zeit die Abſicht gehabt hatte, Se. Königl. Hoheit auch nur theilweiſe zufrieden zu ſtellen; und die Miniſter Sr. Kaiſerl. Majeſtät mußten mehr als einmal die Kränkung erleben, die gerechteſten Anſprüche der Prinzen des Kaiſerlichen Hauſes als Gegenſtände behandelt zu ſehen, die keine ernſthafte Erörterung verdienten.

Gleiches Schickſal war jeder Beſchwerde vorbehalten, die über verletztes Intereſſe der Kaiſerlichen Unterthanen oder der Kaiſerlichen Kaſſen geführt ward. Vom Tage der Auswechslung der Friedensinſtrumente an, ſollten keine gezwungene Lieferungen mehr Statt finden, durch eine baare Zahlung von vierzig Millionen Franken alle rückſtändigen Kriegsforderungen getilgt ſein. Die Zahlung war geſchehen; aber die gehoffte Erleichterung blieb aus. Auf der einen Seite wurden zum Unterhalt der franzöſiſchen Armeen, weil die nur kurz vorher auf Koſten des Landes reichlich angefüllten franzöſiſchen Magazine ſich plötzlich ausgeleert fanden, neue drückende Leiſtungen verlangt; auf der andern Seite blieb eine Menge von nutz-

baren Objekten, die als unbezweifeltes Eigenthum Sr. Maj. in verſchiedenen der abgetretenen Provinzen den neuen Beſitzern gegen vertragsmäßige Vergütung überlaſſen worden waren, unbezahlt. Der unter dieſen beiden Rubriken erlittene Verluſt belief ſich auf vier und zwanzig Millionen Gulden; alle Bemühungen, Erſatz dafür zu erlangen, waren vergeblich.

Unterdeſſen würden Se. Kaiſerl. Maj. jene Kränkungen und dieſen Verluſt, ſo empfindlich ſie auch ſein mochten, zu verſchmerzen geſucht haben, wenn nur der große Hauptzweck des mit ſo viel Aufopferungen zu Stande gebrachten Friedens um dieſen Preis hätte erreicht werden können. Sich der Sorge für die Wohlfahrt Ihres Volkes, für den glücklichen Fortgang der innern Verwaltung, und für die Abwendung neuer Gefahren, durch zweckmäßige Vertheidigungsanſtalten, in ungeſtörter Ruhe widmen zu können, — das war der Wunſch, das war die gerechte Erwartung Sr. Maj. Dieſen friedlichen Plan auf allen Wegen zu vereiteln, — war in dem Zeitraum, der vom Preßburger Frieden bis auf den gegenwärtigen Augenblick verfloß, das unausgeſetzte Beſtreben der franzöſiſchen Regierung.

Noch war keiner der für Oeſterreich ſtipulirten Friedensartikel von Seiten Frankreichs zur Vollziehung gebracht, und ſchon wurden Se. Kaiſ. Maj. durch neue bedenkliche Zumuthungen in die unangenehmſten Diskuſſionen verwickelt. Man verlangte, daß zur Beförderung der Militairkommunikation zwiſchen Venedig und den Provinzen auf der andern Küſte des adriatiſchen Meeres, den fran-

zöſiſchen Truppen ein ungehinderter Durchmarſch durch die kaiſerlichen Staaten nicht nur für den Augenblick bewilliget, ſondern ſogar als immerwährende Regel, durch eine förmliche Konvention beſtätigt werden ſollte. Die triftigſten Einwürfe, theils hergeleitet aus dem ehmaligen Verhältniß der Republik Venedig, die nie ein ähnliches Vorrecht weder erhalten noch verlangt hatte, theils aus dem Zuſtande der an Subſiſtenzmitteln nicht weniger als reichen Provinzen des öſterreichiſchen Littorals, theils aus der Gefahr, andere benachbarte Staaten zu gleichen Forderungen veranlaßt zu ſehen, wurden dem Antrage entgegengeſetzt; ſie fanden weder Eingang noch Gehör. Der einmal ausgeſprochene Wille des Kaiſers Napoleon — die Hinweiſung auf ernſthaftere Uebel, wenn dieſes nicht mit Bereitwilligkeit ertragen werden ſollte — die Drohung, den Krieg zu erneuern und zur unmittelbaren Beſitznahme der Gränzprovinzen zu ſchreiten — das waren die unwiderſtehlichen Argumente, denen jede Einwendung Platz machen mußte; wie in jener, ſo in allen ſpätern Verhandlungen ſind von Seiten des franzöſiſchen Kabinets, andere nie zur Sprache gekommen.

Eine reiche Quelle der unangenehmſten Streitigkeiten wurde gleich nachher durch die unerwartete Erſcheinung einer ruſſiſchen Flotte, die ſich des Hafens und Gebiets von Cattaro bemächtigte, eröffnet. Das Zögern der franzöſiſchen Bevollmächtigten, von dieſem Gebiete in den traktatmäßigen Friſten Beſitz zu ergreifen, war allein an dem Zwiſchenſpiel Schuld; für ihre Vernachläſſigung mußte

Oeſterreich leiden. Umſonſt wurde alles aufgeboten, das franzöſiſche Kabinet zu überzeugen, daß, ſo wenig auch Se. Kaiſerl. Maj. dieſen Vorfall zu verantworten hatten, Sie doch gern, durch jeden dazu geeigneten Schritt, die vollkommene Reinigkeit Ihrer Abſichten, und Ihren Wunſch, auch dieſe Stipupalion des Traktats mit buchſtäblicher Pünktlichkeit zu erfüllen, an den Tag legen würden. Umſonſt wurde die vorhin verlangte Durchmarſchkonvention ohne weitern Verzug eingegangen und abgeſchloſſen. Umſonſt wurden die öſterreichiſchen Seehäfen, auf das ungeſtüme Anbringen Frankreichs, gegen die ruſſiſche und engliſche Flagge geſperrt; eine Maaßregel, die dem eben wieder aufblühenden Handel, und mithin dem geſammten innern Wohlſtand, zugleich aber auch den Finanzen der Monarchie, eine empfindliche Wunde ſchlagen mußte. Umſonſt wurden endlich ſelbſt Truppen ausgerüſtet, um in Gemeinſchaft mit den franzöſiſchen die Uebergabe von Cattaro zu bewirken. Man nahm auf keinen dieſer Schritte Rückſicht. Das öſterreichiſche Gebiet am rechten Ufer des Iſonzo, das zwei Monate nach Auswechslung der Friedens-Inſtrumente von den franzöſiſchen Truppen hätte geräumt werden ſollen, blieb nicht nur fortwährend beſetzt, ſondern wurde ſogar förmlich organiſirt, und wie franzöſiſches Eigenthum behandelt; die Kriegsgefangenen kehrten nicht zurück; die Feſtung Braunau wurde nicht ausgeliefert. Was aber noch drückender als alles Uebrige war, die große franzöſiſche Armee verlängerte ihren Aufenthalt in Deutſchland, und bedrohte, von Baiern und Franken aus, ohne Unterlaß die Gränzen der Monarchie.

Digitized by Google

Die verzögerte Auslieferung von Cattaro war nur ein eitler geringfügiger Vorwand für dies ganze höchſt beunruhigende Verfahren. Was um eben dieſe Zeit in Deutſchland geſchah, gab über die wahren Bewegungsgründe den Aufſchluß.

Der Preßburger Traktat hatte in den Perſonalverhältniſſen und in dem Beſitzſtand verſchiedener Reichsfürſten des mittäglichen Deutſchlands bedeutende Veränderungen geſtiftet. Gleichwohl war durch dieſen Traktat die bisherige Verfaſſung des Reichs nicht blos ſtillſchweigend aufrecht erhalten, ſondern wörtlich beſtätigt worden. Der Titel eines Kaiſers von Deutſchland war, ohne irgend eine Widerrede oder Anſtand, in das Friedensinſtrument aufgenommen worden, und die Anerkennung der Königstitel in den Häuſern von Baiern und Würtemberg, mit dem ausdrücklichen Zuſatz ſtipulirt, daß das Band, welches dieſe Fürſten bisher an die deutſche Reichskonföderation geknüpft hatte, durch die ihnen beigelegten neuen Prärogativen nicht als aufgelöſ't betrachtet werden ſollte.

Mittlerweile war, unter dem Schleier des Geheimniſſes, der wahrſcheinlich längſt genährte Plan, die deutſche Reichsverfaſſung völlig zu vernichten, in Paris zur Reife gekommen. Ein beträchtlicher Theil der größeren und kleineren deutſchen Fürſten hatte dieſem Plan die Hände geboten. Ohne daß von einer ſo wichtigen Angelegenheit die geringſte vorläufige Mittheilung oder Eröffnung an das geſetzmäßige Reichsoberhaupt gelangt wäre, gingen die durch franzöſiſchen Einfluß oder franzöſiſche Uebermacht geleiteten Fürſten einen auf Umſturz aller alten

Digitized by Google

Verhältniſſe, und vielfältige Verletzung der heiligſten Souverainitäts- und Privatrechte gegründeten Bund mit einander ein, von welchem ſich der Kaiſer Napoleon unter dem Titel eines Protektors zum Oberhaupt konſtituirte.

Nur im Augenblick der öffentlichen Bekanntmachung dieſer Schritte wurde Sr. Maj. zu wiſſen gethan, „daß der Kaiſer Napoleon von der Exiſtenz eines Kaiſers von Deutſchland und einer deutſchen Reichskonſtitution fernerhin keine Kenntniß mehr nehmen werde.“

Um einer ſolchen Erklärung beſſern Eingang zu verſchaffen, kehrten alle jene drohenden Aeußerungen, die zeither jeden Schritt des franzöſiſchen Kabinets unausgeſetzt begleitet hatten, mit verdoppeltem Nachdruck, und unter Umſtänden, die Se. Maj. gern in immerwährende Vergeſſenheit begraben möchten, wieder.

Ueber den Sinn und Zweck dieſes Unternehmens konnte kein Zweifel Statt finden; und die davon zu erwartenden Folgen waren zu einleuchtend, als daß es, um ſie ganz zu überſchauen, erſt einer traurigen Erfahrung bedurft hätte.

Es entfaltete ſich ſogleich vor Sr. Kaiſerl. Maj. Blicken das von allen Seiten bejammernswürdige Schickſal, dem Deutſchland entgegenging; es entfaltete ſich nicht minder die verſtärkte und dringende Gefahr, die aus einem Syſtem, welches alle benachbarten Länder in unmittelbare Abhängigkeit von Frankreich verſetzte, für die öſterreichiſchen Erbſtaaten entſprang. Das Recht, ſich gegen die Einführung eines ſolchen Syſtems durch die äußerſten

Widerſtandsmaßregeln zu verwahren, hätte dem Kaiſer Niemand ſtreitig machen können. Wie mächtig aber auch die Beweggründe ſein mochten, die Se. Majeſtät zur Behauptung dieſes Rechtes aufzufordern ſchienen, eine Rückſicht, die ſie alle überwog, gab den Ausſchlag für ein anderes Verfahren.

Die unmittelbare Erhaltung der öſterreichiſchen Monarchie war des Kaiſers erſte und heiligſte Pflicht; und unter den eingetretenen trüben Konjunkturen war dieſe zugleich für alle die Regenten und Völker, die dem Glück einer unabhängigen Exiſtenz noch nicht ganz und auf immer entſagt hatten, ein gemeinſchaftliches Intereſſe geworden. In einer Lage, wie die damalige war, das Schickſal Oeſterreichs aufs Spiel zu ſetzen, wäre zunächſt im offenbaren Widerſpruch mit dem, was Sr. Maj. gegen Sich ſelbſt und Ihre treuen Unterthanen oblag, und überdies noch ein bedenklicher Eingriff in die letzten Rettungsausſichten und Hoffnungen aller mitleidenden Staaten geweſen.

Se. Maj. glaubten Sich um ſo zuverläſſiger berechtigt, das Syſtem einer einſtweiligen Verzichtleiſtung auf jeden Widerſtand, der die Ruhe Ihrer Monarchie in einem ſo gefahrvollen Augenblick kompromittiren konnte, Ihrer ganzen Politik zum Grunde zu legen, als die frühere Geſchichte, und der ſich ſtets gleich gebliebene Charakter Ihrer Regierung, den Verdacht ausſchließender Rückſicht auf Ihr Privatintereſſe und ſelbſtſüchtiger Gleichgültigkeit gegen das Wohl benachbarter Staaten, von Sr. Maj. ein für allemal abwenden mußte. Was der Kaiſer eine lange

Digitized by Google

Reihe von Jahren hindurch gethan hatte, um dem einbrechenden allgemeinen Verderben einen Damm entgegenzuſetzen, war bekannt; was ſeine Anſtrengungen vereitelt hatte, war es nicht weniger. Jetzt galt es, der Nothwendigkeit zu weichen. Ein iſolirter und unzeitiger Widerſtand hätte Oeſterreich, Deutſchland und Europa damals eben ſo ſicher und eben ſo weſentlich geſchadet, als es früher die Unthätigkeit anderer Mächte und ihr bedauernswürdiges Abſonderungsſyſtem that.

Se. Majeſtät faßten alſo den Entſchluß, jeder zwecklofen und peinlichen Diskuſſion über eine Sache, deren wahres Verhältniß ohnehin keinem Zweifel unterlag, zuvorzukommen. Erleichtert wurde dieſer Entſchluß durch die unbedingte Bereitwilligkeit und Unterwerfung, die den Erfolg einer ſo gewaltſamen Revolution von allen Seiten zu begünſtigen ſchien, durch das Stillſchweigen aller übrigen Mächte, vorzüglich aber durch den auffallenden Kaltſinn, mit welchem ein beträchtlicher Theil Deutſchlands dem Untergange der alten Ordnung zuſah.

Eine Krone, die Sr. Kaiſerl. Majeſtät durch geſetzmäßige Wahl der Reichsſtände anvertraut, die Jahrhunderte lange in Ihrem durchlauchtigſten Hauſe für den Schutz und die Wohlfahrt des Reiches mit Ruhm getragen worden war, durch Gewalt behaupten zu müſſen, würde ſelbſt unter weniger dringenden Umſtänden die Würde und das Gefühl Sr. Majeſtät auf eine ſchmerzhafte Probe geſtellt haben. Sie legten dieſe Krone nieder.

Man hätte glauben ſollen, ein ſo wichtiger Schritt würde wenigſtens in dem Verhältniſſe gegen Frankreich

Digitized by Google

ſeine günſtigen Wirkungen nicht verfehlen. Aber die Lage der Dinge blieb dieſelbe. Keine der rückſtändigen Friedensbedingungen wurde erfüllt; jeder Verſuch, ihre Vollziehung zu bewirken, wurde mit Vorwürfen und Drohungen beantwortet. Weit entfernt, das, was Oeſterreich that, um die Aufrechthaltung der Ruhe zu ſichern, auf irgend eine Weiſe in Anſchlag zu bringen, ſchien im Gegentheil das franzöſiſche Kabinet jede neue Probe von Mäßigung und Ergebung nur als Grundlage und Uebergang zu noch härteren Forderungen gebrauchen zu wollen; und es iſt ſchwer zu beſtimmen, wohin dieſe fortdauernd feindſelige Spannung, troß aller Bemühungen Sr. Majeſtät, ſchon damals geführt haben würde, wenn der Ausbruch eines Krieges mit Preußen nicht einen nothwendigen Stillſtand veranlaßt hätte.

Den Gang und die Reſultate dieſes Krieges konnten Seine Kaiſerliche Majeſtät unmöglich mit Gleichgültigkeit betrachten. Das Loos, welches die preußiſche Monarchie und das preußiſche Regentenhaus traf, war an und für ſich bitter genug, um das lebendigſte Mitgefühl zu erwecken; und die leicht zu berechnenden Folgen dieſer Begebenheit, das Intereſſe des öſterreichiſchen Staates auf ſo vielen und ſo kritiſchen Punkten, daß die ſchwerſten Beſorgniſſe für die Zukunft von allen Seiten gerechtfertigt erſcheinen mußten. Bei einem ſolchen Kampf ins Mittel zu treten, würden in jedem andern Zeitpunkt die dringendſten und untadelhafteſten Rückſichten Sr. Majeſtät zur Pflicht gemacht haben; jetzt hatten einmal Bewegungsgründe, vor denen alles zurückſtehen mußte, einem andern Syſtem das Ueber-

Digitized by Google

gewicht der Nothwendigkeit verſichert; und Se. Majeſtät thaten mit eben der Entſchloſſenheit, mit welcher Sie Sich eigner Prärogativen und eigner Vortheile zu begeben gewußt, auch auf die höhere Beruhigung Verzicht, die eine thätige Verwendung Ihrer Kräfte zum Beſten Ihrer Nachbarn Ihnen gewährt hätte. Einer zweideutigen, unlautern Politik zu allen Zeiten fremd, erlaubten Sie Sich in dieſer Lage der Dinge keine halbe, keine falſche Neutralität; und die Strenge, mit welcher der gleich anfangs gefaßte Entſchluß im ganzen Laufe dieſes Kriegs befolgt ward, mußte in dem Kaiſer Napoleon ſelbſt einen gezwungenen Lobredner finden.

Der Friede wurde, ohne Zuziehung Sr. Majeſtät, obgleich die den kriegführenden Mächten nicht lange zuvor angetragene Vermittlung, wohl eine gegenſeitige Aufmerkſamkeit verdient hätte, geſchloſſen. Die Bedingungen waren keineswegs von der Art, daß die früher genährten Beſorgniſſe des Kaiſers dadurch gehoben oder nur gemildert worden wären.

So wie aber Se. Majeſtät Ihrem friedlichen Gange unwandelbar getreu, den in Neapel und Holland veranſtalteten Regierungsveränderungen keinen Widerſpruch entgegengeſetzt hatten, ſo fügten Sie Sich nunmehr auch in jene, die zu Tilſit verabredet worden waren. Ueber den bedenklichen, gefahrvollen Umfang der dem Kaiſer Napoleon durch den Tilſiter Friedensſchluß geſicherten Vortheile wäre es umſonſt geweſen, ſich täuſchen zu wollen, und doch ſchien, von einer gewiſſen Seite betrachtet, die Größe dieſer Vortheile ſelbſt, durch Befriedigung der äußerſten

Wünſche, die man damals vorauszuſetzen befugt war, einige Ausſicht auf Ruhe zu begründen. Wenn ein ſolcher Hoffnungsſchimmer nur allzubald wieder verſchwand, ſo kann es Sr. Kaiſerl. Majeſtät, wenigſtens aus dem Standpunkte der franzöſiſchen Regierung, wohl nicht zum Vorwurf gereichen, ihm einen Augenblick Raum gegeben zu haben.

Unterdeſſen hatten alle die Ausflüchte, vermöge welcher die Erfüllung des Preßburger Traktats von einer Zeit zur andern, bis zum Oktober des Jahrs 1807 hinausgeſchoben worden war, ſelbſt ihre ſcheinbare Bedeutung verloren. Die Räumung der immer noch von franzöſiſchen Truppen beſetzten Punkte des öſterreichiſchen Gebiets konnte mit Anſtand nicht mehr abgelehnt werden. Es kam zu einer Unterhandlung darüber. Die Feſtung Braunau wurde zurückgegeben; die Beſitzungen am rechten Ufer des Iſonzo blieben verloren. Unter dem willkührlichen Namen eines Tauſches wurde zwar die am linken Ufer des Fluſſes gelegene Grafſchaft Monte-Falcone an Oeſterreich zur Schadloshaltung abgetreten: aber dieſe machte an wirklichem Werth nicht den zehnten Theil deſſen, was nach dem Friedensſchluſſe zurückgegeben werden ſollte, aus.

Bald ergab ſich, daß auch dieſer Schatten von Mäßigung, dieſe halbe Rückkehr zu einem freundſchaftlichen Verhältniß nur der Eingang zu neuen Verwickelungen und zu den läſtigſten Aufforderungen war. Der Kaiſer Napoleon hatte beſchloſſen, daß Sein Krieg mit England die Sache des geſammten Kontinents, Sein Haß gegen die brittiſche Regierung das Erbtheil aller Souverains und

Nationen, und der Druck, den Er, um England zu ſcha-
den, über die Induſtrie und den Handel jedes Landes,
das Seine Truppen oder Seine Dekrete erreichen konn-
ten, verhängte, die Richtſchnur für alle Staaten werden
ſollte. Unter dem Vorwande, dieſem bis dahin unerhör-
ten Syſtem nicht vollſtändig genug gehuldigt zu haben,
wurde wenig Monate nach dem Tilſiter Frieden das Haus
Braganza vom Throne von Portugal geſtürzt! Zu eben der
Zeit erging an Se. Kaiſerl. Maj. der beſtimmte Antrag,
Ihren Verhältniſſen mit England gänzlich zu entſagen;
und die Wahl zwiſchen einem ſolchen Entſchluſſe und
einem unmittelbaren Friedensbruche mit Frankreich war
das einzige, durch keine nähere Beſtimmung unterſtützte
oder gemilderte Argument, das dieſem Antrage zur Be-
gleitung gegeben wurde.

Obgleich unter den damaligen Umſtänden, nach den
bereits im Jahr **1806** Sr. Majeſtät abgedrungenen Maß-
regeln, wegen Ausſchließung der brittiſchen Flagge, und
bei der von dem Kaiſer Napoleon verfügten durchgängigen
Sperrung der Kontinental-Häfen, der Handel der öſter-
reichiſchen Staaten ſchon in hohem Grade gelähmt und
zerrüttet war, ſo mußte dennoch der jetzt geforderte Schritt
dem Uebel ſeine letzte Ausdehnung geben; und in der That
wurden die Wirkungen deſſelben nur allzubald in ihrem
ganzen Umfange ſichtbar.

Aus noch höhern Geſichtspunkten betrachtet, war das
Opfer, welches Se. Majeſtät bei dieſer Gelegenheit der Auf-
rechthaltung des Friedens gewährten, von nicht geringer
Bedeutung. Es zerriß eins der wichtigſten Bande, die

Digitized by Google

das gemeinſchaftliche Intereſſe der europäiſchen Staaten bis dahin zuſammengehalten hatten; es erſchwerte jede wechſelſeitige Mittheilung; es verminderte die Vertheidigungsmittel der größern Staaten, und vollendete die Muthloſigkeit der ſchwächern; und in ſofern als Bewegungsgründe perſönlicher Erbitterung, mit denen Oeſterreich nichts gemein hatte, dabei mitwirken, mußte es Sr. Majeſtät noch empfindlicher ſein. Indem dies Opfer vollzogen werden ſollte, fühlten Se. Majeſtät lebhafter als je, wie ſchwer es ſein würde, Ihrer friedlichen Nachgiebigkeit, den ſtets fortſchreitenden Zumuthungen des franzöſiſchen Kabinets gegenüber, irgend eine äußerſte Gränze zu beſtimmen.

Bald nach dieſer Verhandlung entwickelten ſich die raſtloſen Vergrößerungsplane dieſes Kabinets in einer neuen, dem Anſchein nach für Oeſterreich weniger feindſeligen Geſtalt. Es wurden Sr. Majeſtät Vorſchläge gethan, welche die Auflöſung und Theilung eines benachbarten großen Reichs betrafen. Die offenbare Ungerechtigkeit eines ſolchen Beginnens, die auf Se. Majeſtät um ſo lebhafter wirken mußte, als das Kabinet, von welchem der Antrag geſchah, bis dahin keine Gelegenheit hatte vorbeigehen laſſen, um die Erhaltung und Integrität jenes Reichs für einen der oberſten Grundſätze ſeines politiſchen Syſtems auszugeben, wäre vollkommen hinreichend geweſen, den Kaiſer von jeder Begünſtigung deſſelben für immer zurückzuhalten; überdies würde aber auch eine geſunde Politik, und das wahre Intereſſe Ihrer Monarchie Ihnen nie geſtattet haben, Theil daran zu nehmen.

Der Sr. Majeſtät dargebotene Länder-Zuwachs wäre im beſten Fall nur ein trüglicher Gewinn, hingegen das einzige zuverläſſige Reſultat, die Einführung einer franzöſiſchen Armee ins Innere Ihrer Staaten geweſen. Was dies letzte für Folgen haben konnte, kam eben damals, auf einem andern Schauplatz franzöſiſcher Politik, in warnender Klarheit, zu Tage.

Die Begebenheiten jenſeits der Pyrenäen, die eine mit dem öſterreichiſchen Hauſe durch enge Familienbande verknüpfte Dynaſtie, des Thrones und der Freiheit beraubten, würden, auch ohne allen vergleichenden Rückblick, Se. Kaiſerl. Maj. im Innerſten ergriffen haben. Nicht minder hätten Se. Majeſtät durch das unverdiente Schickſal, das einer edelmüthigen, hochherzigen Nation mit einem Schlage alle ihre theuerſten Güter, ihre Unabhängigkeit, ihre Verfaſſung, ihre Geſetze, ihre Fürſten entriß, ihr nichts als die verzweifelte Zuflucht eines glorreichen Widerſtandes übrig ließ, gerührt und erſchüttert werden müſſen. Aber die Umſtände, durch welche dieſe grauſamen Kataſtrophen herbeigeführt und vorbereitet worden waren, erhöhten noch ihre eigenthümliche Wirkung. Seit zwölf Jahren hatte der ſpaniſche Hof, dem Wunſche, von einem gefürchteten Nachbar, wo nicht Freundſchaft, doch Schonung zu erkaufen, ſeine Kräfte, ſeine Schätze, ſeine Truppen, ſeine Flotten, ſeine Kolonien geopfert. Der Wille des Kaiſers Napoleon war in Spanien ſo mächtig, wie in Frankreich. Anſtatt aber durch jenes Uebermaß von Unterwürfigkeit auch nur das letzte, was ihm geblieben war, einen unabhängigen Namen, innere Sicherheit und häuslichen Frieden

Digitized by Google

zu retten, fand dieſer Hof vielmehr in ſeinem mißverſtandenen Streben nach Ruhe die unmittelbare Quelle ſeines Verderbens. — Se. Kaiſerl. Majeſtät hatten Ihrerſeits gleichfalls der Aufrechthaltung und Befeſtigung des Friedens kein Opfer verſagt; nur eine Gränze hatten ſie nie überſchritten, die Würde Ihres Thrones, und das Recht, zur Vertheidigung deſſelben kein Mittel unbenutzt zu laſſen, hatten Sie jederzeit ſorgfältig bewahrt. Daß, wenn jene einmal verſcherzt und dieſes einmal Preis gegeben iſt, dem Verderben des Staates nichts mehr Einhalt thun kann, beſtätigte das Schickſal von Spanien durch eine neue ſchreckende Erfahrung. In der damaligen Lage Oeſterreichs konnte ein ſolches Beiſpiel ſeinen Eindruck nicht verfehlen. Eine Armee von **200,000** Mann belagerte die Monarchie, und harrte nur auf das Zeichen zum Angriff. Da die Eroberung der weſtlichen Länder mit Spanien und Portugal vollendet, der Grundſatz, daß alles gerecht und erlaubt ſei, was das Intereſſe des Kaiſers von Frankreich verlangte, bei dieſer gewaltſamen Unternehmung laut geäußert, in offiziellen Regierungsſchriften ohne Rückhalt aufgeſtellt worden war, und jenes unruhige Streben nach Herrſchaft, dem Europa kaum groß genug ſchien, noch keineswegs ſeine Gränze gefunden hatte, ſo war nichts natürlicher, als die Erwartung, daß der nächſte zerſchmetternde Schlag gegen Oeſterreich gerichtet ſein würde. Die Beſorgniſſe und Ahndungen der Welt waren einverſtanden mit einer ſolchen Erwartung.

Was zu gleicher Zeit in Italien vorging, gab dieſen drohenden Vorbedeutungen ein neues Gewicht. Jener

Digitized by Google

weite Kreis von Oberherrſchaft, der bald mit dem Namen des neuen Föderativſyſtems, bald mit dem noch ausdrucksvollern des großen Reichs bezeichnet wurde, umfaßte längſt die Totalität der italieniſchen Staaten. Dies war nicht genug. Die Unterwerfung ſollte ins Einzelne gehen, ſollte unmittelbarer und vollſtändiger werden. Der Papſt hatte ſich, im Gefühl ſeiner Pflicht, einer Reihe von Anträgen widerſetzt, welche die Würde des Oberhauptes der Kirche, und ſeine alten Souverainitätsrechte verletzten. Sogleich war es um alles geſchehen, was die Ehrfurcht für Seine erhabene Perſon und die Achtung für den größern Theil der Chriſtenheit, die in Ihm einen gemeinſchaftlichen Vater erblickte, ſelbſt einer nichts verſchonenden Uebermacht vorzuſchreiben ſchien. Die dem päpſtlichen Stuhl nach früheren Beeinträchtigungen noch gebliebenen Provinzen gingen verloren; Rom ſelbſt wurde der Sitz einer militairiſchen Präfectur, und es konnte der Welt nicht verborgen bleiben, daß Se. Heiligkeit in Ihrer eigenen Reſidenz das Schickſal eines Staatsgefangenen erduldeten. Die Provinzen des Kirchenſtaats wurden, wie die Fürſtenthümer Parma und Piacenza, wie das von Frankreich ſelbſt geſtiftete, jetzt plötzlich und eigenmächtig wieder vernichtete Königreich Etrurien, theils Frankreich, theils dem Königreiche Italien einverleibt; und Oeſterreich erfuhr bei dieſer Gelegenheit durch einen feierlichen Vortrag im franzöſiſchen Senat: „daß der Wille des Kaiſers Napoleon ſei, die ganze Küſte des mittelländiſchen Meeres entweder mit dem franzöſiſchen

Digitized by Google

Gebiet, oder doch mit dem des großen Reiches zu vereinigen.

Unter ſolchen Umſtänden auf ungeſtörte Fortdauer des Friedens zu bauen, ſo feſt man auch entſchloſſen ſein mochte, das Aeußerſte dafür zu thun, wäre offenbare Verblendung geweſen. Von einem Tage zum andern konnte der Fall, die Unabhängigkeit der Monarchie gegen ſchlechterdings unzuläſſige Anforderungen, oder unmittelbaren Angriff behaupten zu müſſen, eintreten; von einem Tage zum andern ward die Nähe dieſes kritiſchen Augenblickes fühlbarer. Wenn es noch irgend ein Mittel gab, ihn zu entfernen, ſo konnte dies nur in einem vollkommenen Vertheidigungszuſtande, nur in einer militairiſchen Verfaſſung, welche der Hoffnung, die Monarchie ohne Schwierigkeit zu unterjochen, möglichſt wirkſame Schranken ſetzte, zu finden ſein. In dieſem Sinne, und aus dieſem Geſichtspunkte allein, ergriffen Se. Majeſtät diejenigen Maßregeln, die der Vervollſtändigung und Verſtärkung Ihrer Armee eine ausgedehntere Grundlage bereiten ſollten. Die aufgeklärte Vaterlandsliebe Ihrer getreuen Unterthanen beförderte den Erfolg dieſer Maßregeln. Die Ueberzeugung, daß Se. Majeſtät nichts als hinlänglich geſicherte Ruhe begehrten, daß nichts Ihren Geſinnungen fremder war, als eine unruhige Sehnſucht nach Krieg, daß nur unvermeidliche Nothwendigkeit Sie veranlaſſen konnte, Ihre Völker zu neuen Anſtrengungen aufzufordern, dieſe Ueberzeugung hatte ſich aller Gemüther bemächtigt; und die väterlichen Anordnungen des Kaiſers wurden allenthalben

mit einem für die Regierung und den Bürger gleich rühmlichen Vertrauen zur Ausführung gebracht.

Der wahre Charakter dieſer Maßregeln konnte ſelbſt von auswärtigen Mächten nur dann verkannt oder gemißdeutet werden, wenn dieſe zuvor ſchon entſchloſſen waren, Oeſterreich das Recht der Selbſterhaltung abzuſprechen. Alles, was in jenem Zeitpunkte verfügt wurde, blieb in den ſtrengſten Gränzen eines gerechten Vertheidigungsſyſtems; es beſchränkte ſich auf innere Organiſation und Vervollkommnung der militairiſchen Staatskräfte; man glaubte ſich um ſo weniger in dem Fall, irgend einem auswärtigen Staate dadurch Anſtoß zu geben, als ähnliche und ungleich ausgebreitetere Anordnungen, nicht blos in Frankreich, ſondern auch in andern benachbarten Ländern, ſeit mehreren Jahren Platz ergriffen hatten, und noch täglich weiter ausgebildet wurden. Die Monarchie fand ſich von fremden Armeekorps, die auf beſtändigem Kriegsfuß, und jeden Augenblick marſchfertig waren, umringt; die öſterreichiſchen Truppen blieben auf dem Friedensfuße in ihren gewöhnlichen Garniſonen zerſtreut; ſie waren nirgends zuſammengezogen worden. Eine weniger beunruhigende, weniger Argwohn erregende Stellung konnte einem großen Staate nicht zugemuthet werden.

Selbſt von Seiten des franzöſiſchen Kabinets hatte man nicht Urſache, Beſchwerden zu erwarten, daß Se. Kaiſerl. Majeſtät fortdauernd, bei jeder ſich darbietenden Veranlaſſung, Beweiſe Ihrer unerſchütterlichen Anhänglichkeit an das zeither befolgte friedliche Syſtem geben. Während daß ſie über ſehr weſentliche Klagepunkte, zu

Vermeidung jeder unangenehmen Diskuſſion, ein ununterbrochenes Stillſchweigen beobachteten, während daß, in Kraft eines willkührlichen Dekrets, mehr als 80 öſterreichiſche Fahrzeuge von franzöſiſchen Kapern genommen, im Hafen von Ancona aufgebracht, und zum Theil wirklich verkauft wurden, — ein Verfahren, das für die Freiheit der Meere von keiner ſonderlichen Vorbedeutung zu ſein ſchien, — war der öſterreichiſche Hof unabläſſig beſchäftigt, die eingebildeten oder erdichteten Beſchuldigungen, welche unruhige franzöſiſche Agenten, am häufigſten von Trieſt aus, auf die Bahn brachten, von ſich und ſeinen Unterbehörden abzulenken. Nicht eine dieſer Beſchuldigungen konnte beglaubigt werden; ſie wurden alle aufs ſiegreichſte widerlegt. Doch auch hierauf beſchränkte man ſich noch nicht. Um eine Hauptquelle grundloſer, jedoch täglich wiederkehrender Klagen ganz zu verſtopfen, und zugleich der franzöſiſchen Regierung eine neue Probe von zuvorkommender Bereitwilligkeit zu geben, die über die wahren Geſinnungen des Kaiſers, ſo ſchmeichelte man ſich, keinen Zweifel mehr zulaſſen ſollte, trugen Se. Majeſtät kein Bedenken, wie hart immer dieſe abermalige Einſchränkung den letzten Ueberreſt des Handels Ihrer Seeprovinzen fallen mußte, auch noch die Flagge der nordamerikaniſchen Staaten, unaufgefordert von Ihren Häfen auszuſchließen.

Aber nichts war mehr vermögend zu bewirken, daß Frankreich das Verfahren Sr. Majeſtät aus einem billigen Geſichtspunkte beurtheilt hätte. Die Schritte die Se. Majeſtät gethan, um auf den Fall einer näher heranrük-

kenden Gefahr die Exiſtenz und Unabhängigkeit Ihrer Staaten zu ſichern, galten in den Augen des Kaiſers Napoleon nur für eben ſo viel unerlaubte Verſuche, den Plänen entgegen zu arbeiten, die über das künftige Schickſal dieſer Monarchie längſt vorbereitet und feſtgeſetzt waren. Man behandelte dieſe Schritte wie feindſelige Bewegungen gegen Frankreich. Die angeſtrengteſten Bemühungen der öſterreichiſchen Miniſter, die Sache in ihr gehöriges Licht zu ſtellen, ſchlugen fehl; ihre Erklärungen wurden keiner Aufmerkſamkeit gewürdigt.

Das franzöſiſche Kabinet gab durch eine officielle Note vom **30**ſten Julius **1808** zu vernehmen: „Der Krieg ſei unvermeidlich, wenn die in der öſterreichiſchen Monarchie veranſtalteten militairiſchen Bewegungen nicht durch Maßregeln von entgegengeſetzter Art rückgängig gemacht würden;“ und das zwar, nachdem eben dieſelbe Note unmittelbar zuvor ausgeſagt hatte: „die franzöſiſche Armee ſei ſowohl in Deutſchland als in Italien, ohne noch die Truppen der Bundesgenoſſen in Anſchlag zu bringen, doppelt ſo ſtark als ſie im Jahre **1805** geweſen.“ — Von jenem Tage an war der Krieg als erklärt zu betrachten. Die Sprache, die damals geführt ward, iſt nie mehr zurückgenommen worden; in Paris, in Bayonne, in Erfurt iſt ſie unverändert dieſelbe geblieben. Wenn in der Zwiſchenzeit Begebenheiten eintraten, welche die franzöſiſchen Armeen auf allen Punkten beſchäftigt hielten, ſo konnte dies nur für einen nothgedrungenen Aufſchub der wirklichen Feindſelig-

Digitized by Google

keiten gelten. Der Vorſatz, je eher je lieber die Sache zur Entſcheidung zu bringen, war gefaßt, das Verhältniß zwiſchen Oeſterreich und Frankreich hatte eine beſtimmte Richtung genommen, und eine weſentliche Veränderung in dieſem Verhältniſſe war ſchon deshalb unmöglich geworden, weil die Bedingung, an welche der Kaiſer Napoleon die Aufrechthaltung des Friedens geknüpft hatte, von einer ſolchen Beſchaffenheit war, daß nicht einmal darüber berathſchlagt werden konnte.

Bereits im Monat Auguſt geſchahen Schritte, die einen unmittelbaren Ausbruch beſorgen ließen. Die von Frankreich abhängigen deutſchen Fürſten wurden aufgefordert, Truppen zu ſtellen, ſogar mehr als ihre Kontingente betrugen, dieſe Truppen in Läger zuſammen zu ziehen, jeden Tag der Marſchbefehle gewärtig zu ſein. Das, was man, mit gefliſſentlicher Verkehrtheit, „die Rüſtungen Oeſterreichs“ nannte, war als der Grund zu dieſen Maßregeln angegeben. Die franzöſiſchen Armeen ſelbſt machten Bewegungen, deren Richtung und Zweck eine Zeitlang in Dunkelheit gehüllt waren. Durch mehrere Wochen wurden auf verſchiedenen Punkten der öſterreichiſchen Gränze die lebhafteſten Beſorgniſſe genährt; und zahlreiche franzöſiſche Agenten verkündigten ſchon von Liſſabon bis Konſtantinopel die bevorſtehende Auflöſung dieſer Monarchie.

Das Ungewitter entfernte ſich für dieſes Mal. Um inzwiſchen den Augenblick nicht unbenutzt zu laſſen, verlangte das franzöſiſche Kabinet die unmittelbare und unbedingte Anerkennung des, unter dem heftigen Wider-

Digitized by Google

ſtande der ſpaniſchen Nation, zum Könige von Spanien ernannten franzöſiſchen Prinzen.

Der Preis, der auf dieſe Anerkennung geſetzt wurde, war die Verlegung der franzöſiſchen Truppen von den bis dahin eingeſchloſſenen öſterreichiſchen Gränzen, in eine um etwas entferntere, aber nicht minder gefährliche Poſition. Se. Majeſtät waren jedoch bereits unterrichtet, daß man die veränderte Stellung der franzöſiſchen Armee, und den Abgang eines Theils derſelben, blos dem Bedürfniß, ſie auf einem andern Schauplatz zu gebrauchen und keineswegs einer Rückſicht auf Oeſterreich, oder dem Uebergange zu einem friedlichern Syſtem und zu gemäßigtern Geſinnungen verdankte. Die unbedingte Anerkennung des neuen Königs von Spanien war unter dieſen Umſtänden kein unumgänglicher Schritt; und da ohnehin die erheblichſten Einwürfe dieſem Schritt von allen Seiten entgegen traten, ſo glaubten Se. Majeſtät ſich berechtigt, ihm keine weitere Folge zu geben. Aber ſelbſt in den Unterhandlungen über dieſen Antrag ſprach ſich der immer gleiche Wunſch Sr. Majeſtät, alles ſorgfältig zu vermeiden, was der franzöſiſchen Regierung gerechten Grund zu Mißvergnügen geben könnte, mit unverkennbarer Deutlichkeit aus.

Der Aufenthalt des Kaiſers Napoleon in Erfurt verbreitete über die wahre Lage der Dinge ein abermaliges und nicht erfreuliches Licht. Was dort zur Sprache gebracht, was Sr. Majeſtät zum Vorwurf gerechnet, was unter den heftigſten Drohungen für die Zukunft von Ihnen gefordert ward, war durchaus als ein fortlaufender Kom-

Digitized by Google

mentar zu der Erklärung vom 30. Julius zu betrachten. Weit entfernt, von dieſer Erklärung weder dem Inhalt, noch der Form nachzugeben, rühmte der Kaiſer Napoleon vielmehr als einen Beweis außerordentlicher Langmuth, und nebenher als beſondere Gefälligkeit gegen die freundſchaftliche Verwendung eines fremden Souverains, „daß Er Oeſterreich bis dahin noch verſchont habe."

Der Feldzug in Spanien führte eine Pauſe von einigen Monaten herbei; aber kaum glaubte der Kaiſer Napoleon die Eroberung dieſes unglücklichen Landes bis auf einen gewiſſen Grad ſicher geſtellt zu haben, als der Sturm gegen Oeſterreich mit erneuertem Ungeſtüm ausbrach. Aus dem Innern von Spanien ergingen die erſten Befehle zu den Rüſtungen in Deutſchland. Des Kaiſers Zurückkunft nach Paris war das Signal zu den gehäſſigſten Schmähſchriften, worin die vorgeblichen Abſichten, die vergangenen Unglücksfälle, die gegenwärtige innere und äußere Lage, ja ſelbſt die erhabenſten Perſonen des Hauſes Oeſterreich bald mit Hohn, bald mit Erbitterung behandelt, und kein Mittel unverſucht gelaſſen war, um dem Souverain, ſeinen Dienern und ſeinem Regierungsſyſtem die Achtung und das Vertrauen ſeiner Völker zu entziehen. Der Zufall hatte dieſe Artikel, die auf einmal alle öffentliche Blätter bedeckten, nicht erzeugt; es war unmöglich, ihren Urſprung zu verkennen. Zu gleicher Zeit waren die unter Frankreichs Einfluß ſtehenden deutſchen Fürſten damit beſchäftigt, ihre geſammte Kriegsmacht in Bereitſchaft zu ſetzen; was von den franzöſiſchen Truppen in Deutſchland und Italien zurückgeblieben war, zog ſich auf mehreren Haupt-

Digitized by Google

punkten zuſammen; und es galt endlich kein Zweifel mehr, daß man nur noch die Zeit, welche die Ankunft neuer Verſtärkungen erforderte, vielleicht auch die lähmende Wirkung, die man ſich von dieſen drohenden Anſtalten auf Sr. Kaiſerl. Majeſtät Rathſchläge verſprach, abwarten wollte, um den längſt beſchloßnen Angriff zu vollführen.

Se. Kaiſerl. Majeſtät hatten mit unermüdeter, treuer Beharrlichkeit an der Aufrechthaltung des Friedens gearbeitet. Sie hatten ſich drei Jahre lang in viele harte und unbillige Forderungen des franzöſiſchen Kabinets, ohne je eine Klage darüber laut werden zu laſſen, gefügt. Sie waren allen Beſchwerden deſſelben zuvorgekommen. Sie hatten Ihrem ſehnlichen Wunſche nach Ruhe eine lange Reihe koſtbarer Opfer gebracht. Sie hatten ſelbſt zu verſchiedenen Malen dem Gedanken Raum gegeben, durch neue Verträge in ein beſtimmteres Verhältniß mit Frankreich zu treten; ein Gedanke, der freilich unausgeführt bleiben mußte, weil Se. Majeſtät dabei nichts als Gewährleiſtung für die Fortdauer des Ruheſtandes, als Sicherheit für Sich ſelbſt und Ihre Nachbarn, das heißt, ſolche Bedingungen ſuchten, welche das franzöſiſche Kabinet in Entwürfen von ganz anderem Charakter nur ſtören, nicht befriedigen konnten. Als man endlich alles, was zu erdenken geweſen war, um Oeſterreichs friedliche Geſinnungen auf die äußerſten Proben zu ſtellen, für erſchöpft hielt, gelang es dennoch der franzöſiſchen Regierung, Se. Kaiſerl. Majeſtät zum Widerſtande zu zwingen, indem ſie auf Zurücknahme jener Maßregeln drang, von welchen ein weſentlicher Theil der Landesvertheidigung abhing. Um

Digitized by Google

dieſen Preis den Frieden zu erkaufen, war unmöglich; die Monarchie war von dem Augenblicke an vernichtet, wo die, welchen die Sorge für ihre Erhaltung oblag, ſich bereit finden ließen, mit eigener Hand ihre letzten Schutzwehren niederzureißen. Der Kaiſer Napoleon ſelbſt konnte ſich über den Sinn ſeines Begehrens nicht getäuſcht haben; und nie wäre eine ſolche Zumuthung erfolgt, wenn das, was ſie nothwendig nach ſich ziehen mußte, nicht vorher ſchon in ſeinen Planen gelegen hätte. Was auch jetzt oder künftig verſucht werden mag, um den einfachen Geſichtspunkt zu verrücken, aus welchem das gegenwärtige Verhältniß beurtheilt werden muß, es wird immer nur eine einzige Anklage geben, der Oeſterreich nichts entgegen zu ſetzen hat. In einem Zeitpunkt, wo ein Staat nach dem andern ſeine alte Verfaſſung und ſeine Selbſtſtändigkeit verlor, auf unabhängige Fortdauer Anſpruch gemacht zu haben — das allein war Oeſterreichs Unrecht. Die oft wiederholte Aeußerung des Kaiſers Napoleon, „daß Er nichts von Oeſterreich verlange“, konnte keinen andern Sinn haben, als den, daß Oeſterreich ſich Glück wünſchen müſſe, für den Augenblick, und bis auf weitere Verfügung, die Integrität ſeines Gebietes, jedoch entkleidet von allen den Attributen, die ihr Feſtigkeit und Werth verleihen konnten, ohne irgend eine Gewährleiſtung für die Zukunft, ohne den von der Exiſtenz einer großen Macht unzertrennbaren politiſchen Einfluß, ohne Anſpruch auf eine Stimme in den gemeinſchaftlichen Angelegenheiten von Europa, gerettet zu ſehen. Wenn dieſe Aeußerung auch nicht durch eine Reihe von Thatſachen, vorzüglich aber

durch die weitgreifende Anmaßung, ſelbſt die auf bloße Vertheidigung des Gebiets gerichteten Maßregeln Oeſterreichs ſchon als unerlaubte Schritte zu verdammen, zur Genüge widerlegt worden wäre, ſo würde ſie immer noch, ſo wie ſie lautet, vernehmlicher als die geſchickteſte Darſtellung, die bisherige Lage der Monarchie und den Zuſtand von Europa charakteriſiren.

Se. Majeſtät ergreifen die Waffen, weil die Pflicht der Selbſterhaltung Ihnen unterſagt, die Bedingung, von welcher das franzöſiſche Kabinet die Fortdauer des Friedens abhängig gemacht hat, Verzichtleiſtung auf ihre rechtmäßigen Vertheidigungsmittel, einzugehen; weil Sie nicht länger zögern dürfen, die Ihnen von Gott anvertrauten Länder und Völker gegen einen lange beabſichteten, mehr denn einmal ausdrücklich angekündigten, jetzt zur Vollziehung gereiften Angriff zu decken; weil Sie mit den Gedanken und Wünſchen Ihres Volkes hinlänglich vertraut ſind, um zu wiſſen, daß keiner darunter zu finden iſt, der nicht die äußerſte Anſtrengung ſeiner Kräfte einer unwürdigen Selbſtvernichtung durch freiwillige Unterwürfigkeit vorzöge.

Se. Majeſtät faſſen dieſen Entſchluß mit einem Gefühl, das Ihnen Selbſt und jedem redlichen Vertheidiger Ihrer Sache Vertrauen und Zuverſicht einflößen muß. Denn nicht genug, daß der Schritt, zu welchem Sie endlich gezwungen worden ſind, an und für ſich der gerechteſte ſei, Se. Majeſtät erfreuen Sich auch der unſchätzbaren Beruhigung, daß alle Welt ihn für ſolchen erkennt. Des Kaiſers billige und gemäßigte Grundſätze, Sein

Digitized by Google

Abſcheu gegen muthwillige Kriege, Seine langen vergeblichen Bemühungen, den jetzt zum Ausbruch gekommenen Kampf zu vermeiden, ſind ſo bekannt, die Abſichten des Friedens ſo wenig verborgen, und die Bewegungsgründe, die Se. Majeſtät zu dieſem äußerſten Entſchluß aufgefordert haben, ſo entſcheidend, daß Wahrheit und Gerechtigkeit von der Erde verſchwunden ſein müßten, wenn über den Urſprung dieſes Kriegs nicht alle freien Urtheile einſtimmig ausfallen ſollten.

Der unmittelbare Zweck Sr. Majeſtät iſt, jenem Zuſtande gewaltſamer Spannung, worin die öſterreichiſche Monarchie ſeit drei Jahren ununterbrochen geſchwebt hat, einem Zuſtande, der, unter dem eiteln Namen des Friedens, alle Aufopferungen, Laſten und Gefahren des beſchwerlichſten Kriegs über ſie verhängt, ein Ende gemacht und den Staat in eine Lage verſetzt zu ſehen, die ihm die Wohlthat eines wirklichen Friedens und einer ehrenvollen Ruhe verbürge. Eine ſolche Lage kann aber nicht Platz finden, ſo lange die politiſchen und militairiſchen Verhältniſſe der Oeſterreich zunächſt umringenden Staaten von ſolcher Beſchaffenheit ſind, daß es immer nur eines augenblicklichen Befehls, nur eines Winkes von außen her bedarf, um die Beſorgniß eines feindlichen Einfalls auf der ganzen öſterreichiſchen Gränze zu verbreiten, und daß durch ernſtliche oder täuſchende Bewegungen, oder auch blos durch die drohende Nähe ſtets ſchlachtfertiger, zahlreicher Armeen, außerordentliche Vertheidigungsmaßregeln und koſtſpielige Bewaffnungsanſtalten erzwungen werden können.

Digitized by Google

Die Sicherheit der öſterreichiſchen Monarchie kann alſo nicht auf einem iſolirten Standpunkte geſucht, kann nicht abgeſondert von dem Zuſtande benachbarter Länder, noch von der allgemeinen Verfaſſung des geſammten europäiſchen Staatenſyſtems gedacht werden. Nur in dem Grade von Unabhängigkeit ſeiner Umgebungen, den der Anſpruch auf allesumfaſſende Oberherrſchaft, von welcher Seite er auch ausgehen mag, unmöglich machen würde, kann Oeſterreich die vollſtändige Garantie ſeiner eigenen Unabhängigkeit finden. Das Schickſal dieſer Umgebungen, beſonders aber Deutſchlands und Italiens, kann und darf die öſterreichiſche Regierung nicht mit ſorgloſer Gleichgültigkeit betrachten. Ihr Intereſſe iſt mit dem Intereſſe dieſer Länder zu genau, zu unauflöslich verwebt, die durchaus centrale Lage dieſer Monarchie bildet zu häufige, zu wichtige Berührungspunkte, und der Platz, den ſie Jahrhunderte lang in allen großen Weltangelegenheiten behauptete, hat ſie zu feſt an das Ganze geknüpft, als daß ſie, ohne tödtliche Verwundung, davon losgeriſſen werden könnte.

Sr. Kaiſerl. Majeſtät Geſinnungen und Wünſche ſind mit dieſem durch das Bedürfniß Ihres Staates unwandelbar vorgeſchriebenen Geſichtspunkte vollkommen einig. Nach der Pflicht, für die Aufrechthaltung Ihres Throns, und für das Wohl Ihrer eigenen Völker zu ſorgen, werden Sie die, welche aus einer aufrichtigen Theilnahme an der Ruhe, an dem Glück, an dem Flor, an der geſetzmäßigen Freiheit ihrer Nachbarn entſpringt, zu jeder Zeit für die heiligſte halten. Der Kaiſer wird ſich niemals

befugt glauben, in die innern Verhältniſſe fremder Staaten einzugreifen, oder Sich über ihr Regierungsſyſtem, über ihre Geſetzgebung, über ihre Verwaltungsmaßregeln, über die Entwicklung ihrer Streitkräfte zum Richter aufzuwerfen. Er verlangt eine gerechte Reciprocität. Von Ehrgeiz und Eiferſucht weit entfernt, wird der Kaiſer keinem andern Souverain ſeine Größe, ſeinen Ruhm, ſeinen rechtmäßigen Einfluß beneiden; nur in einem ausſchließenden Anſpruch auf ſolche Vortheile liegt der Gegenſtand allgemeiner Beſorgniſſe und der Keim zu immerwährenden Kriegen. Nicht Frankreich, für deſſen Erhaltung und Wohlfahrt Se. Majeſtät ſich ſtets lebhaft intereſſiren werden, nur die fortſchreitende Ausdehnung eines Syſtems, welches unter dem unbeſtimmten Titel eines franzöſiſchen Reichs kein anderes Geſetz, als ſein eigenes, in Europa mehr gelten laſſen will, hat die gegenwärtige Verwirrung erzeugt; ſie wird gehoben, und alle Wünſche Sr. Majeſtät werden erfüllt ſein, wenn an die Stelle jenes ausſchließenden Syſtems das Reich der Mäßigung, der Genügſamkeit, der wechſelſeitigen Unabhängigkeit aller Staaten, der Achtung für die Rechte eines Jeden, der Heiligkeit der Verträge und des Uebergewichts friedlicher Beſtrebungen tritt. Nur damit kann die öſterreichiſche Monarchie, und nur damit kann das Ganze beſtehen.

Auf welchen Wegen und bis auf welchen Punkt dieſe gerechten Wünſche zur Wirklichkeit gelangen ſollen, ſtellen Se. Majeſtät der Vorſehung anheim. Nur ſo viel glauben Sie zuverſichtlich verheißen zu können, daß Sie, ſelbſt für Ihr oberſtes Intereſſe, für die unverkürzte Erhaltung

Digitized by Google

Ihrer Monarchie, nie Maßregeln ergreifen oder verlangen werden, die die wohlerworbenen Rechte, die Unabhängigkeit und Sicherheit anderer Staaten beeinträchtigen könnten, und daß, wenn der Erfolg Ihrer Waffen der Gerechtigkeit Ihrer Abſichten entſpricht, dieſelben Reſultate des Kriegs, von welchen Oeſterreich eine hinlängliche Garantie ſeiner Selbſtſtändigkeit und ſeiner künftigen Ruhe erwartet, ſich auch mit dem wahren Intereſſe ſeiner Nachbarn und mit der gemeinſchaftlichen Wohlfahrt Europa's in der glücklichſten Uebereinſtimmung finden werden.

Digitized by Google

Oeſterreichiſches Manifeſt vom Jahre 1813.

Vorbericht.

Ein zweites hochberühmtes Manifeſt Oeſterreichs faßte Gentz im Jahr 1813 ab, als nach dem vergeblichen Waffenſtillſtande und nach dem, trotz der angebotenen Vermittlung, gleichfalls vergeblichen Kongreß zu Prag, Oeſterreich ſich mit den nordiſchen Alliirten zum großen Befreiungskampfe verband. Den 10. Auguſt ging der Waffenſtillſtand und die Vollmacht der Geſandten Rußlands und Preußens zu Ende. Da Oeſterreichs Bemühungen nichts als fruchtloſen Notenwechſel herbeigeführt hatten, ſo erklärte es jetzt ohne Aufſchub den Krieg; noch in der Nacht vom 10. auf den 11. Auguſt unterzeichnete der Graf von Metternich die Kriegserklärung vom 12ten, und am 19. erſchien in der Wiener Hofzeitung das öffentliche Manifeſt des Kaiſers, das wir hier mittheilen.

Gentz hatte daſſelbe eben auch um jenen verhängnißvollen 10. Auguſt, dem Auftrage gemäß, vollendet. Die Umſtände, unter denen er jetzt die Wiederaufnahme des Kriegs gegen Napoleon rechtfertigen mußte, waren ungleich günſtiger als im Jahre 1809. Seit der Vermählung Marie Louiſens, und namentlich ſeit dem Beginne des ruſſiſchen Feldzugs hatte ſich Oeſterreich wieder des Gewichts eines Achtung gebietenden Zwiſchenſtaates bemächtigt, hatte nur unter Bedingungen, die das Innere ſeiner Länder faſt unter Neutralität ſtell-

Digitized by Google

ten, ein Armeekorps gegen Rußland entſendet, und jetzt nach dem unglücklichen Ausgang die hohe Bedeutung einer vermittelnden Macht errungen. Dennoch ſagte Gentz, dieſe Arbeit ſei ihm beſonders ſchwer geworden. Zwar weht ein ungleich freierer Geiſt in dieſem Dokumente; der Schreiber fühlte, daß es unter den jetzigen Verhältniſſen und namentlich für Oeſterreich, das ſo viel für den Kaiſer der Franzoſen gethan und geopfert hatte, nur wenig Worte bedürfte, um das Rechte zu ſagen. Schwierig mochte es allerdings ſein, dem Schwiegerſohne ſeines Kaiſers den Krieg zu erklären. Allein in dieſer gehaltenen Form drang auch die Wahrheit um ſo lauterer und unwiderſtehlicher hervor, und drückte der Schrift ein in den aufgeregten Tagen jener Zeit gar ſo ſeltenes Gepräge edler Mäßigung und ächter Sprache gegen einen Mann auf, deſſen Herrſchaft und Macht vor Kurzem noch die größte Hälfte Europa's anerkannt und alle Welt bewundert hatte, und — den man jetzt nur um der Ruhe Europa's willen in ſeine Gränzen zurückweiſen wollte.

Eine hochſinnige Frau, von welcher auch über den Gang der öffentlichen Angelegenheiten ſo manches bedeutſame und männliche Urtheil vorliegt, ſchrieb damals über dieſes Werk ihres Freundes an Herrn v. Pilat:

„Das Manifeſt iſt eine Staatsſchrift vom allererſten Rang: überhaupt iſt gewiß ſelten etwas mit ſolcher Klarheit des Bewußtſeins und ſolcher moraliſchen candeur geſchrieben worden. Es iſt eine Erſcheinung, die in der Geſchichte der diplomatiſchen Beredſamkeit eben ſo ſehr Epoche macht, als das darin dargeſtellte Verfahren in der Geſchichte der Diplomatie.

„Wenn die Urheber noch einen Augenblick an der Wiederherſtellung der Freiheit von Europa zweifeln, ſo wiſſen ſie nicht, was ſie gethan und geſchrieben haben. — So hoch ſteht über alle Begeiſtrung, allen Enthuſiasmus, ſelbſt über alles Genie und Talent, — die Geſinnung: und über alle Macht und alle Fülle, — die Ordnung und das Maß. Dieſe Geſinnung und dieſes Maß iſt aus den Ruinen einer halben Welt hervorgegangen, und noch immer **nicht** wohlfeil erkauft: das iſt unſer Sieg.

Digitized by Google

„Ich bin nicht zum Loben aufgelegt, aber dies iſt mir zu ſtark. Und wie ſind beiher die Stein's, die Arndt's beſeitigt.“ —

Rahel hatte das Rechte im Augenblick getroffen. Gerade die Ehre, die man Napoleon ließ, aus dem man nicht über Nacht einen Räuber und Meuterer machen will, und die achtungsvolle Rückſicht gegen die franzöſiſche Nation, die man nicht lieber gleich von der Erde vertilgen möchte, iſt der höchſte Werth dieſes Manifeſts. Auch der ſpäteſte Geſchichtſchreiber wird nur ſolche Worte gebrauchen dürfen, wie Oeſterreich und Gentz ſchon damals, als man den Entſcheidungskampf gegen den Dränger Europa's eröffnete, ergriffen.

Manifeſt Sr. Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich, Königs von Ungarn und Böhmen.

Die öſterreichiſche Monarchie fand ſich durch ihre Lage, durch ihre vielfachen Verbindungen mit andern Mächten, durch ihre Wichtigkeit in dem europäiſchen Staatenbunde, in einen großen Theil der Kriege verwickelt, die ſeit länger als zwanzig Jahren Europa verheerten. Im ganzen Laufe dieſer ſchweren Kriege hat nur ein und immer derſelbe politiſche Grundſatz jeden Schritt Sr. Majeſtät des Kaiſers geleitet. Aus angeborner Neigung, aus Pflichtgefühl, aus Liebe zu Ihren Völkern dem Frieden zugethan, allen Eroberungs- und Vergrößerungsgedanken fremd, haben Se. Majeſtät nie die Waffen ergriffen, als wenn die Nothwendigkeit unmittelbarer Selbſtvertheidigung, oder die von eigener Erhaltung unzertrennliche Sorge für das

Schickſal benachbarter Staaten, oder die Gefahr, das ganze geſellſchaftliche Syſtem von Europa durch geſetzloſe Willkühr zertrümmert zu ſehen, dazu aufforderten. Für Gerechtigkeit und Ordnung haben Se. Majeſtät zu leben und zu regieren gewünſcht; für Gerechtigkeit und Ordnung allein hat Oeſterreich geſtritten. Wenn in dieſem oft unglücklichen Kampfe der Monarchie tiefe Wunden geſchlagen wurden, ſo blieb Sr. Majeſtät wenigſtens der Troſt, daß das Schickſal Ihres Reichs nicht für unnütze oder leidenſchaftliche Unternehmungen aufs Spiel geſetzt ward, und daß jede Ihrer Entſchließungen vor Gott, vor Ihrem Volke, vor den Zeitgenoſſen und der Nachwelt gerechtfertigt werden konnte.

Der Krieg von 1809 würde, ungeachtet der zweckmäßigſten Vorbereitungsanſtalten, den Staat zum Untergange geführt haben, wenn die unvergeßliche Tapferkeit der Armee, und der Geiſt einer treuen Vaterlandsliebe, der alle Theile der Monarchie beſeelte, nicht ſtärker geweſen wäre, als jedes feindſelige Schickſal. Die Nationalehre und der alte Waffenruhm wurden unter allen Widerwärtigkeiten dieſes Krieges glücklich behauptet; aber koſtbare Provinzen gingen verloren; und durch die Abtretung der Küſtenländer am adriatiſchen Meere wurde Oeſterreich aller Antheil am Seehandel, eines der wirkſamſten Beförderungsmittel ſeiner Landesinduſtrie, geraubt; ein Schlag, der noch tiefer gefühlt worden ſein würde, wenn nicht zu eben der Zeit ein, den ganzen Kontinent umſchlingendes, verderbliches Syſtem ohnehin alle Handelswege geſperrt, und faſt alle Gemeinſchaft zwiſchen den Völkern gebrochen

Digitized by Google

hätte. Der Gang und die Reſultate dieſes Krieges hatten Sr. Majeſtät die volle Ueberzeugung gewährt, daß bei der einleuchtenden Unmöglichkeit unmittelbarer und gründlicher Heilung des tief zerrütteten politiſchen Zuſtandes von Europa, die bewaffneten Rettungsverſuche einzelner Staaten, anſtatt der gemeinſchaftlichen Noth ein Ziel zu ſetzen, nur die noch übrig gebliebenen unabhängigen Kräfte fruchtlos aufreiben, den Verfall des Ganzen beſchleunigen, und ſelbſt die Hoffnung auf beſſere Zeiten vernichten mußten.

Von jener Ueberzeugung geleitet, erkannten Seine Majeſtät, welch ein weſentlicher Vortheil es ſein würde, durch einen, auf mehrere Jahre geſicherten Frieden, den bis dahin unaufhaltſamen Strom einer täglich wachſenden Uebermacht wenigſtens zum Stillſtand zu bringen, Ihrer Monarchie die zur Herſtellung des Finanz- und Militairweſens unentbehrliche Ruhe, zugleich aber den benachbarten Staaten einen Zeitraum von Erholung zu verſchaffen, der, mit Klugheit und Thätigkeit benutzt, den Uebergang zu glücklichen Tagen vorbereiten konnte. Ein Friede dieſer Art war unter den damaligen gefahrvollen Umſtänden nur durch einen außerordentlichen Entſchluß zu erreichen. Der Kaiſer fühlte es, und faßte dieſen Entſchluß. Für die Monarchie, für das heiligſte Intereſſe der Menſchheit, als Schutzwehr gegen unabſehliche Uebel, als Unterpfand einer beſſern Ordnung der Dinge, gaben Se. Majeſtät, was Ihrem Herzen das Theuerſte war, hin. In dieſem, über gewöhnliche Bedenklichkeiten weit erhabenen, gegen alle Mißdeutungen des Augenblicks gewaffneten Sinne, wurde ein Band geknüpft, das, nach den Drangſalen

Digitized by Google

eines ungleichen Kampfes, den ſchwächern und leidenden Theil durch das Gefühl einiger Sicherheit aufrichten, den ſtärkern und ſiegreichen für Mäßigung und Gerechtigkeit ſtimmen, und ſo von zwei Seiten zugleich, der Wiederkehr eines Gleichgewichts der Kräfte, ohne welches die Gemeinſchaft der Staaten nur eine Gemeinſchaft des Elends ſein kann, den Weg bahnen ſollte.

Der Kaiſer war zu ſolchen Erwartungen um ſo mehr berechtigt, als zur Zeit der Stiftung dieſes Bandes der Kaiſer Napoleon den Punkt in ſeiner Laufbahn erreicht hatte, wo Befeſtigung des Erworbenen wünſchenswürdiger wird, als raſtloſes Streben nach neuem Beſitz. Jede weitere Ausdehnung ſeiner längſt alles gerechte Maß überſteigenden Herrſchaft war nicht nur für Frankreich, das unter der Laſt ſeiner Eroberungen zu Boden ſank, ſondern ſelbſt für ſein wohlverſtandenes perſönliches Intereſſe mit ſichtbarer Gefahr verknüpft. Was dieſe Herrſchaft an Umfang gewann, mußte ſie nothwendig an Sicherheit verlieren. Das Gebäude ſeiner Größe erhielt, durch die Familienverbindung mit dem älteſten Kaiſerhauſe der Chriſtenheit, in den Augen der franzöſiſchen Nation und der Welt einen ſolchen Zuwachs an Feſtigkeit und Vollendung, daß unruhige Vergrößerungsplane es forthin nur entkräften und erſchüttern konnten. Was Frankreich, was Europa, was ſo viel gedrückte und verzweifelte Nationen vom Himmel erflehten, ſchrieb dem mit Ruhm und Sieg gekrönten Beherrſcher eine geſunde Politik als Geſetz ſeiner Selbſterhaltung vor. Es war erlaubt zu glauben, daß ſo viel vereinigte große Motive über den Reiz eines ein-

zigen triumphiren würden; wenn dieſe frohen Hoffnungen unerfüllt blieben, ſo kann Oeſterreich kein Vorwurf darüber treffen. Nach vieljähriger vergeblicher Anſtrengung und unermeßlichen Aufopferungen aller Art, gab es Beweggründe genug zu dem Verſuch durch Vertrauen und Hingebung Gutes zu wirken, wo Ströme von Blut bisher nur Verderben auf Verderben gehäuft hatten. Seine Majeſtät werden es wenigſtens nie bereuen, dieſen Weg betreten zu haben.

Das Jahr **1810** war noch nicht verfloſſen, der Krieg wüthete in Spanien noch fort, die deutſchen Völker hatten kaum Zeit gehabt, nach den Verwüſtungen der beiden vorigen Kriege den erſten freien Athemzug zu thun, als der Kaiſer Napoleon in einer unglücklichen Stunde beſchloß, einen anſehnlichen Bezirk des nördlichen Deutſchlands mit der Maſſe von Ländern, die den Namen des franzöſiſchen Reiches führte, zu vereinigen, und die alten freien Handelsſtädte, Hamburg, Bremen und Lübeck, ihrer politiſchen, bald nachher auch ihrer kommerziellen Exiſtenz und ihrer letzten Subſiſtenzmittel zu berauben. Dieſer gewaltthätige Schritt geſchah, ohne irgend einen auch nur ſcheinbaren Rechtsgrund, mit Verachtung aller ſchonenden Formen, ohne vorhergehende Ankündigung oder Rückſprache mit irgend einem Kabinet, unter dem willkührlichen und nichtigen Vorwande, daß der Krieg mit England ihn gebiete. Zugleich wurde jenes grauſame Syſtem, welches auf Koſten der Unabhängigkeit, der Wohlfahrt, der Rechte und der Würde, des öffentlichen und Privateigenthums aller Staaten des Kontinets den Welthandel zu Grunde

richten ſollte, mit unerbittlicher Strenge verfolgt, in der eiteln Erwartung, ein Reſultat zu erzwingen, das, wenn es nicht glücklicher Weiſe unerreichbar geweſen wäre, Europa auf lange Zeiten hinaus in Armuth, Ohnmacht und Barbarei geſtürzt haben würde. Der Beſchluß, welcher eine neue franzöſiſche Herrſchaft, unter dem Titel einer zwei und dreißigſten Militairdiviſion, an den deutſchen Seeküſten errichtete, war an und für ſich beunruhigend genug für alle benachbarte Staaten; er wurde es noch mehr als unverkennbare Vorbedeutung künftiger größerer Gefahr. Durch dieſen Beſchluß ſah man das, in Frankreich ſelbſt aufgeſtellte, zwar früher ſchon übertretene, doch immer noch als beſtehend' proklamirte Syſtem der ſogenannten natürlichen Gränzpunkte des franzöſiſchen Reichs, ohne alle weitere Rechtfertigung oder Erklärung über den Haufen geworfen, und ſogar die eignen Schöpfungen des Kaiſers mit beiſpielloſer Willkühr vernichtet. Weder die Fürſten des Rheinbundes, noch das Königreich Weſtphalen, noch irgend ein großes oder kleines Gebiet auf dem Wege dieſer furchtbaren Uſurpation, wurde geſchont. Die Gränze lief, dem Anſchein nach von blinder Laune gezeichnet, ohne Regel noch Plan, ohne Rückſicht auf alte oder neue Verhältniſſe, quer über Länder und Ströme hin, ſchnitt die mittlern und ſüdlichen deutſchen Staaten von aller Verbindung mit der Nordſee ab, überſchritt die Elbe, riß Dänemark und Deutſchland von einander, nahm ſelbſt die Oſtſee in Anſpruch, ſchien der Linie der fortdauernd beſetzten preußiſchen Oderfeſtungen entgegenzueilen. Und doch trug die ganze Okkupation, ſo gewaltſam ſie auch in alle

Digitized by Google

Rechte und Beſitzungen, in alle geographiſche, politiſche und militairiſche Demarkationen eingriff, ſo wenig das Gepräge eines vollendeten und geſchloſſenen Gebiets, daß man gezwungen war, ſie nur als Einleitung zu noch größeren Gewaltſchritten zu betrachten, durch welche die Hälfte von Deutſchland eine franzöſiſche Provinz, und der Kaiſer Napoleon wirklicher Oberherr des Kontinents werden ſollte. Am nächſten mußten ſich, durch dieſe unnatürliche Ausdehnung des franzöſiſchen Gebiets, Rußland und Preußen gefährdet fühlen. Die preußiſche Monarchie, von allen Seiten eingeſchloſſen, keiner freien Bewegung mehr mächtig, jedes Mittels, neue Kräfte zu ſammeln, beraubt, ſchien ſich ihrer gänzlichen Auflöſung mit ſtarken Schritten zu nähern. Rußland, durch die eigenmächtige Verwandlung der im Tilſiter Frieden frei erklärten Stadt Danzig in einen franzöſiſchen Waffenplatz, und eines großen Theils von Polen in eine franzöſiſche Provinz, auf ſeiner Weſtgränze ſchon hinreichend beunruhigt, ſah in dem Vorrücken der franzöſiſchen Macht längs der Seeküſte, und in den neuen Feſſeln, die Preußen bereitet wurden, eine dringende Gefahr für ſeine deutſchen und polniſchen Beſitzungen. Von dieſem Augenblicke war der Bruch zwiſchen Frankreich und Rußland ſo gut als entſchieden.

Nicht ohne große und gerechte Beſorgniß ſah Oeſterreich dieſe neuen Wetterwolken aufſteigen. Der Schauplatz der Feindſeligkeiten mußte in jedem Falle ſeine Provinzen berühren, deren Vertheidigungsſtand, da die nothwendige Reform des Finanzweſens die Wiederherſtellung

Digitized by Google

der Militairmittel gehemmt hatte, höchſt unvollkommen war. Aus einem höheren Standpunkte betrachtet, erſchien der Kampf, der Rußland bevorſtand, in einem äußerſt bedenklichen Lichte, da er unter eben ſo ungünſtigen Konjunkturen, eben dem Mangel an Mitwirkung anderer Mächte, eben dem Mißverhältniß der wechſelſeitigen Streitkräfte, folglich eben ſo hoffnungslos als alle früheren von ähnlicher Art begann. Se. Majeſtät der Kaiſer boten Alles, was freundſchaftliche Vermittlung von einer und der andern Seite vermochte, auf, um den Ausbruch des Sturmes zu hindern. Daß der Zeitpunkt ſo nahe war, wo das Mißlingen dieſer wohlgemeinten Schritte dem Kaiſer Napoleon weit verderblicher werden ſollte, als ſeinen Gegnern, konnte damals kein menſchlicher Scharfſinn vorausſehen. So war es aber im Rath der Weltregierung beſchloſſen.

Als die Eröffnung des Krieges nicht mehr zweifelhaft war, mußten Se. Majeſtät auf Maßregeln denken, wie ſich in einer ſo geſpannten und gefährlichen Lage, eigene Sicherheit mit pflichtmäßiger Rückſicht auf das weſentliche Intereſſe benachbarter Staaten vereinigen ließ. Das Syſtem einer wehrloſen Unthätigkeit, die einzige Art von Neutralität, die der Kaiſer Napoleon, ſeinen Erklärungen zufolge, geſtattet hätte, war nach allen geſunden Staatsgrundſätzen unzuläſſig und am Ende nur ein ohnmächtiger Verſuch, der ſchweren Aufgabe, die gelößt werden ſollte, auszuweichen. Eine Macht von Oeſterreichs Gewicht durfte der Theilnahme an den Angelegenheiten von Europa unter keiner Bedingung entſagen, noch ſich in eine Lage verſetzen, wo ſie, gleich unwirkſam für Frieden und Krieg,

ihre Stimme und ihren Einfluß in allen großen Berathſchlagungen verloren hätte, ohne irgend eine Gewährleiſtung für die Sicherheit ihrer eignen Gränze zu gewinnen. Sich gegen Frankreich zum Kriege zu rüſten, wäre ein unter den obwaltenden Umſtänden eben ſo ſehr mit der Billigkeit als mit der Klugheit ſtreitender Schritt geweſen. Der Kaiſer Napoleon hatte Sr. Majeſtät keinen perſönlichen Anlaß zu feindlichen Handlungen gegeben, und die Ausſicht, durch geſchickte Benutzung der einmal geſtifteten freundſchaftlichen Verhältniſſe, durch vertrauliche Vorſtellungen und mildernde Rathſchläge, manchen wohlthätigen Zweck zu erreichen, war noch nicht ohne alle Hoffnung verſchwunden. In Bezug auf das unmittelbare Staatsintereſſe aber hätte ein ſolcher Entſchluß zur unausbleiblichen Folge gehabt, daß die öſterreichiſchen Länder der erſte und vornehmſte Schauplatz eines Krieges geworden wären, der bei der offenbaren Unzulänglichkeit ihrer Vertheidigungsmittel die Monarchie in kurzer Zeit zu Boden werfen mußte. In dieſer peinlichen Lage blieb Sr. Majeſtät kein anderer Ausweg, als der, auf der Seite von Frankreich den Kampfplatz zu betreten.

Für Frankreich im eigentlichen Sinne des Worts Parthei zu ergreifen, hätte nicht nur mit den Pflichten und Grundſätzen des Kaiſers, ſondern ſelbſt mit den wiederholten Erklärungen Seines Kabinets, welches dieſen Krieg ohne allen Rückhalt gemißbilligt hatte, im Widerſpruch geſtanden. Se. Majeſtät gingen bei der Unterzeichnung des Traktats vom **14.** März **1812** von zwei beſtimmten Geſichtspunkten aus. Der nächſte war, wie ſelbſt die Worte

des Traktats bezeugen, ſich keines Mittels zu begeben, wodurch früher oder ſpäter auf den Frieden gewirkt werden konnte; der andere, von innen und außen eine Stellung zu gewinnen, die, im Fall der Unmöglichkeit des Friedens, oder wenn der Lauf des Krieges entſcheidende Maßregeln nothwendig machen ſollte, Oeſterreich in den Stand ſetzte, mit Unabhängigkeit zu handeln, und in jeder gegebenen Vorausſetzung ſo zu Werke zu gehen, wie eine gerechte und weiſe Politik es vorſchreiben würde. Aus dieſem Grunde ward nur ein genau beſtimmter und verhältnißmäßig geringer Theil der Armee zur Mitwirkung bei den Kriegsoperationen verheißen; die übrigen bereits vorhandenen oder noch zu bildenden Streitkräfte blieben außer aller Gemeinſchaft mit dieſem Kriege. Durch eine Art von ſtillſchweigender Uebereinkunft wurde ſelbſt das Gebiet der Monarchie von allen kriegführenden Mächten als neutral behandelt. Der wahre Sinn und Zweck des von Sr. Majeſtät gewählten Syſtems konnte weder Frankreich, noch Rußland, noch irgend einem einſichtsvollen Beobachter der Weltbegebenheiten entgehen.

Der Feldzug von 1812 bewies an einem denkwürdigen Beiſpiel, wie ein mit Rieſenkräften ausgeſtattetes Unternehmen in den Händen eines Feldherrn vom erſten Range ſcheitern kann, wenn er, im Gefühle großer militairiſcher Talente, den Schranken der Natur und den Vorſchriften der Weisheit Trotz zu bieten gedenkt. Ein Blendwerk der Ruhmbegierde zog den Kaiſer Napoleon in die Tiefen des ruſſiſchen Reichs; und eine falſche politiſche Anſicht verleitete ihn zu glauben, daß er in Moskau

den Frieden vorſchreiben, die ruſſiſche Macht auf ein halbes Jahrhundert lähmen, dann ſiegreich zurückkehren würde. Als die erhabene Standhaftigkeit des Kaiſers von Rußland, die ruhmvollen Thaten ſeiner Krieger, und die unerſchütterte Treue ſeiner Völker, dieſem Traum ein Ende gemacht, war es zu ſpät, ihn ungeſtraft zu bereuen. Die ganze franzöſiſche Armee wurde zerſtreut und vernichtet; in weniger als vier Monaten ſah man den Schauplatz des Krieges vom Dniepr und der Dwina an die Oder und Elbe verſetzt. Dieſer ſchnelle und außerordentliche Glückswechſel war der Vorbote einer wichtigen Revolution in den geſammten politiſchen Verhältniſſen von Europa. Die Verbindung zwiſchen Rußland, Großbritannien und Schweden bot allen umliegenden Staaten einen neuen Vereinigungspunkt dar. Preußen, längſt rühmlich vertraut mit dem Entſchluſſe, das Aeußerſte zu wagen, ſelbſt die Gefahr des unmittelbaren politiſchen Todes einem langſamen Verſchmachten unter auszehrenden Bedrückungen vorzuziehen, ergriff den günſtigen Augenblick, und warf ſich den Verbündeten in die Arme. Viele größere und kleinere Fürſten Deutſchlands waren bereit, ein Gleiches zu thun. Allenthalben eilten die ungeduldigen Wünſche der Völker dem regelmäßigen Gange ihrer Regierungen zuvor. Von allen Seiten ſchlug der Drang nach Unabhängigkeit unter eigenen Geſetzen, das Gefühl gekränkter Nationalehre, die Erbitterung gegen ſchwer gemißbrauchte fremde Obergewalt in helle Flammen auf.

Se. Majeſtät der Kaiſer, zu einſichtsvoll, um dieſe Wendung der Dinge nicht als die natürliche und noth-

Digitized by Google

wendige Folge einer vorhergegangenen gewaltſamen Ueberſpannung, und zu gerecht, um ſie mit Unwillen zu betrachten, hatten Ihr Augenmerk einzig darauf gerichtet, wie Sie durch reiflich überdachte und glücklich kombinirte Maßregeln für das wahre und bleibende Intereſſe des europäiſchen Gemeinweſens benutzt werden könnte. Schon ſeit dem Anfange des Dezembermonats waren von Seite des öſterreichiſchen Kabinets bedeutende Schritte gethan worden, um den Kaiſer Napoleon durch Gründe, die ſeiner eigenen Wohlfahrt eben ſo nahe lagen, als dem Intereſſe der Welt, für eine gerechte und friedliche Politik zu ſtimmen. Dieſe Schritte wurden von Zeit zu Zeit erneuert und verſtärkt. Man ſchmeichelte ſich, daß der Eindruck des vorjährigen Unglücks, der Gedanke an die fruchtloſe Hinopferung einer ungeheuern Armee, die zum Erſatz dieſes Verluſtes erforderlichen harten Zwangsmaßregeln aller Art, der tiefe Widerwille der franzöſiſchen Nation und aller in ihr Schickſal verflochtenen Länder gegen einen Krieg, der, ohne Ausſicht auf künftige Schadloshaltung, ihr Inneres erſchöpfte und zerriß; daß endlich ſelbſt ein kaltblütiges Nachdenken über die Ungewißheit des Ausganges dieſer neuen höchſt bedenklichen Kriſis, den Kaiſer bewegen könnte, den Vorſtellungen Oeſterreichs Gehör zu geben. Der Ton, in welchem dieſe an ihn gerichtet wurden, war den Umſtänden ſorgfältig angepaßt; ſo ernſt als die Größe des Zweckes, ſo ſchonend als der Wunſch eines günſtigen Erfolges und die obwaltenden freundſchaftlichen Verhältniſſe es forderten. Daß Eröffnungen, die aus ſo lauterer Quelle gefloſſen waren,

Digitized by Google

beſtimmt verworfen werden ſollten, ließ ſich freilich nicht erwarten. Die Art aber, wie man ſie aufnahm, und mehr noch der ſcharfe Kontraſt zwiſchen den Geſinnungen, welche Oeſterreich nährte, und dem ganzen Verfahren des Kaiſers Napoleon zur Zeit jener mißlungenen Friedensverſuche, ſchlug ſchon früh die beſten Hoffnungen darnieder. Anſtatt durch eine gemäßigte Sprache wenigſtens den Blick in die Zukunft zu erheitern, und die allgemeine Verzweiflung zu beſänftigen, wurde vor den höchſten Autoritäten in Frankreich bei jeder Veranlaſſung feierlich angekündigt, daß der Kaiſer auf keinen Friedensantrag hören würde, der die Integrität des franzöſiſchen Reichs — im franzöſiſchen Sinne des Worts — verletzen, oder irgend eine der ihm willkührlich einverleibten Provinzen in Anſpruch nehmen möchte. Zu gleicher Zeit wurde ſelbſt von ſolchen eventuellen Bedingungen, die dieſe eigenmächtig aufgeſtellte Gränzlinie nicht einmal zu treffen ſchienen, bald mit drohendem Unmuth, bald mit bitterer Verachtung geſprochen; gleich als hätte man nicht vernehmlich genug andeuten können, wie feſt der Kaiſer Napoleon entſchloſſen ſei, der Ruhe der Welt auch nicht ein einziges namhaftes Opfer zu bringen. Dieſe feindſeligen Manifeſte hatten für Oeſterreich noch die beſondere Kränkung zur Folge, daß ſie ſelbſt die Aufforderungen zum Frieden, die dieſes Kabinet, mit Vorwiſſen und ſcheinbarer Beiſtimmung Frankreichs, an andere Höfe gelangen ließ, in ein falſches und höchſt unvortheilhaftes Licht ſtellten. Die wider Frankreich verbündeten Souveraine ſetzten den öſterreichiſchen Unterhandlungs- und Vermittlungsanträgen, ſtatt aller Antwort, die öffent-

Digitized by Google

lichen Erklärungen des franzöſiſchen Kaiſers entgegen. Als Se. Majeſtät im Monat März einen Geſandten nach London geſchickt hatten, um England zur Theilnahme an einer Friedensunterhandlung einzuladen, erwiederte das brittiſche Miniſterium, es könne nicht glauben, daß Oeſterreich noch Friedenshoffnungen Raum gebe, da der Kaiſer Napoleon in der Zwiſchenzeit Geſinnungen offenbart habe, die nur zur Verewigung des Krieges führen müßten; eine Aeußerung, die Sr. Majeſtät um ſo ſchmerzhafter ſein mußte, je gerechter und gegründeter ſie war. Nichtsdeſtoweniger fuhr Oeſterreich fort, dem Kaiſer von Frankreich die dringende Nothwendigkeit des Friedens immer beſtimmter und und ſtärker ans Herz zu legen; bei jedem ſeiner Schritte von dem Grundſatze geleitet, daß, da das Gleichgewicht und die Ordnung in Europa durch die gränzenloſe Uebermacht Frankreichs waren geſtört worden, ohne Beſchränkung dieſer Uebermacht kein wahrer Friede gedacht werden könne.

Zu gleicher Zeit ergriffen Se. Majeſtät alle zur Verſtärkung und Konzentrirung ihrer Armee erforderlichen Maßregeln. Der Kaiſer fühlte, daß Oeſterreich zum Kriege gerüſtet ſein müßte, wenn ſeine Friedensvermittlung nicht ganz ohnmächtig werden ſollte. Ueberdies hatten Se. Majeſtät ſich ſchon längſt nicht verborgen, daß der Fall einer unmittelbaren Theilnahme am Kriege von Ihren Berechnungen nicht ausgeſchloſſen ſein dürfte. Der bisherige Zuſtand der Dinge konnte nicht fortdauern; von dieſer Ueberzeugung war der Kaiſer durchdrungen, ſie war die Triebfeder ſeiner ſämmtlichen Schritte. Schlug jeder Verſuch,

zum Frieden zu gelangen, ſchon in erſter Inſtanz fehl, ſo mußte jene Ueberzeugung nur noch lebendiger werden. Das Reſultat ergab ſich von ſelbſt. Auf einem von beiden Wegen, durch Unterhandlungen oder durch Waffengewalt mußte man zu einem andern Zuſtande gelangen. Der Kaiſer Napoleon hatte die Kriegsrüſtungen Oeſterreichs nicht nur vorausgeſehen, ſondern ſelbſt als nothwendig anerkannt, und bei mehr als einer Gelegenheit ausdrücklich gebilligt. Er hatte Gründe genug, um zu glauben, daß Se. Majeſtät der Kaiſer in einem für das Schickſal der Welt ſo entſcheidenden Zeitpunkte alle perſönliche oder vorübergehende Rückſichten bei Seite ſetzen, nur das bleibende Wohl der öſterreichiſchen Monarchie und der ſie umgebenden Staaten zu Rathe ziehen, und nichts beſchließen würde, als was dieſe höchſten Motive Ihm zur Pflicht machen. Das öſterreichiſche Kabinet hatte ſich nie ſo geäußert, daß ſeinen Abſichten eine andere vernünftige Deutung gegeben werden konnte. Nichtsdeſtoweniger wurde von Seite Frankreichs nicht blos anerkannt, daß die öſterreichiſche Vermittlung nur eine bewaffnete ſein könne, ſondern mehr als einmal erklärt, wie bei den eingetretenen Umſtänden Oeſterreich ſich nicht mehr auf eine Nebenrolle beſchränken, ſondern mit großen Kräften auf dem Schauplatz erſcheinen, und als ſelbſthandelnde Hauptmacht einen Ausſchlag geben müſſe. Was auch ſonſt die franzöſiſche Regierung von Oeſterreich hoffen oder beſorgen mochte, in jenem Geſtändniß lag die vorläufige Rechtfertigung des ganzen von Sr. Majeſtät dem Kaiſer beſchloſſenen und durchgeführten Ganges.

Digitized by Google

Bis auf dieſen Punkt hatten die Verhältniſſe ſich entwickelt, als der Kaiſer Napoleon Paris verließ, um den Fortſchritten der alliirten Armeen Einhalt zu thun. Dem Heldenmuth der ruſſiſchen und preußiſchen Truppen in den blutigen Gefechten des Monats Mai haben ſelbſt ihre Feinde gehuldigt. Daß gleichwohl der Ausgang dieſer erſten Periode des Feldzugs nicht günſtiger für ſie war, hatte theils in der Ueberzahl der franzöſiſchen Kriegsmacht und in dem von aller Welt anerkannten militairiſchen Genie des Anführers derſelben, theils in den politiſchen Kombinationen, welche den verbündeten Souverains bei ihrer ganzen Unternehmung zur Richtſchnur dienten, ſeinen Grund. Sie handelten in der richtig berechneten Vorausſetzung, daß eine Sache, wie die, für welche ſie ſtritten, unmöglich lange blos die ihrige bleiben könne; daß früher oder ſpäter, im Glücke oder im Unglücke, jeder noch nicht ganz ſeiner Selbſtſtändigkeit entkleidete Staat in ihren Bund treten, jede unabhängig gebliebene Armee auf ihrer Seite ſtehen müſſe. Sie ließen daher der Tapferkeit ihrer Truppen nur ſo weit, als der Augenblick es gebot, freien Schwung, und ſparten einen anſehnlichen Theil ihrer Kräfte für einen Zeitraum auf, wo ſie mit ausgedehntern Mitteln nach größern Erfolgen ſtreben zu können hofften. Aus gleichen Gründen, und um die weitere Entwickelung der Begebenheiten abwarten zu können, gingen ſie einen Waffenſtillſtand ein.

Inzwiſchen hatte durch den Rückzug der Alliirten der Krieg für den Augenblick eine Geſtalt genommen, die dem Kaiſer täglich fühlbarer machte, wie unmöglich es ſein

würde, beim weitern Fortgange deſſelben ein unthätiger Zuſchauer zu bleiben. Vor Allem war das Schickſal der preußiſchen Monarchie ein Punkt, der Sr. Majeſtät Aufmerkſamkeit lebhaft beſchäftigte. Der Kaiſer hielt die Wiederherſtellung der preußiſchen Macht für den erſten Schritt zur Wiederherſtellung des politiſchen Syſtems von Europa; die Gefahr, in welcher ſie jetzt ſchwebte, ſah er ganz wie ſeine eigene an. Der Kaiſer Napoleon hatte dem öſterreichiſchen Hofe bereits zu Anfang des Aprilmonats eröffnen laſſen, daß er die Auflöſung der preußiſchen Monarchie als eine natürliche Folge ihrer Abtrünnigkeit von Frankreich und der weitern Fortſetzung des Krieges betrachte, und daß es nur jetzt von Oeſterreich abhängen würde, ob es die wichtigſte und ſchönſte ihrer Provinzen mit ſeinen Staaten vereinigen wolle; eine Eröffnung, die deutlich genug bewies, daß kein Mittel unverſucht bleiben müßte, um Preußen zu retten. Wenn dieſer große Zweck durch einen billigen Frieden nicht zu erreichen war, ſo mußten Rußland und Preußen durch eine kräftige Mitwirkung unterſtützt werden. Von dieſem natürlichen Geſichtspunkte aus, über welchen ſelbſt Frankreich ſich nicht leicht mehr täuſchen konnte, ſetzten Se. Majeſtät ihre Rüſtungen mit unermüdeter Thätigkeit fort. Sie verließen in den erſten Tagen des Junimonats ihre Reſidenz, und begaben ſich in die Nähe des Kriegsſchauplatzes, um theils an einer Unterhandlung für den Frieden, der nach wie vor das höchſte Ziel Ihrer Wünſche blieb, wenn ſich irgend eine Ausſicht dazu zeigte, wirkſamer arbeiten, theils die Vorbereitungen zum Kriege, wenn Oeſterreich

Digitized by Google

keine andere Wahl bleiben ſollte, mit größerm Nachdrucke leiten zu können.

Nicht lange zuvor hatte der Kaiſer Napoleon ankündigen laſſen: „Er habe einen Friedenskongreß zu Prag in Vorſchlag gebracht, wo Bevollmächtigte von Frankreich, den vereinigten Staaten von Nordamerika, Dänemark, dem Könige von Spanien und ſämmtlichen alliirten Fürſten, und von der andern Seite Bevollmächtigte von England, Rußland, Preußen, den ſpaniſchen Inſurgenten und den übrigen Alliirten dieſer kriegführenden Maſſe erſcheinen, und die Grundlagen eines langen Friedens feſtſetzen ſollten.“ — An wen dieſe Vorſchläge gerichtet, auf welchem Wege, in welcher diplomatiſchen Form, durch weſſen Organ ſie geſchehen ſein konnten, war dem öſterreichiſchen Kabinet, welches blos durch die öffentlichen Blätter zur Kenntniß derſelben gelangte, völlig unbekannt. Wie übrigens ein ſolches Projekt auch nur eingeleitet, wie aus der Vereinigung ſo ungleichartiger Elemente, ohne irgend eine einſtimmig anerkannte Grundlage, ohne irgend eine planmäßig geordnete Vorarbeit, eine Friedensunterhandlung erwachſen ſollte, ließ ſich ſo wenig faſſen, daß es erlaubt war, den ganzen Vorſchlag weit eher für ein Spiel der Phantaſie, als für die ernſtlich gemeinte Aufforderung zu einer großen politiſchen Maßregel zu halten. Mit den Schwierigkeiten eines allgemeinen Friedens vollkommen vertraut, hatte Oeſterreich lange darüber gedacht, ob dieſem fernen und mühſam zu erreichenden Ziele nicht allmählig und ſchrittweiſe näher gerückt werden könnte, und in dieſem Sinne ſowohl gegen Frankreich, als gegen

Rußland und Preußen, die Idee eines Kontinentalfriedens geäußert. Nicht als ob der öſterreichiſche Hof die Nothwendigkeit und den überwiegenden Werth eines von allen großen Mächten gemeinſchaftlich verhandelten und abgeſchloſſenen Friedens, ohne welchen für Europa weder Sicherheit noch Wohlfahrt zu hoffen iſt, auch nur einen Augenblick verkannt, oder gemeint hätte, der Kontinent könnte beſtehen, wenn man je aufhörte, die Trennung von England als ein tödtliches Uebel zu betrachten! Die Unterhandlungen, die Oeſterreich vorſchlug, nachdem durch Frankreichs abſchreckende Erklärungen faſt jede Hoffnung auf Theilnahme Englands an einem gemeinſchaftlichen Friedensverſuch vereitelt worden war, ſollten nur als weſentlicher Beſtandtheil einer bevorſtehenden größern Unterhandlung, eines wahren allgemeinen Friedenskongreſſes betrachtet werden; ſie ſollten dieſem zur Vorbereitung dienen, Präliminar-Artikel zum künftigen Haupttraktat liefern, durch einen langen Kontinentalwaffenſtillſtand einer ausgedehntern und gründlichern Verhandlung den Weg bahnen. Wäre der Standpunkt, von welchem Oeſterreich ausging, ein anderer geweſen, ſo würden ſicherlich Rußland und Preußen durch die beſtimmteſten Verträge an England gebunden, ſich nie entſchloſſen haben, den Einladungen des öſterreichiſchen Kabinets Gehör zu geben. Nachdem der ruſſiſche und preußiſche Hof, von einem für Se. Majeſtät den Kaiſer höchſt ſchmeichelhaften Vertrauen geleitet, ſich bereit erklärt hatten, einem Friedenskongreß unter öſterreichiſcher Vermittlung die Hand zu bieten, kam es darauf an, der förmlichen Beiſtimmung des Kai-

Digitized by Google

ſers Napoleon gewiß zu werden, und von dieſer Seite die Maßregeln zu verabreden, die unmittelbar zur Friedensunterhandlung führen ſollten. In dieſer Abſicht entſchloſſen ſich Se. Majeſtät, Ihren Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in den letzten Tagen des Juniusmonats nach Dresden zu ſchicken. Das Reſultat dieſer Sendung war eine am 30. Juni abgeſchloſſene Konvention, durch welche die von Sr. Majeſtät dem Kaiſer angebotene Vermittlung zum Behuf eines allgemeinen, und, im Fall kein ſolcher zu Stande kommen könnte, eines vorläufigen Kontinentalfriedens, vom Kaiſer Napoleon angenommen wurde. Die Stadt Prag wurde zum Kongreßort und der 5. Juli zum Tage der Eröffnung beſtimmt. Um die für die Unterhandlung erforderliche Zeit zu gewinnen, war in derſelben Konvention feſtgeſetzt, daß der Kaiſer Napoleon den mit Rußland und Preußen bis zum 20. Juli beſtehenden Waffenſtillſtand vor dem 10. Auguſt nicht aufkündigen würde; und Se. Majeſtät der Kaiſer übernahm es, den ruſſiſchen und preußiſchen Hof zu einer gleichen gegenſeitigen Erklärung zu vermögen. Die in Dresden verhandelten Punkte wurden hierauf dieſen beiden Höfen mitgetheilt. Obgleich die Verlängerung des Waffenſtillſtandes mit manchen Bedenklichkeiten und manchen weſentlichen Inkonvenienzen für ſie verknüpft war, überwog doch alle Einwürfe der Wunſch, Sr. Majeſtät dem Kaiſer einen neuen Beweis ihres Vertrauens zu geben, und zugleich vor der Welt zu beurkunden, daß ſie keine Ausſicht zum Frieden, wie ſchwach und beſchränkt ſie auch ſein möchte, vernachläſſigen, keinen Verſuch, der den Weg

Digitized by Google

dazu bahnen könnte, von ſich ablehnen wollten. Die Konvention vom 30. Juni erlitt keine Abänderung, als die, daß der Termin der Eröffnung des Kongreſſes, weil die letzten Verabredungen ſo ſchnell nicht hatten beendigt werden können, bis zum 12. Juli hinausgerückt wurde.

In der Zwiſchenzeit hatten Se. Majeſtät, da Sie die Hoffnung, den Leiden der Menſchheit und den Zerrüttungen der politiſchen Welt durch einen allgemeinen Frieden ein gründliches Ende zu bereiten, noch immer nicht aufgeben konnten, auch einen neuen Schritt bei der brittiſchen Regierung beſchloſſen. Der Kaiſer Napoleon hatte dies Vorhaben nicht nur mit anſcheinendem Beifall aufgenommen, ſondern ſich ſelbſt erboten, zur Abkürzung der Sache den deshalb nach England abzuſendenden Perſonen die Reiſe durch Frankreich zu geſtatten. Als es zur Ausführung kommen ſollte, fanden ſich unerwartete Schwierigkeiten vor; die Ertheilung der Päſſe wurde von einem Termine zum andern, unter unerheblichen Vorwänden, aufgeſchoben, zuletzt gänzlich verweigert. Dieſer Vorgang lieferte einen neuen und bedeutenden Grund zu großen und gerechten Zweifeln gegen die Aufrichtigkeit der von dem Kaiſer Napoleon mehr als einmal öffentlich ausgeſtellten Verſicherungen ſeiner Geneigtheit zum Frieden, zumal da man nach mehrern ſeiner Aeußerungen gerade damals hatte glauben müſſen, daß der Seefriede Ihm vorzüglich am Herzen läge.

Unterdeſſen hatten Ihre Majeſtäten der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen Ihre Bevollmächtigte zum Friedenskongreß ernannt, und mit ſehr beſtimm-

Digitized by Google

man an den 10. Auguſt. Die ruſſiſchen und preußiſchen Bevollmächtigten konnten dieſen Termin nicht überſchreiten; der Kongreß war beendigt; und der Entſchluß, den Oeſterreich zu faſſen hatte, war durch den Gang dieſes Kongreſſes, und durch die jetzt ganz vollendete Ueberzeugung von der Unmöglichkeit des Friedens, durch den längſt nicht mehr zweifelhaften Standpunkt, aus welchem Se. Majeſtät die große Streitfrage betrachtete, durch die Grundſätze und Abſichten der Alliirten, in welchen der Kaiſer die Seinigen erkannte, endlich durch die beſtimmteſten frühern Erklärungen, die keinem Mißverſtändniß Raum ließen, zum Voraus entſchieden.

Nicht ohne tiefe Betrübniß, und allein durch das Bewußtſein getröſtet, daß alle Mittel, die Erneuerung des Kampfes zu vermeiden, erſchöpft worden ſind, ſieht der Kaiſer Sich zu dieſem Schritte gezwungen. Se. Majeſtät haben drei Jahre lang mit unermüdeter Beharrlichkeit darnach geſtrebt, die Grundlage der Möglichkeit eines wahren und dauerhaften Friedens für Oeſterreich und für Europa auf milden und verſöhnenden Wegen zu gewinnen. Dieſe Bemühungen ſind vereitelt; kein Hülfsmittel, keine Zuflucht mehr, als bei den Waffen. Der Kaiſer ergreift ſie, ohne perſönliche Erbitterung, aus ſchmerzhafter Nothwendigkeit, aus unwiderſtehlich-gebietender Pflicht, aus Gründen, welche jeder treue Bürger Seines Staates, welche die Welt, welche der Kaiſer Napoleon ſelbſt in einer Stunde der Ruhe und Gerechtigkeit erkennen und billigen wird. Die Rechtfertigung dieſes Krieges iſt in dem Herzen jedes Oeſterreichers, jedes Europäers, unter

weſſen Herrſchaft er auch lebe, mit ſo großen und leſerlichen Zügen geſchrieben, daß keine Kunſt zu Hülfe genommen werden darf, um ſie geltend zu machen. Die Nation und die Armee werden das Ihrige thun. Ein durch gemeinſchaftliche Noth und gemeinſchaftliches Intereſſe geſtifteter Bund mit allen für Unabhängigkeit bewaffneten Mächten wird Unſern Anſtrengungen ihr volles Gewicht geben. Der Ausgang wird, unter dem Beiſtande des Himmels, die gerechten Erwartungen aller Freunde der Ordnung und des Friedens erfüllen.

Digitized by Google

Ueber die Deklaration der acht Mächte gegen Napoleon vom 13. März 1815.

Vorbemerkung.

Als Napoleon im Jahr 1815 von Elba entwich und als Machthaber in Frankreich wieder auftrat, war zum Glück der Kongreß von Wien noch nicht auseinander gegangen. Die Souveraine konnten ſich über die gemeinſamen Maßregeln perſönlich verſtändigen. Auch waren die Hauptdifferenzen zwiſchen den großen Mächten einige Wochen vorher beigelegt. So ſchloſſen jetzt die Staaten, die den Pariſer Vertrag unterzeichnet hatten, von einem gemeinſamen Feinde bedroht, einen erneuten Bund, wornach Napoleon als Störer der öffentlichen Ruhe zurückgewieſen, und der Inhalt des erſten Pariſer Friedens um jeden Preis aufrecht erhalten werden und eine feierliche Deklaration darüber erlaſſen werden ſollte. Nur über die Art, wie dieſelbe abzufaſſen ſei, gab es verſchiedene Anſichten. Talleyrand wünſchte, daß die Erklärung im Namen des ganzen Kongreſſes erlaſſen werde. Metternich, Gentz, Wellington wichen über einzelne Punkte der Ausfertigung ab. Endlich unterzeichneten nur die acht Mächte des erſten Pariſer Friedens, und zwar, weil die Umſtände drängten, im Namen des ganzen Kongreſſes. Der Ritter von Gentz erhielt den Auftrag, dieſes berühmte Dokument der

Digitized by Google

neueren Geſchichte im öſterreichiſchen Beobachter zu vertheidigen. Dieſe Rechtfertigung der Deklaration gegen Napoleon erſchien darin am 16. März.

Weder die Erklärung der verbündeten Mächte noch die Rechtfertigung ihres Sprechers brachte den beabſichtigten Eindruck hervor. Das Recht der europäiſchen Souveraine und Nationen, die Wiederherſtellung eines Napoleoniſchen Reichs mit Waffengewalt zu verhindern, war über jeden Zweifel erhaben und die Anſtrengungen der Völker, der Eifer der Patrioten und vor allem die Schlagfertigkeit des engliſch-preußiſchen Heeres in den Niederlanden, haben mehr als alle Erklärungen bewieſen, daß die Welt über dieſe Frage einig geweſen. Auch war es nicht die Willenserklärung der Mächte, ſondern der Ausdruck und die Sprache gegen Napoleon, und das verfängliche Vertrauen, das man in die feige und bei der Gefahr kraftloſe Herrſchaft der Bourbonen ſetzte, welche in dem Manifeſt der Alliirten, verglichen mit dem Triumphzuge Napoleons nach Paris, eine um ſo geringere Wirkung hervorbrachten. — Auch dies möchte kein Vorzug einer ſolchen Deklaration geweſen ſein, daß die Urheber derſelben noch eine beſondere öffentliche Rechtfertigung für ſie nöthig zu haben meinten. Gegen den nachfolgenden Artikel von Gentz ließe ſich auch, was die Form anlangt, noch beſtimmtere Einwendung machen, als gegen die Erklärung der verbündeten Miniſter. Auch etwas dürr war ſeine Arbeit diesmal ausgefallen. Zum Glück bedurfte es, um der Hauptmaßregel, nämlich der Kriegserklärung, Nachdruck zu geben, gar keiner Worte! — Das Wichtigſte und auch das Wirkſamſte an dieſem Dokument war die erklärte Einigkeit der großen Mächte ſelbſt zur Aufrechthaltung des Friedens und der neuen Ordnung in Europa. In ſo fern und weil es ein hiſtoriſch merkwürdiges Seitenſtück des diplomatiſchen Manifeſts iſt, behält auch die Vertheidigung von Gentz ihr geſchichtliches Intereſſe.

Digitized by Google

Um die feierliche Erklärung der Mächte über Bonaparte's letztes Unternehmen vollſtändig zu würdigen, muß man ſie einmal aus dem Standpunkte des Rechtes, das einer ſolchen Maßregel zum Grunde lag, und dann aus dem Standpunkte der Geſinnung, in welcher ſie beſchloſſen wurde, beurtheilen. Das Recht war unzweifelhaft. Bonaparte hatte durch ſeine Entſagungsakte, und durch den mit den verbündeten Mächten am 11. April 1814 abgeſchloſſenen Traktat, auf die Souverainität über Frankreich, Italien und ſämmtliche von ihm beherrſchte Länder, förmlich Verzicht geleiſtet. *) Seine Rückkehr nach Frankreich, an der Spitze eines bewaffneten Haufens, hob die Rechte, welche jener Traktat ihm verliehen hatte, auf, indem durch ſeine eigene, freie und überlegte That der Vertrag gebrochen und vernichtet wurde, und konnte ihm keine neuen Rechte gewähren, weil aus einem offenbaren Verbrechen keine entſpringen können. Er iſt alſo im ſtrengſten Sinne des Worts recht- und geſetzlos geworden, gehört der bürgerlichen und geſellſchaftlichen Ordnung nicht mehr an, und hat ſich ſelbſt dem Bann überliefert, welchen die unmittelbaren Theilnehmer an dem Traktat von Paris, im Namen aller übrigen europäiſchen Mächte, mit voller Befugniß, und unter lauter Beiſtimmung aller Zeitgenoſſen,

*) Traktat vom 11. April 1814. — „Art. 1. Der Kaiſer Napoleon entſagt für ſich, ſeine Nachfolger und Nachkommen, ſo wie für alle Mitglieder ſeiner Familie, allen Rechten der Souverainität und oberſten Gewalt, nicht allein über das franzöſiſche Reich und das Königreich Italien, ſondern auch über jedes andere Land.

über ihn ausgeſprochen haben. Die Geſinnung, aus welcher dieſe Maßregel hervorging, iſt hinreichend gerechtfertigt und geprieſen, wenn man erwägt, daß es die nämliche war, der Europa ſeine Befreiung, der große Bund, in welchen ſpäterhin Frankreich ſelbſt, von ähnlichen Abſichten beſeelt, eintrat, ſeinen Urſprung, und das gegenwärtige Zeitalter ſeinen ganzen Ruhm und Glanz verdankt. Die Stifter und Genoſſen des Bundes durften bei einem Unternehmen, das dem Reſultate ihrer glorreichen Siege, und der durch ſo viele Anſtrengungen und Opfer geſicherten Ruhe der Menſchheit Trotz zu bieten ſchien, ſo wenig auch davon zu befürchten ſein mochte, nicht das Stillſchweigen beobachten. Nicht gegen Bonaparte's perſönliche Mittel und Kräfte, — gegen den erſten, wenn auch noch ſo ohnmächtigen Verſuch, ſein verhaßtes Syſtem wieder empor zu bringen, war ihre Erklärung gerichtet. Er ſelbſt, ein weſenloſer Schatten, kann Europa nicht mehr zittern machen; daß er auch nur die Ruhe von Frankreich ernſtlich und dauerhaft ſtören ſollte, hält Niemand, der mit den innern Verhältniſſen dieſes Landes, der heutigen Stimmung ſeiner Bewohner, und den Hülfsimtteln, die ſeiner Regierung zu Gebote ſtehen, mehr oder weniger vertraut iſt, für möglich. Der Geiſt aber, der in dieſem neuen Frevel athmet, darf nie mit Verachtung übergangen, muß, ſo oft er ſich in Thaten ausſpricht, vor den Richterſtuhl von Europa gezogen, und feierlich gebrandmarkt werden. Ueberdies hat man viele Gründe zu glauben, daß eitle Gerüchte von eingebildeten Mißverſtändniſſen zwiſchen den großen Höfen der erſte Anlaß zu Bonaparte's unſinnigem

Digitized by Google

Verſuche geweſen ſind. Es war daher der Würde der zu Wien verſammelten Souverains und Miniſter vollkommen angemeſſen, durch einen offenen und Ehrfurcht gebietenden Schritt die Welt zu überzeugen, daß die Grundſätze von **1813** und **1814** keinen Augenblick aufgehört haben, die oberſte Richtſchnur ihres Verfahrens zu ſein, und daß ſie, feſt entſchloſſen, ihr Werk zu vollenden, zu befeſtigen und aufrecht zu halten, Jeden, der den allgemeinen Frieden von Europa durch neue Revolutionen oder neue Kriege bedrohen wollte, als einen gemeinſchaftlichen Feind, mit gemeinſchaftlichen Waffen zu bekämpfen bereit ſind. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, wird die Deklaration vom **13.** März, wenn die unmittelbare Veranlaſſung derſelben auch jetzt bereits vollſtändig gehoben, und an Bonaparte erfüllt ſein ſollte, was er ſelbſt über ſich verhängt hat, doch als ein würdiges Denkmal in der Geſchichte der Zeit beſtehen, und dem Geiſte des Kongreſſes, der Eintracht und dem hohen Sinne der Souveraine, und der Weisheit ihrer Miniſter zur bleibenden Ehre gereichen.

Digitized by Google

Ueber den zweiten Pariſer Frieden und gegen Görres.

Bemerkung.

So wenig, als mit den Ergebniſſen des Wiener Kongreſſes, wollten ſich unſere eifrigeren Patrioten mit den beiden Pariſer Friedensſchlüſſen begnügen. Allein der Widerwille gegen die letzteren, namentlich gegen den zweiten war ungerechter, grundloſer und überſpannter als irgend eine andere ihrer Forderungen, und würde in einer Zeit, wo die Aufregung und Gereiztheit nicht ſo groß geweſen wäre, ganz unerklärlich bleiben. Noch bis auf unſere Tage wirkt die Verſtimmung über jene Pariſer Entſcheidungen fort, und bei denen ohne Zweifel am heftigſten, denen es vielleicht willkommen geweſen wäre, wenn die Franzoſen vom Jahr 1830 einen Anlaß gehabt hätten, bis in das Herz Deutſchlands einzubrechen. In dieſer, wie in mancher andern Hinſicht, haben einige Vorſprecher unſerer Nation während der Befreiungskämpfe allen unſeren ſpäteren Radikalen faſt durchweg Ton und Richtung vorgeſchrieben, und gewiſſe Stimmungen des Zeitalters fixirt. Doch in jenen Jahren der Aufregung und des Uebermuthes, wo auch mancher billigdenkende Deutſche in dieſe ungeſtümen, kecken und ritterlichen Forderungen einſchlug, war es nicht zu verwundern; wie man aber heute noch, wo man nicht einmal die nieder-burgundiſchen Provinzen dem Einfluſſe Frankreichs entziehen kann, bei jeder Gelegenheit von Elſaß und Lothringen deklamiren mag, iſt unbegreiflich. —

Um ſo bleibenderen Werth beſitzen die Artikel von Gentz über dieſe Friedensſchlüſſe, namentlich der ſpätere gegen Görres. Auf den erſteren Artikel von Gentz im Beobachter vom 5. December 1815 ſchleuderte der rheiniſche Merkur vom 16. einen ſeiner fulminanten Artikel, gleich mit der Aufſchrift: „Nach Wien hinüber!“ Görres, der wohl mit Recht einen Theil der Ausfälle des Beobachters auf ſich bezog, war auch befähigt genug und ſchon gewöhnt, ſich zum Hauptgegner aller ergriffenen Maßregeln aufzuwerfen. Er deutete auch nicht unklar an, daß er den Verfaſſer dieſes und mehrerer anderer Artikel recht wohl kenne. „Dieſe zarte feinſinnige Politik, rief er aus, die neben der Wiedergeburt Afrika's für die des benachbarten Volkes ſorgt, das für Deutſchland beſſer nicht geboren wäre, hat aber gar nicht nachgefragt, ob denn die Wiedergeburt des eigenen Vaterlandes möglich ſei, nachdem Rußland in Polen, und England in Hannover und Belgien den ſcharfen Keil hineingetrieben, und hat vielmehr, nachdem ſie nothdürftig uns eine Anarchie ſtatt einer Verfaſſung bereitet und übergeworfen hat, ſich ohne umzuſehen davon gemacht. Das Baſiliskenei, das der franzöſiſche Hahn gelegt, und das die deutſche Einfalt auszubrüten ſich bemüht, wird früh genug ausgehen; und jene zarte Politik ſoll nur keine Sorge tragen, ſo fern ſie fortfährt, wie ſie guten Anfang zu machen ſich willig zeigt, das alte Schlaraffenleben in Deutſchland wieder einzuführen, wird das goldene Jahrhundert nicht halb vergangen ſein, und dieſe wiedergebornen Franzoſen, in deren Geburtswerk ſie ſo erbarmend und zuthätig Hebammendienſte geleiſtet, werden wieder dies- und jenſeits des Rheins brennen, und ſich ſodann nach Wien auf die Reiſe begeben. — Fort alſo mit all dieſer politiſchen Schönfärberei, die in Frankreich erfunden, und mit Fertigkeit getrieben, nimmer bei uns zünftig werden ſoll! Den Verfaſſer des Aufſatzes, der unmöglich nach ſeiner Ueberzeugung geredet hat, beſcheiden wir nach fünf Jahren wieder zur Stelle, ob er noch alſo wie heute redet und ob ſeine glänzenden Hoffnungen ſich bis dahin erfüllt. Gerne werden alle Stammgenoſſen ihm bekennen, daß ſie ſich geirrt, wenn er als ein wahrer Weiſſager ſich bewährt hat.“

Digitized by Google

Hier bedurfte es, um den ohnedies vielfach aufgeregten Nationalgeiſt zu beruhigen und auf andere Bahn zu leiten, einer ernſten und nachdrücklichen Entgegnung. Von wem war eine ſolche zu erwarten, als vom Verfaſſer des früheren Aufſatzes? Gentz pflegte überdies ſelten mit einzelnen Widerſachern, ſondern nur mit den Hauptſprechern einer entgegengeſetzten Anſicht oder einer neu auftauchenden Partheiſtrebung gleich wie mit drohenden Bergesſpitzen anzubinden. Einen mächtigeren Gegner als Görres, ein mächtigeres Organ als den rheiniſchen Merkur, konnte er nicht erwarten. Das Aechte, Große und Staunenswürdige in Görres, ſeiner Denkart und ſeiner Sprache wußte Niemand höher zu ſchätzen, vielleicht auch Niemand ſo zu beurtheilen als Gentz. Ueber die erſten, friedlichen und frohlockenden Trompetenſtöße des rheiniſchen Merkurs hatte er ſelbſt, in einem Briefe an Rahel (vom 10. Juni 1814), mit einem ihm ungewöhnlichen Enthuſiasmus geſprochen. Bald aber trat die Verſchiedenheit des Standpunktes, der Geiſtesart und der Forderungen nur um ſo ſchärfer an den Tag. Wenn Gentz jetzt unbeſtritten der größte Vorſprecher auf der Seite der Fürſten und der Erhaltungspolitik war, ſo mußte auf der andern Seite Görres als das glänzendſte Organ der hochfliegendſten und kühnſten Enthuſiaſten gelten. Ueberhaupt haben die Mittelſtufen einen gleich großen Sprecher bis heute nicht aufzuzeigen; und auch auf der extremen Seite war Arndt neben Görres mehr ein praſſelndes, unendlich nachdruck- und farbenloſeres Feuer; und Fichte, in anderer Rückſicht größer als Alle, war doch überall mehr oder weniger denn ein politiſcher Sprecher geweſen, und ſelbſt, wo er ſich der Welt greifbar näherte, nie ganz über den Ausdruck ſeines philoſophiſchen Denkkreiſes hinausgekommen. Gerade gegen Görres, deſſen Genius und Talente er in anderer Hinſicht ſo hoch ſtellte, in die Schranken zu treten, war für Gentz erwünſcht und ſchmerzlich zugleich; kaum jemals hat er einen deutſchen Gegner mit einer ſolchen Achtungsbezeugung, als Görres, wie wir im Eingang ſehen, befehdet; und gegen ihn ſchrieb er einen der glänzendſten und energiſchſten Artikel, die aus ſeiner Feder ge-

ſloſſen ſind. (Oeſterr. Beob. 19. und 20. Januar 1816, abgedruckt in der allgem. Zeitung vom 8. und 10. Febr.)

Auch ſpäter hat ſich Gentz oft mit großem Intereſſe, oft mit Bewunderung über den Genius und die Sprache in Görres Leiſtungen geäußert. Zudem werden Manche glauben, daß mit dem Wechſel in und auf dem Kopfe von Görres eine gewiſſe Annäherung in den Anſichten beider ſtatt gefunden haben könnte. Dies iſt aber ganz irrig. Görres und das monarchiſche Prinzip, auch in freier, und in der aufgeklärteſten und geſetzlichſten Form, ſind zwei Pole, die ſich nie vereinigen konnten. Die Laufbahn von Görres iſt die des eingefleiſchten Ehrgeizes, der Ausdruck eines Charakters, der der Monarchie auch nicht einen Schritt weichen, nicht einmal mit ihr kapituliren, ſondern ſelbſt und über ſie, in welcher Form, um welchen Preis, mit welchen Mitteln immer, herrſchen und nichts als herrſchen will. Solche Geſinnungen hätten ſelbſt mit der edelſten Monarchie unter allen Umſtänden gebrochen, um ſo rückſichtsloſer, je mehr ſie Kraft in ſich fühlen, je mehr Sympathie für gewiſſe Richtungen des Zeitgeiſtes und je mehr Virtuoſität ſie beſitzen, alle wunden Seiten der Wirklichkeit und alle Gährungsſtoffe zu ihrem Vortheil zu nutzen. Die Regierungsgewalt in fürſtlichen Staaten, ſelbſt in gemiſchten Verfaſſungen, muß, wenn es ihr noch möglich iſt, eine Marklinie ziehen, über welche hinaus, wie weit auch ihr Binnenraum wäre, eine gewiſſe Form des Angriffs von ihr nicht mehr ertragen zu werden braucht, nicht mehr ertragen werden kann. Im freien England wäre Görres bis zur Rolle eines Wilkes herabgeſunken. Unter uns aber hat er die Fahne der Hierarchie nicht aus dem ordinären Beweggrund ergriffen, um die geiſtige Bewegung des Zeitalters aufzuhalten, ſondern um durch ſie dies Zeitalter ſelbſt, mit all ſeinen ſtehenden Gewalten und all ſeinem gangbaren Gehorſam auf Leben und Tod zu bekämpfen. Seine demokratiſchen Genoſſen haben ihn zum Theil verſtanden, zum Theil über das Wagſtück einer ſolchen Allianz erſchrocken, desavouirt.

Allein welche Verdrehung, Hülle oder Verblendung auch über den jetzigen Görres gekommen ſein mag, im tiefſten Grunde war er

damals, als er am Rhein die rothe Mütze ſchwenkte, kein glänzenderer und genialerer Demagog, als da, wo er, nicht gegen weitgreifende moderne Forderungen, ſondern nur gegen die unentbehrlichſten Bedürfniſſe heutiger Staatsgewalten und jetzigen Völkerdaſeins jedes alte Recht oder jede neue Anmaßung von jenſeits der Alpen her mit der berühmten und berüchtigten Wucht ſeines ſataniſchen Genius in Schutz nimmt.

Wie hätte Gentz, ſo viel wirkliche oder ſcheinbare Berührungspunkte *) auch jezuweilen zwiſchen ihnen lagen, jemals mit dieſem Gegner übereinkommen können? Sie haben ſich lebenslang und mit jedem Wort bekriegt; ſie waren und blieben durch unermeßlichen Abgrund getrennte Naturen; die Monarchie und die Republik ließen ſich noch leichter vereinigen, als ſie beide.

Ueber den zweiten Pariſer Frieden.

Die Reſultate der Friedensunterhandlungen zu Paris liegen jetzt vor den Augen der Welt. Sie bedürfen weder ausführlicher Erläuterungen, noch künſtlicher Schutzſchriften oder Lobreden; und wir würden uns nicht erkühnen, unſre Bemerkungen darüber mitzutheilen, wenn wir nicht glaubten, daß nach allen den eiteln Gerüchten, und vorſchnellen, anmaßungsvollen Urtheilen, die durch eine Menge von öffentlichen Blättern über dieſe große Angelegenheit in Umlauf gekommen waren, ein einfacher und anſpruchloſer

*) Nur einmal, aber auch in glänzender Gemeinſchaft wirkten ſie mit einander —, in der Zeit, wo ſich Görres den Namen einer fünften Macht verdiente.

Verſuch, ſie in ihrem wahren Lichte darzuſtellen, dem Publikum willkommen ſein müßte. Um zuvörderſt den diplomatiſchen Werth der letzten Pariſer Verhandlungen, ohne Rückſicht auf die dabei befolgten Grundſätze, zu würdigen, muß man in Betrachtung ziehen, was durch dieſe Unterhandlungen geleiſtet, und unter welchen Umſtänd-es geleiſtet worden iſt. Die Konferenzen, die zu den Friedensſchlüſſen führten, ſind nicht vor dem Monat September in Gang gekommen. Bis dahin waren die Miniſter der hohen verbündeten Mächte unabläſſig mit Maßregeln, die auf die Märſche und die Verpflegung der Truppen, auf die Beſtimmung der von ihnen zu beſetzenden Diſtrikte, auf die Feſtſetzung ihrer Verhältniſſe mit den Landesbehörden, und, was nicht der unwichtigſte Gegenſtand war, auf Wiederherſtellung der innern Ordnung und Ruhe in Frankreich Bezug hatten; Maßregeln, die eine tägliche und thätige Korreſpondenz mit dem franzöſiſchen Miniſterium veranlaßten, beſchäftigt.

Erſt im September nahmen die Vorbereitungsarbeiten zu den eigentlichen diplomatiſchen Konferenzen, und, wie bekannt, erſt am 20. September die Unterhandlungen ſelbſt ihren Anfang. Von da an, bis zum Tage der Unterzeichnung, ſind nicht nur die ſämmtlichen Haupt- und Nebentraktate mit Frankreich, ſondern außerdem eine Menge der wichtigſten Verhandlungen zwiſchen den verbündeten Höfen, wovon bis jetzt nur der erneuerte Allianztraktat auf authentiſchem Wege zur öffentlichen Kenntniß gelangt iſt, zu Stande gebracht worden. Ein Blick auf die Aktenſtücke reicht hin, um jedem Unbefangenen die

Ueberzeugung zu gewähren, daß in den Verträgen zwiſchen den verbündeten Mächten und Frankreich alles erwogen, beſtimmt und geſichert worden iſt, was Europa als Erſatz für die von Frankreich ihm zugefügten Uebel — ſo weit es möglich war, Erſatz dafür zu finden — und zur Beruhigung für die Zukunft nach Gerechtigkeit und Billigkeit erwarten konnte. Jeder Punkt iſt zur Sprache gekommen; für Jeden iſt das Aeußerſte verſucht, und das Mögliche durchgeſetzt worden. Die Hauptmächte haben nicht für ihren ausſchließenden Vortheil gearbeitet; im Verhältniß ſeiner Anſtrengungen für die gemeinſchaftliche Sache iſt jedem größern und kleinern Mitglied des Bundes das Seinige zu Theil geworden. Selbſt die gerechten Forderungen der Privatperſonen wurden mit eben der Gewiſſenhaftigkeit berückſichtigt, und mit eben dem Nachdruck verfochten, wie das heiligſte Intereſſe der Staaten. Nichts iſt unvollſtändig, Nichts iſt zweideutig entſchieden. Ganz auf gleiche Weiſe ſind, wie wir mit Zuverſicht behaupten dürfen, die wechſelſeitigen Verhältniſſe der verbündeten Mächte unter einander verhandelt und ausgeglichen worden. Kein Gegenſtand von einiger Erheblichkeit iſt unerörtert, keine Hauptfrage iſt offen geblieben; viele von denen, die beim Schluſſe des Wiener Kongreſſes zur Entſcheidung noch nicht reif waren, haben zu Paris ihre Auflöſung gefunden; die wenigen, die jetzt noch zu Separatunterhandlungen verwieſen werden mußten, ſind dergeſtalt eingeleitet, daß die endliche Berichtigung derſeben in kurzer Zeit vorauszuſehen iſt. Selten wurde wohl ein großes, verwickeltes, und von mannigfaltigen Schwierigkeiten

Digitized by Google

umringtes Geſchäft, in einem ſo kurzen Zeitraum ſo glücklich, ſo gründlich, und ſo erſchöpfend vollendet. Ueber dieſen Punkt müſſen ſelbſt die, die einzelne Reſultate tadeln zu können glauben, den Staatsmännern, welche das Ganze geleitet haben, verdiente Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Was aber den Geiſt und die Grundſätze betrifft, die allen dieſen Verhandlungen ihre Richtung gaben, ſo erlauben wir uns darüber nur folgende vorläufige Bemerkungen: Um einen wahren Friedensſtand mit Frankreich, in ſo weit, als er unter den obwaltenden Umſtänden denkbar iſt, zu ſtiften, mußte Europa auf Schadloshaltung für die Vergangenheit, und Sicherheit für die Zukunft dringen. Beides haben die gegenwärtigen Friedensſchlüſſe in reichem Maße gewährt. Aus dem Standpunkte der Schadloshaltung betrachtet, überſteigt der vereinte Werth der Territorialabtretungen und Geldleiſtungen, die Frankreich durch dieſe Friedensſchlüſſe aufgelegt wurden, bei weitem den Aufwand des letzten Feldzugs, der ohnehin größtentheils auf Frankreichs Koſten geführt ward. Dieſelben Geldleiſtungen aber und dieſelben Länderabtretungen bieten zugleich, aus einem andern und höhern Standpunkte betrachtet, allen benachbarten Staaten neue und ſehr wirkſame Bürgſchaften ihrer künftigen Sicherheit dar. Denn ein beträchtlicher Theil der von Frankreich zu entrichtenden Summen iſt, vermöge einer beſtimmten Uebereinkunft zwiſchen den Höfen, der Errichtung neuer Feſtungen auf verſchiedenen Punkten der Gränze gewidmet; und in militairiſcher, wie in jeder andern Rückſicht, ſind die Zurückgabe der im vorigen Friedensſchluß von den Niederlanden getrennten Diſtrikte —

Digitized by Google

die namhafte Erweiterung der deutſchen Gränzlande an der Saar und Lauter — die Abtretung von Philippeville, Marienburg, Saarlouis und Landau — die Zerſtörung der Feſtungswerke von Hüningen, und ein Zuwachs von Gebiet für die Schweiz — endlich die Wiedervereinigung von ganz Savoyen mit dem ſardiniſchen Staate — wohl nicht als unbedeutende Vortheile zu betrachten. Auf beſſere Bedingungen als dieſe — die Sicherſtellung ſo vieler Privatforderungen, die bisher nur ſehr unvollkommen gedeckt waren, mit eingerechnet — konnte Niemand Anſprüche machen, der nicht den Entſchluß gefaßt hatte, Frankreich ganz und auf immer zu Grunde zu richten. Das Letzte verlangten nun freilich Viele, denen Mißbrauch der Uebermacht für Staatsklugheit, oder blinde Rachgier für Vaterlandsliebe galt. Es erhoben ſich unter andern auf mehrern Punkten Deutſchlands Stimmen, die mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm das jetzt vollbrachte Friedenswerk, die Frucht ſo vielſeitiger Ueberlegungen und mühſamer Arbeiten, zum Voraus verdammten, wenn ſich etwa ergeben ſollte, daß nicht, als Grundlage der ganzen Verhandlung, drei oder vier beträchtliche Gränzprovinzen vom franzöſiſchen Gebiete losgeriſſen worden waren. War ein ſolcher Ausgang möglich und unerreichbar, ohne den Kriegsſtand nicht nur zu Frankreichs politiſcher Auflöſung, ſondern auch zu Europa's unnennbarem Verderben, auf unbeſtimmte Zeit hinaus fortdauern zu laſſen? Dieſe Frage iſt die erſte, die hier erwogen werden muß; und ihre gründliche Beantwortung ſetzt tiefere Sachkenntniß voraus, als man irgend einem jener leidenſchaftlichen Kunſtrichter

zumuthen darf. Eine zweite, gleich wichtige, Frage iſt: Wenn ſolche Bedingungen wirklich erſtritten, ohne augenſcheinliche Gefahr, ohne unverhältnißmäßige Aufopferungen von andrer Art erſtritten werden konnten, war es rathſam, war es weiſe, ſie zu verlangen? War dies der Weg, um einem tief zerrütteten Staate ſeine politiſche Wiedergeburt — die größte Aufgabe der europäiſchen Staatskunſt — zu ſichern oder zu erleichtern? Gab es ferner im ganzen Umfang der Politik keinen andern Grundſatz, keine andre Rückſicht, kein andres Intereſſe mehr, als Frankreich ohne Maß und Ziel zu entkräften? Und wie endlich, wenn dieſer gefahrvolle Mißgriff ein Uebel, das man kaum anzudeuten wagt, erzeugt, wenn er zwiſchen den Mächten, deren Eintracht Europa gerettet, und zu einem langen und dauerhaften Frieden den Grund gelegt hat, den Keim unſeliger Mißverſtändniſſe gepflanzt hätte? Nur Gründe von ſolchem Gewicht erklären die gleichförmige Anſicht, und den übereinſtimmenden Gang der Kabinette, der gerade bei dieſer wichtigen Frage weniger als je in Zweifel gezogen werden konnte. Denn alles, was von Verſchiedenheit der Meinungen, langen Kämpfen und lebhaften Debatten über dieſe Frage geſagt und geſchrieben worden iſt, gehört unter die Fabeln der Zeit.

Der innere Zuſtand Frankreichs iſt noch nicht von der Art, daß man die von vielen Seiten geäußerten Beſorgniſſe für grundlos erklären dürfte. Zum Glücke aber ſind dieſe Beſorgniſſe, in ſo fern die übrigen Staaten ein Intereſſe dabei haben, in ſehr enge Gränzen beſchränkt. Auf eine lange Reihe von Jahren hinaus iſt Frankreich

Digitized by Google

unfähig, ſeine Nachbarn zu bedrohen, und wenn es nicht in andern Rückſichten für Europa von äußerſter Wichtigkeit wäre, daß dies unglückliche Land zu einer feſten und dauerhaften Ordnung zurückkehre, ſo könnte man es, in der heutigen kraftvollen Stellung des europäiſchen Staatenſyſtems, ohne Gefahr ſeinem Schickſal überlaſſen. Ein ſolcher Entſchluß wäre aber mit den Grundſätzen der hohen verbündeten Souverains unvereinbar geweſen. Die Maßregeln, die ſie ergriffen haben, ſind Ihrer Weisheit und Großmuth gleich würdig. Die Aufſtellung einer zahlreichen Armee, die ſich auf die franzöſiſchen Gränzfeſtungen ſtützt, muß auf einer Seite jeden Ueberreſt von Unruhe, die bei irgend einer neuen Bewegung im Innern von Frankreich die Nachbarn ergreifen könnte, verbannen, und auf der andern Seite die königliche Gewalt, ſo viel als es geſchehen kann, ohne ſie ſelbſt in ihrem Wirkungskreiſe zu hemmen, durch ihre bloße Gegenwart kräftig unterſtützen. Mit dieſer Maßregel haben die Höfe noch andre Schritte verbunden, deren weiſen und wohlthätigen Sinn die franzöſiſche Regierung nicht verkennen wird. Auch in dieſer Hinſicht iſt alles gethan, was unter den obwaltenden Umſtänden möglich war; das Uebrige muß von der Zeit, von der Entwicklung des Guten, welches die gegenwärtige Verfaſſung neben manchen Mängeln enthält, und von dem günſtigen Einfluß der ruhigen und glücklichen Umgebungen Frankreichs auf dieſes, für ſeine Verirrungen nun endlich hart genug geſtrafte Land, erwartet werden. Wenn aber auch auf dieſem Punkte des Weltſchauplatzes der Himmel noch mit Wolken bedeckt iſt, ſo glänzt er auf allen übrigen

Digitized by Google

deſto heiterer. In keinem Zeitpunkte ſeit der Stiftung der europäiſchen Allianz war die Harmonie zwiſchen den Hauptmächten vollkommener und inniger als heute. Mit ihr iſt die Dauer des allgemeinen Friedens von allen Seiten verbürgt. Die Verhandlungen von 1814 ließen noch Manches zu wünſchen und Manches zu fürchten übrig. Die Verhandlungen von 1815 haben das große Werk vollendet. Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo die Ausſicht auf ein goldenes Zeitalter in Europa nicht mehr unter die leeren Träume gehört!

Der neue Traktat zwiſchen den vier Höfen, an eben dem Tage unterzeichnet, an welchem der Friede mit Frankreich geſchloſſen ward, iſt der Schlußſtein des ganzen Gebäudes. Mögen die erhabenen Stifter deſſelben bis in ſpäte Jahre den Lohn Ihrer Thaten genießen — das Bewußtſein, ihre Völker beglückt, und die Welt beruhigt zu haben.

Gegen Görres.

Die Bemerkungen über die Friedensunterhandlungen zu Paris im öſterreichichiſchen Beobachter vom 5. Dezember v. J. haben dem Rheiniſchen Merkur zu ſcharfen Gegenbemerkungen Anlaß gegeben. Mit dem Herausgeber dieſer Zeitſchrift treten wir ungern in einen förmlichen Kampf, weniger noch wegen der Schwierigkeit des Unternehmens, als weil in ſeinen merkwürdigen Arbeiten das Falſche und Gewagte mit dem Wahren und Großen

Digitized by Google

ſo wunderbar gemiſcht iſt, daß beſondere Geſchicklichkeit dazu gehört, jenes herauszuheben, ohne ſich an dieſem zu verſündigen. Wir denken von ihm, wie einſt Goldſmith von Burke ſagte:

> His genius is such,
> We never can praise him nor blame him too much.

Gleichwohl dürfen wir die Meinung, als hätten wir in jenem Aufſatze das Publikum mit einem leeren Gaukelſpiel getäuſcht, nicht ungerügt laſſen; und überdies iſt der Gegenſtand ſo wichtig, daß jede nähere Erläuterung desſelben ihren Werth haben muß. Der Verfaſſer des Aufſatzes im Rheiniſchen Merkur kann ſich nicht genugſam darüber wundern, daß, da doch auf den Schlachtfeldern alle Umſtände ſo günſtig geweſen, die Feldherren nicht einmal gefragt, ob es auch möglich ſei, Napoleon zu beſiegen, ſondern „in Gottes Namen drauf losgeſchlagen hätten," gleich nachher, als es zum Unterhandeln gekommen, der unſelige Widerſtreit zwiſchen den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten wieder habe beginnen müſſen. Wir verwundern uns nur, wie einen erfahrnen und einſichtsvollen Mann dieſer Kontraſt ſo befremden konnte; er iſt ſo alt wie die Geſchichte, und geht unmittelbar aus der ungleichartigen Natur des Krieges und der Diplomatik hervor. Zwar befinden ſich auch große Feldherren ſehr oft in dem Fall, die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten ſorgfältig gegen einander abwägen zu müſſen; es giebt aber Augenblicke im Kriege, wo ein raſcher, ſelbſt ein verwegener Entſchluß allein oder am ſicherſten zum Ziele führt. Dagegen liegt es im Weſen eines diplomatiſchen

Digitized by Google

Geſchäftes, daß es nicht Schlag- nicht Sprungweiſe, nur in gemeſſenem und regelmäßigem Gange gedeihen kann. Wenn zwei Heere einander gegenüberſtehen, und der Feldherr des einen das Signal zum Angriffe giebt, muß der andere die Schlacht annehmen oder fliehen. So einfach entſcheiden politiſche Kämpfe ſich nie. Der Gegner, mit welchem man unterhandelt, muß, in welcher Lage er auch ſei, das Recht behalten, den an ihn gerichteten Anträgen auszuweichen, ſie durch Gegenanträge zu mildern, in engere Schranken zurückzuführen. Wäre dies ihm verſagt, bliebe ihm nur die Wahl zwiſchen unbedingter Unterwerfung und offenem Widerſtande, ſo könnte man ſich die Mühe erſparen, Kanonenſchüſſe mit Kabinetsverhandlungen zu vertauſchen; denn bei jener Diplomatik würde wahrſcheinlich jeder Friedenskongreß nach wenig Sitzungen mit neuem Blutvergießen enden. Selbſt in gewöhnlichen Kriegen, wo es blos auf gegenſeitige Entkräftung oder Zerſtörung abgeſehen iſt, kann der Sieger oft, nach großen militairiſchen Erfolgen, nicht die Hälfte der Vortheile erzwingen, die er vor der Unterhandlung in Anſpruch nahm, oder die der müßige Zuſchauer ihm geſichert glaubte. Und in einem Kriege von ſo außerordentlicher Art, wo die Sieger durch eine Mannichfaltigkeit von Rückſichten — auf das beſiegte Land, auf ihr Verhältniß zur Regierung deſſelben, auf den Zuſtand von Europa, auf ihre eigene wechſelſeitige Stellung gehemmt und gebunden waren, ſollte es ſo leicht geweſen ſein, jede Bedingung, die von einer oder der andern Seite als nothwendig oder nützlich geſchildert werden mochte, durchzuſetzen? In dieſem Kriege

Digitized by Google

hatten die geſammten europäiſchen Mächte ſich vereinigt, nicht um Eroberungen gegen Frankreich auszuführen, ſondern um dort die letzte Nachgeburt der Uebel, die uns ſo lange gedrückt haben, zu vertilgen. In dem Friedensſchluſſe, der dieſer Unternehmung folgte, kam es nicht, wie nach einem gemeinen Kriege, darauf an, Frankreich ſo viel Land, oder ſo viel Geld abzudringen, als allenfalls gefordert werden konnte, ohne den Krieg ſelbſt bis zu verzweifelten Extremitäten zu verlängern. Eine höhere Politik mußte jeden Schritt der Unterhandlungen leiten. Die Forderungen mußten nach einem doppelten Maßſtabe beſtimmt werden. Einmal ſo, daß nicht über den Opfern, die man verlangte, der große Hauptzweck, den franzöſiſchen Thron zu befeſtigen, und neuen Erſchütterungen, von denen der Rückſchlag uns alle treffen mußte, vorzubeugen, verfehlt ward. Und dann nach Grundſätzen, über welche die Hauptintereſſenten, deren Jeder wohl gleich befugt war, ſeine Anſicht geltend zu machen, vernünftigerweiſe einig werden konnten. Es iſt kein Widerſpruch, wenn wir geſagt, „bei jedem Punkte ſei das Aeußerſte verſucht worden,“ und zugleich verſichert haben, „der Gang der Kabinette ſei durchaus übereinſtimmend geweſen.“ Denn darin eben beſtand die Weisheit der verbündeten Höfe, das das Aeußerſte, was ſie verſuchten, nur immer das war, was ſie gemeinſchaftlich für das Beſte erkannt haben. Ob eine oder die andere Macht, wenn ſie einzeln unterhandelt hätte, auf härtere Bedingungen gehalten haben würde, iſt eine eitle Frage, mit der wir uns gar nicht befaſſen wollen. Eine einzelne Macht konnte Frank-

reich weder beſiegen, noch Geſetze vorſchreiben. Sobald aber ein Unternehmen durch vereinte Kräfte vollbracht werden muß, kann das Endreſultat nicht nach der Willkühr oder dem Intereſſe eines einzelnen Theilhabers, auch nicht einer einzelnen mitwirkenden Nation, wie zahlreich und achtungswerth ſie ſein mag, ausfallen. Geſetzt alſo, es ſei in den Pariſer Verhandlungen nicht alles geſchehen, was „den Wünſchen und Erwartungen des deutſchen Volkes“ Genüge leiſten konnte, ſo wäre das allein noch kein Grund zu bittern Vorwürfen gegen die, welche an der Spitze der Geſchäfte ſtanden. Es müßte nun erſt noch gründlich unterſucht werden, ob jene Wünſche und Erwartungen nicht etwa mit andern, durchaus nicht abzulehnenden Rückſichten unvereinbar waren, und ob die deutſchen Höfe wohl gethan hätten, wenn ſie gewiſſe Vortheile für Deutſchland, unbedingt, um jeden Preis, ſelbſt auf die Gefahr eines endloſen Krieges, einer abermaligen Revolution in Frankreich, oder einer Trennung von ihren eigenen Bundesgenoſſen hätten verfolgen wollen. Hiemit hängt die Frage von der praktiſchen Möglichkeit der Sache augenſcheinlich zuſammen. Ob dieſe Frage nun durch Autoritäten und Machtſprüche, ob ſie durch das perſönliche Gewicht des geiſtreichſten und beredteſten Schriftſtellers, wenn er den Geſchäften ſelbſt gänzlich fremd war, ob ſie anders als mit der vollſtändigſten Kenntniß aller Umſtände, und des ganzen Zuſammenhanges der Unterhandlung in allen ihren Haupt- und Nebenzweigen entſchieden werden kann, das ſtellen wir dem Ausſpruch aller kompetenten Richter, und ſelbſt unſrer Gegner, inſofern ſie zu dieſer

Digitized by Google

Klaſſe gehören, anheim. Wir ſchreiten jetzt aber zu einer andern, weit wichtigeren Frage; nämlich, ob denn das, was in Paris geleiſtet worden, in der That ſo tief unter aller gerechten Erwartung, ſo durchaus unbefriedigend und niederſchlagend war, daß der deutſchen Nation nichts übrig bleibt, als „in Hoffnung beſſerer Zeiten, und im Vertrauen auf Gott ihr abermaliges Unglück zu tragen?“ Wenn wir das, was über die vorgebliche Unzulänglichkeit oder Gebrechlichkeit der letzten Pariſer Verhandlungen im Rheiniſchen Merkur und in andern deutſchen Blättern geſagt worden iſt, zuſammenfaſſen, ſo ergeben ſich zwei Hauptbeſchwerden, als Anfangs- und Endpunkte aller Kritik. Die eine, daß man nicht verſchiedene, in frühern Zeiten mit Deutſchland verbundene Provinzen, beſonders Elſaß und Lothringen, von Frankreich getrennt, die andere, daß man abermals Deutſchland ohne eine Verfaſſung gelaſſen habe. Hin und wieder liest man auch wohl noch die großen Zahlungen, die Frankreich aufgelegt worden, wären höchſtens als „mäßige Zinſen“ der uns früher abgenommenen Summen zu betrachten; doch ſcheint es, daß ſeit Bekanntmachung der Traktate über dieſen Punkt milder geurtheilt wird. In der Anklage wegen Elſaß und Lothringen, (denen Andere noch einen viel beträchtlichern Landſtrich beigefügt wiſſen wollten) wird den Miniſtern nicht blos Verblendung und Schwäche, ſondern offenbar Pflichtvergeſſenheit zur Laſt gelegt; ſie haben uns um unſer heiligſtes Recht gebracht. Jene Provinzen gehörten in frühern Jahrhunderten zu Deutſchland; viele ihrer Einwohner ſprechen heute noch deutſch; folglich iſt es ſonnen-

Digitized by Google

klar, daß wir ſie diesmal wieder einziehen mußten. „Vernichtet iſt — ſagt der Rheiniſche Merkur — was ſeit der Revolution vom Raub des Auslandes geſtiftet worden; alle Eroberungen wieder weggenommen; nur was unter den Lilien geſündigt worden, iſt noch in keiner Weiſe abgeſchloſſen; was unter dieſem Zeichen geraubt und geſtohlen wurde, iſt noch nicht zurückerſtattet.“ Wer ſollte glauben, daß ein Mann, wie der Herausgeber des Rheiniſchen Merkurs, ſolchen armſeligen Argumenten ſeine Feder leihen, und dabei von den wechſelnden Schickſalen der Staaten und Völker in Ausdrücken ſprechen würde, womit man ſonſt nur die Thaten der gemeinſten Verbrecher zu bezeichnen pflegte? Wenn das, was durch die bündigſten Verträge aufgegeben, durch oft erneuerte Friedensſchlüſſe als unabänderlich abgetreten, beſtätigt worden, über deſſen Verluſt ſich Jahrhundert lange Verjährung hingewälzt hat, noch fortdauernd Unſer Recht heißen ſoll, ſo giebt es in ſtaatsrechtlichem Sinne überall keinen gültigen Erwerbstitel, keine Sicherheit des Beſitzes mehr. Nach dieſer Lehre iſt heute kein großer noch kleiner Staat in Europa, der nicht einen Theil, oft die Hälfte, oft mehr als die Hälfte ſeiner Provinzen als halb verfallenes Gut betrachten, und jeden Augenblick erwarten müßte, daß einer der ehemaligen Beſitzer dieſer Provinzen ihm zumuthe, die „nie abgeſchloſſene“ Rechnung zu berichtigen. Es war nicht möglich, den Anſpruch an die vormals deutſchen Beſitzungen Frankreichs, wenn er einmal verſucht werden ſollte, auf eine ſchlechtere Grundlage zu ſtellen; und doch wurde dies Lieblingsargument der Zeit mit ſolcher Scho-

Digitized by Google

nung behandelt, daß, ob es gleich täglich in allen Gaſſen, und in hundert Zeitungsblättern und Flugſchriften gepredigt ward, keine namhafte Stimme ſich erhob, um die deutſche Rechtlichkeit darüber zu verſtändigen, wie es ſich mit dieſem eingebildeten Rechte des deutſchen Volks verhielt. Inwiefern mit dem Urſprung und laut verkündigten Zweck des letzten Krieges ein Eroberungsrecht im ſtrengeren Sinne ſich vertrug, wollen wir hier nicht unterſuchen. Es iſt genug, daß, ſobald Unterhandlungen eingeleitet waren, auch Abtretungen verlangt werden konnten, und ohne alle Berufung auf jenes, alle Rechtsbegriffe zerſtörende unveräußerliche Recht, oder auf ein durch Eroberung begründetes, das mit mancherlei Einwürfen zu kämpfen gehabt hätte, ſtand der diplomatiſche Weg offen, um ſelbſt die für Frankreich ſchmerzlichſten Opfer, als nothwendige Bedingungen eines gründlichen Definitivfriedens, als Entſchädigung für die Vergangenheit, als Garantie für die Zukunft zu fordern. Wir wollen es auch nicht für durchaus unmöglich erklären, daß die franzöſiſche Regierung in ihrer damaligen hülfloſen Lage ſich zuletzt nicht in noch härtere Bedingungen gefügt hätte, als die, in welche ſie gewilligt hat. Weder der Geſchicklichkeit des franzöſiſchen Kabinets (die unter den obwaltenden Umſtänden von keiner Wirkung ſein konnte), noch einer geheimen Vorliebe dieſes oder jenes verbündeten Hofes für Frankreich, noch der Furcht vor einem Nationalaufſtande, noch irgend einem andern verborgenen Motiv iſt es zuzuſchreiben, daß Elſaß und Lothringen bei Frankreich geblieben ſind. Eben ſo wenig erklärt ſich die Sache durch

Digitized by Google

Eiferſucht der Alliirten unter einander. Nach gemeinen politiſchen Maximen hätten ſie vielmehr ſämmtlich darnach ſtreben müſſen, die Maſſe der Territorialabtretungen Frankreichs ſo ſehr als möglich zu vergrößern, weil jeder wohl wußte, daß ihm auf den bekannten Wegen der Kompenſationen, der Theilungen, der Austauſchungen u. ſ. f., das Seinige zuletzt nicht entgehen konnte. Wenn dies nun alles nicht Stich hält, was bleibt am Ende übrig, um das Verfahren der unterhandelnden Höfe, ihre gemeinſchaftliche Genügſamkeit begreiflich zu machen?*) — Sie müſſen durch Gründe beſtimmt worden ſein. Dieſe Gründe ſind nicht einmal Staatsgeheimniſſe. Wenn auch einige derſelben wohl erſt ſpäter in ihrer ganzen Vollſtändigkeit möchten entwickelt werden können, ſo gehen doch andere, und gerade die ſtärkſten ſo unmittelbar aus der Sache ſelbſt, aus allgemein bekannten Verhältniſſen und Begebenheiten hervor, daß man ſie ohne alle Gefahr darſtellen

*) In dem Artikel des Rheiniſchen Merkurs, auf welchen wir uns hier zunächſt beziehen, wird von unſern frühern Aeußerungen über die Einſtimmigkeit der Mächte in dieſer Frage geſagt: „Deutſchland ſei urkundlich des Gegentheils verſichert.“ Wenn das iſt, ſo haben wir das Publikum aus Unwiſſenheit oder gefliſſentlich falſch berichtet. Ehe wir uns aber eines ſo ſchweren Vergehens ſchuldig bekennen, wollen wir die Bekanntmachung der Urkunden erwarten, welche die von uns behauptete Thatſache widerlegen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man uns nicht verfälſchte und verſtümmelte Auszüge aus Privatgutachten, die nie der Gegenſtand einer miniſteriellen Verhandlung geworden ſind, als Urkunden wird aufdringen wollen.

Digitized by Google

darf. Die wichtigſten der Provinzen, die Frankreich entriſſen werden ſollten, hatten beim Ausbruch der Revolution ſeit mehr als hundert Jahren zu ſeinem Gebiet gehört. So ſehr es auch zur Zeit Ludwigs XIV. Deutſchland ſchmerzen, und mit Recht ſchmerzen mochte, ſie verloren zu haben, ſo hatte doch der Beſitz derſelben das Gleichgewicht der Kräfte nicht in dem Grade geſtört, daß es jenem unternehmenden Monarchen gelungen wäre, auch nur einen ſeiner Hauptplane durchzuſetzen; die letzten fünfzehn Jahre ſeines Lebens waren vielmehr eine Reihe von Demüthigungen und Drangſalen für ihn. Seit dem Tode Ludwig XIV. hatte Frankreich, wenn auch gelegentlich Theilnehmer an Kriegen, von welchen Deutſchland, die Niederlande oder Italien der Schauplatz wurden, die benachbarten Staaten nie weſentlich bedroht, neue Eroberungen kaum verſucht, viel weniger ausgeführt, und in den größten Verhandlungen der Zeit eine unentſcheidende, oft untergeordnete Rolle geſpielt. Während des nämlichen Zeitraums hatten alle übrigen europäiſchen Hauptmächte ihre Beſitzungen, ihren Militairſtand, ihren politiſchen Einfluß in ſolchen Verhältniſſen geſteigert, daß Frankreich ſchon dadurch auf der Wagſchale relativer Macht merklich leichter werden mußte. Am Schluſſe der Regierung Ludwigs XV. war dieſer Staat ſo ohnmächtig, daß er den kühnſten Unternehmungen anderer Höfe kaum noch mit einer Proteſtation zu begegnen wußte. Damals und während der fünfzehn erſten Regierungsjahre Ludwigs XVI. würde man den einen Träumer genannt haben, der in der alten, ſo lange beſtehenden Vereinigung gewiſſer, ſonſt

Digitized by Google

deutſchen Länder auf dem linken Rheinufer mit Frankreich, eine für die Ruhe und Sicherheit von Deutſchland und Europa furchtbare Konſtellation zu ſehen geglaubt hätte. Wäre ſie an und für ſich ſo gefahrvoll geweſen, als ſie in den letzten Zeiten geſchildert worden iſt, wie hätte ſie ein Jahrhundert lang unſchädlich, ungefürchtet, ja unbeachtet bleiben können? Als der gewaltige Strom der franzöſiſchen Revolution, und ſpäter die verheerenden Fluthen der aus ihr entſprungenen eroberungsſüchtigen Militairherrſchaft, ſich über alle benachbarte Länder ergoſſen, konnten höchſtens in den erſten Perioden dieſer großen Erſchütterung die Fortſchritte der franzöſiſchen Waffen durch eine mehr oder weniger vorwärts liegende Gränze einigermaßen erleichtert oder erſchwert werden. Wer aber, der in der Geſchichte dieſer Zeit nur mit halb offenen Augen geleſen hat, wird jetzt noch glauben, das Geſchehene wäre abgewendet worden, wenn Frankreich einige bequeme Angriffspunkte weniger beſeſſen hätte? Eine Macht, die weder der Rhein, noch die Elbe, noch die Weichſel, noch die Alpen, noch die Pyrenäen in ihrem ungeſtümen Vordringen aufhalten konnten, hätte ſich gleich Anfangs an den ſchwachen Schranken einiger Gränzplätze gebrochen? Die wahren Urſachen des Unheils, ſowohl die, welche den Angreifenden ihre unnatürlichen Kräfte verliehen, als die, welche auf allen Punkten den Widerſtand hemmten, ſind heute ſo vollkommen bekannt, daß es überflüſſig wäre, dabei zu verweilen. Wir wiſſen alle, daß es weder die eigenthümliche und bleibende Stärke Frankreichs, noch die nothwendige Schwäche der andern Staaten, ſondern ein

Digitized by Google

beiſpielloſer Zuſammenfluß politiſcher und militairiſcher Vortheile von einer, politiſcher und militairiſcher Fehler von der andern Seite war, was ſo tiefes Verderben über Europa brachte.

Nachdem durch die Anſtrengungen des großen europäiſchen Bundes das koloſſale Gebäude geſtürzt war, erkannten die Führer, daß, um die Wurzel des Uebels auszurotten, Frankreich in ſeine alten Gränzen verwieſen, vor allem aber neuen Erſchütterungen und Revolutionen in dieſem Lande wirkſam vorgebeugt werden mußte. Das Letzte glaubten die verbündeten Höfe durch die Wiedereinſetzung des Hauſes Bourbon am ſicherſten erreichen zu können; und obgleich über die Form und die Bedingungen der Ausführung dieſer Maßregel die Meinungen unter den Verſtändigen getheilt waren, und es jetzt noch ſind, ſo fand doch die Maßregel ſelbſt allenthalben lauten und einſtimmigen Beifall. Auf dieſen beiden Grundlagen ward der Friede von **1814** geſchloſſen, an welchem allerlei geringfügige Nebenſachen mit unverdienter Bitterkeit getadelt worden ſind, während der einzige Vorwurf, der ihn vielleicht treffen konnte, kaum je zur Sprache gekommen iſt. Die Rückkehr Napoleons, obgleich nichts als eine vorübergehende blutige Erſcheinung, die ein einziger entſcheidender Tag vernichtete, hatte doch den Stand der Dinge in Frankreich weſentlich geändert. Von einer Seite hatte ſie dieſem unglücklichen Lande in wenig Monaten viel tiefere Wunden geſchlagen, als es unter dreijährigen Niederlagen davon trug; und gewiß iſt, daß die Nothwendigkeit, Frankreich durch eine bedeutende Gebietsverminderung unſchädlich zu

Digitized by Google

machen, in keinem Zeitpunkte weniger einleuchtete, als nach jener Kataſtrophe. Von der andern Seite hatte die zweite, dem Range nach die erſte Hauptbedingung eines dauerhaften Friedens, die Wiederherſtellung und Aufrechthaltung einer feſten Ordnung der Dinge im Innern des Landes *) jetzt ungleich größere Schwierigkeiten, als im Jahr **1814**. Die königliche Macht hatte den größten Theil ihres damaligen Anſehens und ihrer damaligen Volksgunſt verloren. Die öffentliche Meinung ſchrieb dem Hofe (mit Recht oder mit Unrecht, iſt hier nicht der Ort zu prüfen) die Hauptſchuld der unſeligen Unternehmung Napoleons, und aller daraus entſprungenen Widerwärtigkeiten zu. Der König und ſeine Rathgeber wurden für jedes harte Opfer, das Frankreich zugemuthet werden mußte, verantwortlich gemacht. Eine Menge der königlichen Parthei ungünſtige Umſtände waren, während der letzten Kriſis ans Licht, eine Menge bedenklicher Fragen zur Erörterung gekommen, welche Unruhe und Gährung in alle Gemüther warfen. Wer Frankreich in dieſem Zeitraum geſehen, und deſſen wahre Lage gekannt hat, der weiß, wie ſchwierig es war, unter ſolchen Umſtänden den Thron zu befeſtigen. Und dennoch hielten die verbündeten Höfe dies ſchlechterdings

*) Dies allein verſtanden wir unter der politiſchen Wiedergeburt Frankreichs, worüber im Rheiniſchen Merkur eben ſo unpaſſend als bitter geſpottet wird. Nicht aus falſcher Zärtlichkeit für Frankreich (einem Motiv, welches den Mächten nur aus reinem Muthwillen angedichtet werden kann), ſondern aus wohlverſtandener Selbſtliebe, aus Sorge für das gemeine Wohl von Europa mußten wir alle an dieſer Wiedergeburt arbeiten.

Digitized by Google

für das größte und dringenſte Geſchäft. Wenn ſie hierin irrten, ſo irrten ſie wenigſtens mit vollem Bewußtſein, mit Selbſtſtändigkeit und Konſequenz; daß ſie irrten, müßte durch Thatſachen und Argumente, nicht durch Kraftworte und Epigramme bewieſen werden. Mit dieſer ihrer vornehmſten Aufgabe aber ſtand die Frage von Territorialabtretungen Frankreichs zur beliebigen Vergrößerung Deutſchlands nicht nur in keiner Gemeinſchaft, ſondern in unverkennbarem Widerſpruche. Die ſchwerſten Geldopfer werden verſchmerzt; die empfindlichſten Demüthigungen vergeſſen; über den Verluſt einzelner Gränzbezirke und Gränzfeſtungen ließen ſich noch Beruhigungsgründe finden; nie aber wäre dem Hauſe Bourbon die Losreißung beträchtlicher Provinzen von franzöſiſchen Gebiet verziehen worden. Es hätte ſich zwiſchen der regierenden Familie und der Nation ein unheilbarer Bruch ergeben; und dem Könige und ſeinen Nachfolgern wäre nur die Wahl geblieben, ſich durch gewaltſame und gefahrvolle Mittel zu behaupten, oder auf Koſten der freundſchaftlichen Verhältniſſe mit den Nachbarn um die Volksgunſt zu werben, und im erſten günſtig ſcheinenden Augenblick nach Wiedererlangung des Verlornen zu trachten. Von dieſer Wahrheit waren diejenigen nicht am wenigſten überzeugt, die am heftigſten darauf drangen, daß die vortheilhafte Gelegenheit (als wenn dieſe allein die Stelle aller rechtlichen und politiſchen Gründe vertreten könnte!) nicht unbenutzt bleiben, und alles Land zurückgefordert werden müßte, das jemals deutſche Stämme bewohnt hatten. Gerade dieſe ſprachen von einem abermaligen Kriege, von einem dritten und

letzten Kriege, wie von einem ganz natürlichen Ereigniß, ungefähr wie von der Rückkehr des Sommers nach dem Winter; belebt von der Hoffnung, daß es dann vielleicht gelingen möchte, „ein Volk, das für Deutſchland beſſer nicht geboren wäre," ganz zu vertilgen, oder wenigſtens deſſen Land unter die Nachbarn zu vertheilen. So aber dachten und rechneten die verbündeten Höfe nicht. Sie ſtrebten nach einem dauerhaften Frieden. Nur was dieſen verbürgen konnte, war ihnen willkommen, was ihn untergraben, was ihn früher oder ſpäter zerreißen mußte, die Hauptklippe, der ſie ausweichen wollten. Sie waren nicht gekommen, um Frankreich zu zerſtückeln oder aufzureiben, ſondern, um es mit Europa gründlich zu verſöhnen. Jenes war einfach und leicht, und hätte wahrlich weder großer Kunſt noch außerordentlichen Muthes bedurft; dieſes konnte nur ein Werk der Mäßigung, der Selbſtbeherrſchung, der Verzichtleiſtung auf ſcheinbaren Gewinn, eines reifen und durchdachten Entſchluſſes ſein. Nichtsdeſtoweniger wäre es unbillig, zu verlangen, daß über dieſe wichtige Frage überall nur Eine Meinung herrſchen, daß das ganze deutſche oder europäiſche Publikum den Grundſätzen, nach welchen in Paris verfahren worden, ohne Prüfung, ohne Einwendung, blind und unbedingt huldigen ſollte. Die Ironie, mit welcher im Rheiniſchen Merkur geſagt wird, „die Miniſter hätten ja nur die Stimmen, die im Namen Aller geſprochen, zum Stillſchweigen bringen dürfen, um des Beifalls Aller gewiß zu ſein," ſchlägt ſich ſelbſt zu Boden; daß ſie den zügelloſeſten Deklamationen freien Lauf gelaſſen, beweiſet eben,

wie wenig ſie ſie gefürchtet. Kein aufgeklärter Staatsmann wird ſich dem Wahne hingeben, daß vor ſeinen Beſchlüſſen alle Kritik verſtummen müſſe. Noch weit weniger wäre es uns zu verzeihen geweſen, wenn wir die in öffentlichen Blättern ausgeſprochenen Urtheile deshalb voreilig und anmaßend genannt hätten, weil ſie den Reſultaten der Unterhandlung nicht günſtig waren. Wenn ſich aber, anſtatt ruhiger Erörterungen, beſcheidener, ſei es auch ſtrenger, Kritik, motivirten Tadels (die freilich vor dem Abſchluß nicht Statt finden konnten), nichts als Unmuth, Bitterkeit, Hohn, und die feindſeligſten Auslegungen vernehmen laſſen, wenn von Gründen und Gegengründen gar nicht die Rede iſt, wenn man kaum vorausſetzen oder zugeben will, daß die handelnden Perſonen ſich überhaupt nach Gründen beſtimmt hätten, ſondern ihr ganzes Werk als reines Erzeugniß der Gedankenloſigkeit, des Leichtſinns, der Gleichgültigkeit gegen Nationalehre und Nationalwohl, der äußerſten Schwäche, Verblendung oder Feigheit verwirft, — ſoll es auch dann noch nicht erlaubt ſein, über Anmaßung zu klagen? — Die Vernachläſſigung der wichtigſten Angelegenheiten Deutſchlands iſt ein anderer Haupttext zu heftigen Beſchwerden, deren Gewicht, wenn ſie irgend gegründet wären, ausſchließend auf die Miniſter der deutſchen Höfe fallen mußte. Als Tadel der Konferenzen zu Paris iſt es kaum der Mühe werth, ſie zu beantworten; denn, wer hätte erwartet, daß man ſich in dieſen Konferenzen mit deutſchen Konſtitutionsproblemen beſchäftigen ſollte? Da dieſer Gegenſtand aber der große Vereinigungspunkt aller Mißver-

gnügten iſt, da er beſonders im Rheiniſchen Merkur allen andern Klagen zum Grundton und zur fortlaufenden Begleitung dient, und da er ſelbſt in dem gegen uns gerichteten Aufſatz die erſte Rolle ſpielt, ſo können wir, ohne in die Frage von der politiſchen Einheit Deutſchlands weiter einzugehen, als ſchlechterdings nothwendig iſt, wenigſtens die Art, wie ſie hier mit den letzten Friedensunterhandlungen verflochten wird, nicht unbemerkt und ungerügt laſſen. Die Stelle, welche hierüber die härteſten Aeußerungen enthält, iſt wörtlich folgende: „Dieſe zarte, feinſinnige Politik, die neben der Wiedergeburt Afrika's ſo emſig für die des benachbarten Volkes ſorgt, das für Deutſchland beſſer nicht geboren wäre, hat aber gar nicht nachgefragt, ob denn die Wiedergeburt des eignen Vaterlandes möglich ſei, nachdem Rußland in Polen, und England in Hannover und Belgien den ſcharfen Keil hineingetrieben, und hat vielmehr, nachdem ſie nothdürftig uns eine Anarchie ſtatt einer Verfaſſung bereitet und übergeworfen hat, ſich ohne umzuſehen davon gemacht.“ Was unter der Wiedergeburt Frankreichs zu verſtehen ſei, glauben wir hinreichend erklärt zu haben. Mit dieſer findet ſich hier die Wiedergeburt Deutſchlands auf eine und dieſelbe Linie geſtellt; ſo daß es den Schein gewinnt, als ſei Deutſchland ungefähr in eben dem Zuſtande der Zerrüttung und Anarchie, aus welcher die verbündeten Mächte Frankreich riſſen. Die einzelnen deutſchen Staaten können damit unmöglich gemeint ſein; denn, was auch von ihren Gebrechen zu ſagen ſein mag, der innere Friede, und die geſetzliche Ordnung ſind

Digitized by Google

bis jetzt, Gottlob, in keinem geſtört. Folglich kann ſich die Parallele nur auf Deutſchland als ein Ganzes beziehen; ſie hat nur Einen Sinn, inſofern ſie die Abweſenheit einer deutſchen Föderativverfaſſung andeuten ſoll, und nicht einmal einer Föderativverfaſſung überhaupt — denn der Grund dazu iſt in der Bundesakte gelegt — ſondern nur einer ſolchen, die allen Forderungen kleiner und großer Schriftſteller gerecht werden, und allen wahren und eingebildeten Bedürfniſſen Genüge leiſten könnte. Anarchie heißt alſo im Sprachgebrauch des Rheiniſchen Merkurs der Zuſtand, in welchem Deutſchland dieſer idealiſchen Verfaſſung beraubt iſt; und Wiedergeburt des eignen Vaterlandes der wundervolle Akt, der eine ſolche aus tauſend ungleichartigen Elementen, und eben ſo viel mit einander ſtreitenden Theorien plötzlich hervorſpringen hieße. Es iſt grammatiſch und logiſch unmöglich, mit jenen Ausdrücken einen andern Sinn zu verbinden. Nun aber ſchreiten wir zu einer Gewiſſensfrage: hat ein politiſcher Schriftſteller das Recht — wir meinen nicht das äußere Recht, welches wir in keinem Fall beſchränkt wiſſen wollen, ſondern — das innere, die moraliſche Befugniß, durch willkürliche Verwechslung und Vermiſchung der Worte und Begriffe eine grundfalſche Anſicht der Dinge zu verbreiten, aus welcher nichts als Unzufriedenheit mit der Gegenwart, überſpannte Forderungen an die Zukunft, Herabwürdigung und Geringſchätzung deſſen, was für das öffentliche Wohl unternommen, und wirklich geleiſtet worden, und eine feindſelige Stimmung gegen alles, was uns umgiebt, hervorgehen kann? Oder iſt es etwas

anders, als gewaltſame Sprach- und Ideenvermiſchung, wenn man Worte, wie Zerrüttung, Anarchie, Wiedergeburt, nachdem man ſie von einem Staate, der ſich ſo eben in einer wahren politiſchen Auflöſung befand, gebraucht hat, in demſelben Redeſatze auf Deutſchland anwendet, blos weil es dieſem noch an einem Föderativſyſteme mangelt, das alle deutſchen Staatskünſtler befriedigte? Wenn man in einem Tone, als wäre die deutſche Nation in den Unterhandlungen zu Paris aufs Gröbſte gemißhandelt worden, von ihr rühmt, „ſie werde im Vertrauen auf Gott ihr abermaliges Unglück ertragen?“ Iſt Deutſchland in einem Zuſtande der Anarchie, weil die Maſſe von ſelbſtſtändigen und geſchloſſenen Staaten, die Deutſchland genannt wird, kein gemeinſchaftliches Oberhaupt, oder keine gemeinſchaftliche Geſetzgebung oder Gerichtsverwaltung hat, ſo kann man mit gleichem Rechte ſagen, daß auch Europa ſich in der Anarchie befindet, ſo lange es ein bloßes Aggregat unabhängiger Staaten, ohne ein oberſtes Tribunal und eine oberſte vollziehende Gewalt darbietet. Oft genug hat man ſich in müßigen Spekulationen damit beſchäftigt, wie eine europäiſche Bundesverfaſſung zu ſtiften wäre; die Natur der Dinge, gewaltiger als alle eitlen Verſuche politiſcher Goldmacherei, hat ſich dagegen aufgelehnt. Ob ſie eine deutſche Bundeseinheit im Sinne des Rheiniſchen Merkurs eher aufkommen laſſen ſollte, als jene europäiſche, mag die Zukunft lehren. Höchſt auffallend iſt es ferner, behaupten zu hören, daß die Aufgabe ſchwieriger geworden ſein ſoll, ſeitdem „Rußland in Polen, und England in Hannover und Belgien den ſcharfen Keil

Digitized by Google

hineingetrieben“ hätten! Wie viel ließe ſich über dieſe Zuſammenſtellung ſagen: Hannover und Belgien, jenes ein uralter deutſcher Staat und eine Zierde des deutſchen Namens, dieſes, eine für Deutſchland weit mehr noch als für England errichtete Vormauer gegen Frankreich, ſollten unſere Lage ſo verſchlimmert haben, daß es deshalb zweifelhaft geworden wäre, ob eine deutſche Bundesverfaſſung beſtehen kann? Doch, wozu länger bei ſolchen räthſelhaften Aeußerungen verweilen? Es iſt faktiſch gewiß, daß weder die Vergrößerung Rußlands in Polen, noch die unbedeutende Erweiterung des Königreichs Hannover, noch die Errichtung des Königreichs der Niederlande, auf die Regulirung der innern politiſchen Angelegenheiten Deutſchlands Einfluß gehabt, und daß Rußland ſo wenig als England, der Stiftung eines deutſchen Föderativſyſtems je irgend ein Hinderniß in den Weg gelegt hat. Dieſer einzige ſtreng hiſtoriſche Umſtand giebt den Maßſtab zur Beurtheilung einer großen Menge unnützer Deklamationen, womit das deutſche Publikum ſeit Jahr und Tag beunruhigt worden iſt. Wer, der die Geſchichte der politiſchen Unterhandlungen der letzten Zeit nur aus dem Rheiniſchen Merkur gelernt hätte, müßte nicht glauben, in allen dieſen Verhandlungen ſei das gutmüthige, argloſe, verlaſſene deutſche Volk immer wechſelsweiſe Franzoſen, Engländern und Ruſſen zum Spiel und Spott überliefert worden. Was bleibt aber von dergleichen Schilderungen, wenn man ſie mit dem wahren Verlauf der Sachen vergleicht? Nicht blos die Hauptumriſſe, und die hervortretenden Figuren des Gemäldes,

Digitized by Google

auch das Licht, in welches das Ganze geſtellt iſt, auch der Karakter, der Ton, das Kolorit, alles iſt anders, als es in der Wirklichkeit war. Wir ſind weit entfernt, den Herausgeber des Rheiniſchen Merkurs zu beſchuldigen, daß er ſeine Leſer je abſichtlich getäuſcht hätte. Wir glauben, daß er größtentheils aus unſichern Quellen geſchöpft, auf Prüfung und Berichtigung der Thatſachen viel zu wenig Werth gelegt, und in der Darſtellung der Reſultate ſeiner Einbildungskraft oft mehr zugeſtanden hat, als im hiſtoriſchen und praktiſchen Felde erlaubt iſt. Den Vorwurf, den er dem Verfaſſer des Artikels im Beobachter gemacht hat, nämlich, gegen ſeine Ueberzeugung geſchrieben zu haben, geben wir ihm nicht zurück. Dergleichen Anklagen ſollten Schriftſteller von gewiſſem Gehalt, was auch die Verſchiedenheit ihrer Anſichten ſein mag, des gemeinſchaftlichen Intereſſes der Aufrechthaltung ihres Anſehens und ihrer Würde eingedenk, nie gegen einander ausſprechen. — Die Herausforderung „über fünf Jahre" nehmen wir, wenn das beiderſeitige Leben ſo weit reicht, ohne die mindeſte Beſorgniß an. Es können bis dahin neue Stoffe zu gefährlichen Krankheiten ſich entwickelt, neue, jetzt noch ungeahnete Plagen die Menſchheit heimgeſucht haben; daß aber keins der Uebel, womit der Rheiniſche Merkur in ſeinen erſchütternden Weiſſagungen uns bedroht, eintreffen werde, davon ſind wir jetzt, wie zuvor, obgleich immer bereit, die Gründe unſerer Hartnäckigkeit darzulegen, überzeugt.

Zum Schluſſe müſſen wir noch auf eine Stelle des frühern Artikels zurückkommen, woran viele Leſer

Anſtoß genommen zu haben ſcheinen; die, wo von einem goldenen Zeitalter, oder vielmehr, von der Ausſicht auf ein goldenes Zeitalter die Rede war. Der ganze Zuſammenhang lehrt, daß wir das Wort in keinem andern Sinne gebraucht haben, als, inſofern damit ein langer ungeſtörter äußerer Friedensſtand bezeichnet wird. Vermeſſenheit wäre es, auch nur dieſen beſtimmt verbürgen zu wollen. Da wir aber der feſten Meinung waren und ſind, daß bei den heutigen Verhältniſſen der großen Mächte unter einander, und nach allem, was in den zwei letzten Jahren geſchehen iſt, ein Hauptkrieg in Europa nur durch eine der gewaltſamſten Revolutionen, die zu beſorgen wir keinen Grund ſehen, veranlaßt werden könnte, ſo ſcheint uns allerdings der Friede der Welt im Ganzen beſſer geſichert, als er es vielleicht ſeit einem Jahrhundert war. Dies nannten wir die Ausſicht auf eine goldene Zeit. Selbſt ſo werden freilich Viele ſie nur für einen goldenen Traum gelten laſſen; am Ende iſt ja auch wohl dieſer noch ſo viel werth als eine leere und finſtere Prophezeihung.

Digitized by Google

Nachtrag zu Seite 115 und 116.

Am Schluſſe des Artikels: „Ueber die Preßfreiheit in England" ſetzte Gentz in den Wiener Jahrbüchern folgende Note bei:

„Die Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes der Preßfreiheit in Frankreich bleibt für das nächſte Heft ausgeſetzt, in welchem wir mit einigen Bemerkungen über das Cenſurſyſtem dieſen Aufſatz zu beſchließen gedenken. — Wir werden dabei auch auf die uns ſo eben zugekommene Schrift des Hrn. Profeſſor Krug: „Entwurf zur deutſchen, und Darſtellung der engliſchen Geſetzgebung über die Preßfreiheit", Rückſicht nehmen. Wir legen zwar auf die franzöſiſche Broſchüre über die engliſche Preßgeſetzgebung, von welcher Hr. Krug hier eine Ueberſetzung liefert, keinen ſonderlichen Werth, einen deſto größern aber auf ſeine eignen Vorſchläge, deren Erörterung wir uns beſtimmt vorbehalten."

Dem Anhang über die Briefe von Junius gab er in den Jahrbüchern eine Entſchuldigungsnote zum Geleit, die hier auch ihre Stelle finden kann:

„Dieſer Aufſatz iſt weitläufiger geworden, als wir urſprünglich beabſichteten. Wir ſchmeicheln uns jedoch, daß er, wo nicht aus andern Gründen, doch als Beitrag zur Geſchichte der politiſchen Literatur für viele unſerer Leſer Intereſſe haben wird."

73741030

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google